Die Mohicaner von Paris.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Fünftes bis achtes Bändchen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1855.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

XXIX.

Resignation.

Die Trostlose, wie die schöne Susanne von Valgeneuse ihre Freundin nannte, ließ ein Herz zurück, welches nicht minder trostlos, als das ihre.

Dieses Herz war das von Justin.

Wir täuschen uns: wir müßten sagen Herzen.

Diese Herzen waren die von Justin, von seiner Mutter, von Schwester Céleste, vom guten Professor und vom Pfarrer der Bouille, der nicht wußte, was er Schlimmes that und sich in der Einfalt seiner Seele für einen Boten der Freude hielt, während er im Gegentheil ein Bote der Schmerzen war.

Doch diejenige, welche von Allen am meisten gelitten, denn sie hatte für sich und ihren Sohn gelitten, war die Mutter.

Sie, die am Anfang so stark, war am Ende gelähmt gewesen.

Vor dem Abschied war sie, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Schrei von sich zu geben, ohne eine Thräne zu vergießen, unmerklich ohnmächtig geworden.

Keiner von diesen egoistischen Unglücklichen hatte ihre Ohnmacht bemerkt.

Derjenige, welcher es bemerkte, weil es ihm schien, als ränge ein Theil seines Herzens mit dem Tode, war Justin.

„Meine Mutter! meine Mutter!“ rief er, „ei! seht doch meine Mutter!“

Man stürzte sich auf die Blinde; Justin fiel vor ihr auf die Kniee und umschlang sie mit seinen Armen.

Ihr Gesicht war wachsfarbig geworden; ihre Hände waren kalt wie Marmor; ihre Lippen bläulich.

Die Letztgeborenen der Hoffnungen ihres Alters waren gestorben.

Das Erschreckliche bei Allem dem war, daß man die Schuld nicht auf irgend Jemand werfen, nicht gegen irgend Jemand Anklage erheben konnte.

Jedermann hatte eine gute Absicht gehabt, selbst der arme Pfarrer der Bouille.

Das war Verhängniß, nichts Anderes.

Man lief zum Apotheker, der Salze gab.

Mittelst der Salze und des Essigs kam Madame Corby wieder zu sich.

Das Erste, nicht was sie sah, die arme Blinde! sondern was sie fühlte, war ihr Sohn, der sie tröstete, er, der des Tröstens selbst so sehr bedurfte.

Doch der gute Justin bemerkte seinen Schmerz nicht, wenn Jemand in seiner Nähe litt, und besonders, wenn dieser Jemand seine Mutter war.

Er blieb also bei Madame Corby, nicht nur bis sie wieder zu sich gekommen war, sondern sogar bis sie sich zu Bette gelegt hatte.

Dann aber, da sie begriff, daß es für ihren Sohn Bedürfniß war, selbst zu weinen, und wohl fühlte, er wage es nicht, in ihrer Gegenwart zu weinen, aus Furcht, sie in Verzweiflung zu bringen, verlangte sie von ihm, daß er sich in sein Zimmer zurückziehe.

Justin ging in sein Stübchen hinab; Alles, was er vom ersten Stocke mitnahm, war der Orangenblüthenkranz, den Mina, als sie ihn verlassen, von ihrem Kopfe gerissen und ihm zugeworfen hatte.

Der gute Professor ging mit Justin hinab.

Was den Pfarrer der Bouille betrifft, — er hatte nichts mehr in Paris zu thun; er setzte sich um sechs Uhr Abends wieder in den Wagen nach Rouen und nahm das verfluchte Geld mit, das ein so großes Unglück verursacht hatte.

Während er sich von dem Babylon entfernte, wo sich bald unser Drama entrollen wird, waren Justin und sein Professor wieder in die Stube der Schüler hinabgegangen, denen man aus Anlaß der großen Feierlichkeit, welche statthaben sollte, und zugleich wegen des Fasching=Montags, der ausnahmsweise in diesem Jahre auf den Anfang des Februars fiel, Vacanz gegeben hatte.

Das düstere Gesicht seines Zöglings flößte dem guten Müller eine tiefe Angst ein; er fing an, in der Hoffnung, ihn zu zerstreuen, Justin an alle mögliche gemeinschaftlich erlebte Geschichten zu erinnern, und ging dabei bis zu dem Augenblick, wo das Zusammentreffen mit dem kleinen Mädchen vorgefallen war.

Hier wollte er anhalten; nun war es aber Justin, der seinerseits umständlich das anbetungswürdige Leben erzählte, das er seit sechs Jahren geführt hatte.

„Wir sind zu glücklich gewesen," sagte er; „viele Ahnungen haben mir verkündigt, ich müsse mich darauf vorbereiten, früher oder später den Sieg, den ich über mein schlimmes Geschick davongetragen, theuer zu bezahlen. Ich habe sechs Jahre lang eine unaussprechliche Glückseligkeit genossen; das ist beinahe das Sechstel des Lebens: wenige Menschen können dasselbe sagen. Ich habe die Freuden dieser sechs Jahre vergessen; ich werde das Unglück vergessen, wie ich die Freude vergessen habe: Freuden und Schmerzen werden sich eines Tages in der grauen Tinte der Vergangenheit verschmelzen. Seien Sie also nicht besorgt um mich, mein lieber Meister; halten Sie mich nie für fähig, einen finstern Vorsatz zu fassen. . . Gehöre ich übrigens mir?

bin ich mich nicht meiner guten Mutter, meiner armen Schwester schuldig? Nein, nein, mein lieber Meister, mein Entschluß steht fest: ich habe gegen die Armuth gekämpft, ich werde gegen den Schmerz kämpfen. . . Lassen Sie ein paar Tage meine Wunden sich vernarben; erlauben Sie besonders, daß ich allein bleibe; in der Einsamkeit ist für die ergebenen Herzen eine unbekannte Religion: die Resignation, lieber Meister, ist die Stärke der Schwachen, und Sie werden mich stärker und geprüfter in den Kampf des Lebens zurückkehren sehen."

Der alte Meister entfernte sich erstaunt, beinahe erschrocken über die Macht der Resignation dieses Menschen, aber völlig beruhigt über die Folgen seiner Verzweiflung.

Justin, nachdem er Müller bis zur Hausthüre begleitet hatte, kehrte in sein Zimmer zurück und ging langsam und lang mit gekreuzten Armen und gesenktem Kopfe auf und ab, wobei er von Zeit zu Zeit die Augen zur Decke emporrichtete, als hätte er vom Himmel eine Erklärung des Räthsels verlangen wollen, das man das Verhängniß nennt.

Zwei- oder dreimal ging er bis zur Thüre des Schrankes, wo das Violoncell in seinem Kasten schlummerte.

Doch er öffnete die Thüre nicht einmal.

An diesem Abend war er noch zu schwach.

Bis Morgens um drei Uhr ging er so auf und ab; er hatte vom vorhergehenden Morgen an nicht weinen können.

Sein Schmerz versteinerte sich, so zu sagen, in seinem Busen und erstickte ihn. Er warf sich auf sein Bett: die Müdigkeit gewann die Oberhand, und er entschlief.

In der Nacht vorher hatte er dieselbe Schlaflosigkeit und denselben Schlaf gehabt: nur hatte die Freude

seine Augen offen gehalten, und die Müdigkeit des Glückes hatte sie geschlossen!

Glücklicher Weise war an diesem Tage Fasching-Dienstag und folglich Vacanz: es stand ihm also frei, sich mit seinem Schmerz zu isoliren, ihm zu Leibe zu gehen, mit ihm zu ringen, es zu versuchen, ihn zu Boden zu werfen.

Der Kampf dauerte den ganzen Tag. Nachdem er seine Mutter und seine Schwester umarmt hatte, ging er bei Tagesanbruch aus; er wollte aufs Neue den Ort besuchen, wo er in einer schönen Juninacht das Kind im Getreide und in den Blumen liegend gefunden hatte.

Es gab weder Kornblumen, noch Klapperrosen, noch blonde Aehren mehr; die Erde war, wie sein Herz, kahl, entblößt, gesprungen durch den Winter.

Er erging sich im Walde von Meudon, der so heiter, so lachend, so voll Sonne und Grün, wenn er mit seinem Professor darin lustwandelte; er gelangte bis zu den Thoren von Versailles.

Doch er hatte die Stärke, nicht bis zum Pensionat zu gehen.

Wozu sollte es nützen, die Arme wiederzusehen?

War er nicht sicher, daß sie fern von seinem Anblick weinte? war er nicht sicher, daß sie bei seinem Anblick noch mehr weinen würde?

Hoffnung blieb ihm keine mehr! Es war für ihn klar, daß Mina einer reichen aristokratischen Familie angehörte; und welche Aussicht war vorhanden, daß man sie ihm, dem Demüthigen, dem Armen, geben würde?

Er konnte sie allerdings sehen; das wollte er aber gerade nicht thun.

Justin kam Abends um zehn Uhr nach Hause; er hatte fünfzehn Meilen am Tage gemacht und fühlte nicht die geringste Müdigkeit.

Seine Mutter und seine Schwester erwarteten ihn, Beide unruhig.

Er kam mit lächelndem Gesichte zurück, küßte sie und stieg in sein Zimmer hinab.

Es ereignete sich dasselbe, was sich am Tage vorher ereignet hatte: er ging langsam und traurig auf und ab; er zählte die Stunden bis Mitternacht; sodann, nachdem er, wie am vorhergehenden Tage, mehrere Male vor dem Schranke, wo sein Violoncell war, stehen geblieben, entschloß er sich, die Thüre zu öffnen, zog das Instrument aus seinem Kasten und schaute es mit tiefer Melancholie an.

Das Mädchen hatte ihn, wie man sich erinnert, in einer kindischen Laune veranlaßt, auf dieses düstere Instrument zu verzichten; wir haben mehrere Male gesehen, wie er es aus seinem Kasten zog, zwischen seine Kniee schloß, sich in der fehlenden Melodie berauschte, aber wir haben ihn keine einzige Note entlocken hören.

Heute kam er zu ihm zurück.

„Ich bin undankbar gewesen, o mein alter Freund! o mein zärtlicher Tröster!“ sagte er. „Ich habe dich während meiner Tage der Freude verlassen: ich finde dich in den Tagen meines Unglücks wieder!“

Und er küßte das Violoncell voll Innigkeit.

„O unerschöpfliche Quelle der Tröstungen,“ fuhr er fort; „Musik! Zuflucht der weinenden Seelen; ich habe es gemacht wie der verlorene Sohn: ich habe dich eines Tags verlassen, theure Familie meiner Seele! die Schmerzen haben mich in Schaaren überfallen, und ich komme zu dir zurück mit gequetschten Füßen und gebrochenem Herzen, und du streckst mir die Arme entgegen, harmonische Göttin! und du nimmst mich auf, das Herz voll Mitleid und Liebe!“

Und er zog, wie er es mit dem Instrumente gemacht, aus dem Schranke sein altes Musikbuch, legte es auf sein Pult, öffnete es, setzte sich auf das hohe Tabouret, nahm das Violoncell und hielt den Bogen auf die Saiten.

In dem Momente, wo er spielen wollte, entfielen zwei Thränen seinen Augen.

Er schob den Bogen unter seinen Arm, trocknete langsam seine feuchten Augenlider und fing an denselben ernsten, schwermüthigen Gesang zu spielen, den Salvator und Jean Robert zwei Stunden vor dem Anfange dieser Erzählung gehört hatten.

Man weiß, wie Salvator an die Thüre klopfte, wie die zwei Freunde von Justin eingeführt wurden, wie sie ihn nach der Ursache seiner Thränen fragten, wie der Schulmeister ihnen seine Geschichte zu erzählen einwilligte.

Diese Geschichte ist die, welche wir unsern Lesern so eben vor Augen gelegt haben.

Die zwei jungen Leute hörten sie mit sehr verschiedenartigen Eindrücken an.

Der Dichter war lebhaft bewegt bei gewissen Stellen: bei der Scene der Mutter, die ihren Sohn eher zum Unglück verdammt, als daß sie ihn eine zweifelhafte Handlung begehen läßt, traten ihm die Thränen in die Augen.

Der Philosoph hörte sie vom Anfang bis zum Ende mit einer scheinbaren Unempfindlichkeit an; nur bebte er beim Namen von Fräulein Susanne und Herrn Loredan von Valgeneuse; es war, als hörte er diese Namen nicht zum ersten Male aussprechen, und jeder von ihnen schien in moralischer Hinsicht auf ihn denselben Eindruck zu machen, den in physischer die Berührung eines harten Körpers bei einer schlecht geschlossenen Wunde macht.

„Mein Herr," sagte Jean Robert, „wir wären unwürdig, gehört zu haben, was Sie uns erzählt, versuchten wir es, einem Manne wie Ihnen Alltagströstungen zu geben . . . Hier sind unsere Adressen; bedürfen Sie je zweier Freunde, so bitten wir Sie, uns den Vorzug zu geben."

Und zugleich riß Jean Robert ein Blatt aus seinem

Portefeuille, schrieb die zwei Namen und die zwei Adressen darauf und gab sie Justin.

Dieser nahm sie und legte sie zwischen die Blätter seines Musikbuches.

Hier war er sicher, sie alle Tage wiederzufinden.

Dann reichte er seine beiden Hände den zwei jungen Leuten.

In dem Augenblick, wo diese vier Hände sich drückten, klopfte man heftig an die Thüre.

Wer konnte zu dieser Stunde klopfen?

Justin war so losgetrennt von jedem anderen Interesse, als dem, welches sein Innerstes erfüllte, daß es ihm nicht einmal einfiel, dieses so kräftige Klopfen könnte ihn betreffen.

Er ließ die zwei jungen Leute hinausgehen und, indem sie hinausgingen, die Thüre dem nächtlichen oder vielmehr morgendlichen Besuche öffnen, denn die ersten Strahlen des Tages fingen an zu erscheinen.

Derjenige, welcher an die Thüre klopfte, war ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, mit blonden, rings um seinen Kopf gekräuselten Haaren, mit rosigen Wangen, mit leicht zerlumpten Kleidern.

Ein ächter Pariser Straßenjunge mit einer blauen Blouse, einer Mütze ohne Schild, mit niedergetretenen Schuhen.

Er schaute empor, um zu sehen, wer die Thüre geöffnet.

„Ah! Sie sind es, Herr Salvator!“ sagte er.

„Was willst Du zu dieser Stunde hier, Herr Babolin?“ fragte der Commissionär, indem er den Straßenjungen freundschaftlich beim Kragen seiner Blouse nahm.

„Ei! ich bringe Herrn Justin, dem Schulmeister, einen Brief, den die Brocante heute Nacht, als sie ihre Runde machte, gefunden hat.“

„Ah! was den Schulmeister betrifft,“ sagte Sal-

vator: „Du weißt, daß Du mir bis zum 15. März lesen zu können versprochen hast?"

„Nun! nun! nun! wir sind erst beim 7. Februar; es ist noch keine Zeit verloren."

„Du weißt, daß ich Dir, wenn Du am 15. nicht geläufig liesest, am 16. die Bücher wieder nehme, die ich Dir gegeben habe?"

„Selbst die, wo Bilder darin sind? .. Oh! Herr Salvator!"

„Alle ohne Ausnahme."

„Nun, so sehen Sie, daß man lesen kann," sagte der Knabe.

Und er warf einen Blick auf die Adresse des Briefes und las:

„An Herrn Justin, Faubourg Saint-Jacques, Nr. 20.
„Einen Louis d'or Belohnung demjenigen, welcher ihm diesen Brief übergibt.

„Mina."

Die Adresse und der Beisatz waren mit Bleistift geschrieben.

„Ueberbring' es geschwinde, geschwinde, mein Kind!" sagte Salvator, während er Babolin gegen die Wohnung des Schulmeisters hinschob.

Babolin eilte mit zwei Sprüngen über den Hof, trat ein und rief:

„Herr Justin! Herr Justin! ein Brief von Mademoiselle Mina!"

„Was machen wir?" fragte Jean Robert.

„Bleiben wir," antwortete Salvator; „es ist wahrscheinlich, daß dieser Brief ein neues Ereigniß mittheilt, bei welchem unser Beistand diesem wackern jungen Manne nützlich sein kann."

Salvator hatte nicht vollendet, als Justin bleich wie ein Gespenst auf der Schwelle seiner Thüre erschien.

„Sie sind noch da!“ rief er; „Gott sei gelobt! . . Lesen Sie, lesen Sie!“

Und er reichte den zwei jungen Leuten den Brief: Salvator nahm ihn und las:

„Man entführt mich mit Gewalt, man schleppt mich fort . . . ich weiß nicht wohin! Zu Hülfe, Justin! rette mich, mein Bruder! oder räche mich, mein Gatte!

„Mina.“

„Oh! meine Freunde!“ rief Justin, indem er die Arme gegen die zwei jungen Leute ausstreckte, „die Vorsehung hat Sie hierher geführt!“

„Nun,“ sprach Salvator zu Jean Robert, „Sie verlangten Roman: ich hoffe, hier ist, mein Theurer!“

XXX.

Zuerst das Dringendste.

Die drei jungen Leute schauten sich einen Augenblick an.

Die erste Minute gehörte der Bestürzung; die zweite war, bei Salvator besonders, eine Rückkehr zur Kaltblütigkeit.

„Ruhe!“ sagte er, „die Sache ist ernst: wir dürfen nicht als Kinder handeln.“

„Aber man entführt sie!“ rief Justin; „man entführt sie! sie ruft mich zu Hülfe! sie verlangt von mir, daß ich sie räche!“

„Ja, ganz richtig, und darum muß man wissen, wer sie entführt, und wohin man sie entführt.“

„Oh! wie das wissen? mein Gott! mein Gott!“

„Man erfährt Alles mit der Zeit und mit Geduld! Nicht wahr, Sie sind Ihrer Mina sicher?“

„Wie meiner selbst.“

„Nun, so seien Sie ruhig, Sie wird sich wehren. Suchen wir das Dringendste auf dem kürzesten Wege zu erreichen.“

„Oh! ja, erbarmen Sie sich meiner ... Ich werde wahnsinnig!“

Die Resignation von Justin verschwand vor dem Gedanken, Mina sei in den Händen von irgend einem Räuber und könne einer physischen oder moralischen Gewaltthat unterworfen werden.

„Babolin ist da?“ fragte Salvator.

„Ja!“

„Befragen wir ihn.“

„Befragen wir ihn!“ wiederholte Justin.

„In der That,“ sprach Jean Robert, „hiemit müssen wir anfangen.“

Man ging wieder in das Zimmer des Schulmeisters hinein.

„Vor Allem,“ sagte Salvator, „geben Sie diesem Knaben einen Louis d'or für seine Mutter, und ein Stück Münze für ihn.“

Justin zog zwei Louis d'or und zwei Fünf-Franken-Stücke aus seiner Tasche und gab sie Babolin.

Salvator bemächtigte sich aber der Hand des Knaben in dem Augenblick, wo sie sich schloß, öffnete sie wieder mit Gewalt, nahm, zur großen Verzweiflung von Babolin, einen Louis d'or und ein Fünf-Franken-Stück und gab Beides Justin zurück.

„Stecken Sie diese fünf und zwanzig Franken wieder in die Tasche,“ sagte er; „binnen einer Stunde werden Sie eine Verwendung hiefür finden.“

Hienach wandte er sich gegen den Knaben um und fragte:

„Wo hat Deine Mutter diesen Brief gefunden?“

„Wie beliebt?“ versetzte der Knabe mit der Miene eines Schmollenden.

„Ich frage Dich: wo hat Deine Mutter diesen Brief gefunden . . . welche Straßen hat sie gemacht?“

„Weiß ich das? fragen Sie sie selbst.“

„Er hat Recht,“ sagte Salvator; sie muß man fragen, und es ist sogar wahrscheinlich, daß sie auf Ihren Besuch rechnet . . . Warten Sie! . . organisiren wir unsere Batterien!“

„Leiten Sie uns: ich werde gehorchen. Ich, ich habe den Kopf verloren.“

„Sie wissen, daß Sie über mich verfügen können, mein lieber Salvator,“ sagte Jean Robert.

„Ja, und ich gedenke Ihnen auch eine Rolle in diesem Drama zu geben.“

„Gut! und sie sei so thätig, als Sie wollen! Ich habe meine Gemüthsbewegungen als Autor gehabt; es ist mir nicht unangenehm, sie auch als Schauspieler zu haben.“

„Oh! ich bitte Sie, meine Herren, ich bitte Sie!“ sagte Justin, der jede Minute, welche verlief, als kostbar betrachtete.

„Sie haben Recht . . . Hören Sie, was wir thun müssen.“

„Sprechen Sie!“

„Herr Justin, Sie werden diesem Knaben zu seiner Mutter folgen.“

„Ich bin bereit.“

„Warten Sie! . . Herr Jean Robert, Sie werden sich ein gesatteltes Pferd verschaffen und mit ihm nach der Rue Triperet Nr. 11. zurückkehren.“

„Nichts kann leichter sein.“

„Ich, ich will die Anzeige bei der Polizei machen.“

„Kennen Sie dort Jemand?“

„Ich kenne den Mann, den wir brauchen.“

„Gut! . . Und dann?“

„Und dann komme ich zu Ihnen in die Rue Triperet Nr. 11 zur Mutter dieses Knaben, und dort werden wir auf das Weitere bedacht sein.“

„Komm, Kleiner, vorwärts!“ sagte Justin.

„Hinterlassen Sie zuvor ein Wort, um Ihre Mutter zu beruhigen,“ sagte Salvator; „es ist möglich, daß Sie erst spät zurückkommen, oder daß Sie gar nicht zurückkommen.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte Justin; „arme Mutter! ich vergaß sie!“

Und er schrieb hastig ein paar Zeilen auf ein Papier, das er offen auf dem Tische seines Zimmers liegen ließ.

Er theilte seiner Mutter mit, ohne ihr etwas Anderes zu sagen, er habe so eben einen Brief erhalten, der seinen Tag in Anspruch nehme.

„Und nun lassen Sie uns gehen!“ rief er.

Die drei jungen Leute eilten aus dem Hause; es mochte halb sieben Uhr Morgens sein.

„Hier ist Ihr Weg,“ sprach Salvator, indem er von fern Justin die Rue des Ursulines bezeichnete; „hier der Ihre,“ fügte er, Jean Robert die Rue de la Bourbe zeigend, bei; „und hier der meine,“ vollendete er, während er den Weg durch die Rue Saint-Jacques einschlug.

Als er dreißig Schritte gemacht hatte, wandte er sich noch einmal um und rief:

„Das Rendez-vous ist in der Rue Triperet No. 11!“

Folgen wir dem Haupthelden der Ereignisse, welche in diesem Augenblicke vor sich gehen, und — während Jean Robert nach der Rue de l'Université läuft, um sich sein Pferd satteln zu lassen, und Salvator sich in Eile auf die Polizei begibt — begleiten wir Justin Corby, der,

auf den Fersen von Babolin gehend, nach der Rue Triperet zuschreitet.

Die Rue Triperet ist, wie Jeder weiß, oder vielmehr wie Jeder nicht weiß, eine mit der Rue Copeau parallele und auf die Rue Gracieuse senkrecht zulaufende Gasse.

Dieses ganze Quartier erinnerte noch im Jahre 1827 an das Paris von Philipp August. Die um die Mauern von Sainte-Pélagie kreisenden kothigen Fußpfade gaben diesem Gefängniß das Ansehen einer mitten auf einer Insel erbauten alten Festung; die kaum acht bis zehn Fuß breiten Gassen waren noch versperrt durch Haufen von Mist und Schutt, und die Kloaken, wo die unglücklichen Bewohner dieser Quartiere vegetirten, glichen viel mehr Hütten, als Häusern.

Vor einem dieser Löcher blieb Babolin stehen.

„Es ist hier," sagte er.

Das war ein stinkender Ort, der aus allen Poren Elend und Unreinigkeit schwitzte.

Justin merkte nicht einmal darauf.

„Gehe voran," sagte er, „ich werde Dir folgen."

Babolin trat als ein Mensch ein, der, wie man sagt, an des Hauses Gelegenheiten gewöhnt ist.

Nach zehn Schritten blieb Justin stehen.

„Wo bist Du?" sagte er; „ich sehe nicht."

„Ich bin hier, Herr Justin," erwiederte der Knabe, indem er sich dem Schulmeister näherte; „nehmen Sie mich unten an der Blouse."

Justin nahm Babolin unten an der Blouse und kletterte die hohe Leiter hinauf, welche unter dem anspruchsvollen Namen Treppe zur Mutter Brocante führte.

Sie kamen vor die Thüre ihres Hundestalls, — und die Wohnung der Brocante schien in jeder Beziehung diesen Namen zu rechtfertigen, denn kaum war man auf dem Ruheplatze, als man das Geschrei von einem Dutzend

Hunde hörte, welche in allen Tonarten bellten, kläfften und heulten.

„Ich bin es, Mutter," sagte Babolin, der sich ein Sprachrohr aus seinen beiden Händen machte, die er ans Schlüsselloch hielt; „öffnet, ich bin mit Gesellschaft da."

„Wollt ihr wohl schweigen, wüthendes Gesindel!" rief im Innern der Stube, sich an die Meute wendend, die Stimme der Brocante; „man hört sich selbst nicht hier . . . Wirst du schweigen, Cäsar! wirst du schweigen, Pluto! Stille, Alle!"

Und auf den mit einer drohenden Stimme ausgesprochenen Befehl trat eine solche Stille ein, daß man hätte eine Maus in diesem Hause gehen hören, dem es übrigens nicht an Mäusen fehlen mußte.

„Du kannst nun eintreten, Du und Deine Gesellschaft," sagte die Stimme.

„Und wie dies?"

„Du brauchst nur die Thüre aufzumachen; der Riegel ist nicht vorgeschoben."

„Oh! das ist etwas Anderes," versetzte Babolin.

Und er hob die Klinke auf, öffnete die Thüre, welche dem ungeduldigen Justin Einlaß gewährte, und stellte ihn vor ein Schauspiel, das, ohne gerade äußerst poetisch zu sein, doch eine besondere Beschreibung verdient.

Man denke sich, in der That, eine Art von Halle in ihrer Länge und ihrer Breite getheilt durch zwei kreuzweise Balken, deren Bestimmung es war, das Dachwerk dieses Speichers zu tragen, aus dem man eine Stube gemacht hatte; eine Decke, bestehend aus Latten, die als Unterlage den Ziegeln des Dachstuhles dienten, und durch deren Zwischenräume man den ersten Schimmer des Tages erschauen konnte; an gewissen Stellen so bedrohliche Ausbauchungen des Daches, daß es außer Zweifel war, die Bedeckung werde beim ersten Sturmwinde einstürzen! Man stelle sich graue, feuchte Gypswände vor, an denen

einsame Spinnen, mit Verachtung Völkerschaften von Insecten aller Art anschauend, hinliefen, — und man wird den Eindruck des Ekels begreifen, der jeden Menschen ergriffen hätte, welcher an einen solchen Ort, unter der Macht eines Gefühles, das minder gebieterisch als das, welches Justin dahin zog, gerufen worden wäre.

Ein Dutzend Hunde, Doggen, Dachshunde, Pudel, falsche Dänen, regten sich in einer der Ecken der Stube, alle aufgehäuft in einem alten, aus Weiden geflochtenen Korbe, wo bequem höchstens vier bis fünf Platz gehabt hätten.

Auf dem Winkel, den die zwei Balken bildeten, hockte eine Krähe, welche mit den Flügeln schlug, ohne Zweifel als eine Kundgebung ihrer Freude während des Hundeconcerts.

Auf einem Schemel sitzend, an den Fuß des Balkens angelehnt, der, einem Pfeiler ähnlich, dieses ganze wankende Gebäude stützte, umgeben von einer Art von Böschung von Lumpen von allen Stoffen und allen Farben, welche drei bis vier Fuß hoch an der Mauer aufstieg, hielt eine Frau von fünfzig Jahren dem Anscheine nach, groß, mager, knochig, abgemergelt wie ein Cabrioletpferd, zwischen ihren Beinen knieend ein junges Mädchen, dessen lange Haare sie mit einer Sorgfalt kämmte, welche bei der alten Zigeunerin entweder eine große Liebe für das Mädchen, oder einen großen Respect für die Schönheit seiner Haare bezeichnete.

Diese Scene, der es nicht an Pittoreskem gebrach, besonders wegen des typischen Gegensatzes der Personen, aus denen sie bestand, war beleuchtet durch eine auf einem umgekehrten Korbe stehende Lampe von Steingut, die ihrer Form nach viel Aehnlichkeit mit jenen bei den Ausgrabungen in Herculanum oder Pompeji aufgefundenen Lampen hatte.

Die alte Frau, — ohne Zweifel diejenige, welche Babolin unter dem Namen Brocante bezeichnet hatte, —

war bekleidet mit braunen Fetzen, rechts und links aufgelesenen Stoffen, welche an einander genäht, wie die Karte eines Schneiders, ein Muster von allen Nuancen vom Braun zu bieten bestimmt schienen.

Die zwischen ihren Beinen knieende Kleine hatte als ganzes Costume nur ein langes Hemd von roher Leinwand, dem ähnlich, mit welchem Scheffer Mignon bekleidet; dieses Hemd nahm die Form einer Blouse an, umschlossen, wie es war, an den Hüften von einer Art von grau und kirschrothen baumwollenen Schnur, an deren Enden zwei große Eicheln ähnlich denen hingen, welche an den Vorhanghaltern dienen; der Hals und die Brust des Kindes waren verborgen unter einer ganz zerrissenen, kirschrothen wollenen Echarpe, welche mit der dunklen Nuance der Schnur harmonirte, so weit die Wolle mit der Baumwolle harmoniren kann.

Ihre gekreuzten Füße, auf denen sie gekauert ruhte, waren nackt.

Es waren reizende Füße, ein Paar Füße einer Prinzessin, einer Andalusierin, oder einer Zigeunerin.

Was ihr Gesicht betrifft, das sie der Thüre in dem Augenblick zuwandte, wo sich dieselbe öffnete, um Babolin und dem Schulmeister Eingang zu gewähren, — ihr Gesicht hatte jene krankhafte Blässe der armen verschmachtenden Blumen unserer Vorstädte; ihre Züge waren von einer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit und Reinheit; doch die abgemagerten Umrisse dieses leidenden Gesichtes trübten die Bewunderung. Die mit einem blauen Kreise umgebenen Augen, die Tiefe der Augenhöhlen, die unruhigen Blicke, die Halbflächen der eingefallenen Backen, der wie eine Erinnerung des Hungers oder der Angst halb geöffnete Mund, die ernste Stirne, die sanfte, harmonische Stimme, die spärlichen Worte, die sie hören ließ, Alles trug dazu bei, ihrem Anblick etwas Seltsames, Fantastisches zu verleihen, was unsern Freund

Petrus, hätte er sich diesem reizenden Modell gegenüber befunden, an die Idee, die er sich von Medea als Kind oder von Circe als Jungfrau gemacht, gemahnt hätte.

Es fehlte ihr nichts als ein goldener Stab und der Rahmen der Berge Thessaliens oder der Abruzzen, um eine Magierin zu sein; es fehlte ihr nichts als eine Tunica mit purpurrothen Blumen, als Perlen um die Arme und in den Haaren, um eine Zauberin zu sein; es fehlte ihr nichts als ein Kranz von Seerosen und ein Wagen von Perlmutter, von Tauben gezogen, um eine Fee zu sein.

Im Uebrigen, und um zu der unseligen Wirklichkeit zurückzukehren, war es, — abgesehen von der Poesie und einer seltsamen Reinlichkeit unter all diesem Elend — die Verkörperung der Pariserin dieser traurigen Vorstädte; der Mangel an Luft, der Mangel an Sonne, der Mangel an Nahrung, die Abwesenheit dieser drei Lebenselemente war in unauslöschbaren Charakteren auf dem ganzen gebrechlichen Leibe der armen Creatur sichtbar.

Sagen wir sogleich, auf die Gefahr, die Handlung unseres Dramas, von dem übrigens die Geschichte von Justin und Mina nur eine Episode ist, zu hemmen, sagen wir sogleich, was man von diesem geheimnißvollen, poetischen Kinde wußte.

Wir werden Babolin und den Schulmeister auf der Thürschwelle, wo wir sie lassen, wiederfinden.

XXXI.

Rose=de=Noël.

Eines Abends, — das war am 20. August ungefähr um neun Uhr, — kam die Brocante mit einem Karren, den Justin im Hofe hätte sehen können, und mit einem Esel, den er hätte können in einem Stalle schreien hören, — die Brocante kam, sagen wir, von einem Verkaufe einer Last Lumpen in der Papierfabrik in Essonne zurück; da sah sie am Rande der Straße, als käme sie aus dem Graben hervor, die Silhouette eines Kindes sich erheben, das, mit offenen Armen, mit bleicher Stirne, die Brust keuchend, den ganzen Leib schauernd, und mit allen Zeichen des tiefsten Schreckens auf sie zustürzte und schrie:

„Zu Hülfe! zu Hülfe! zu Hülfe!"

Die Brocante gehörte zu jener Race von Zigeunerinnen, die den seltsamen Instinct hat, die Kinder zu entführen, wie die Raubvögel die Lerchen und die Tauben entführen; sie hielt ihren Esel an, sprang von ihrem Karren herab, nahm die Kleine in ihre Arme, stieg wieder mit ihr auf und peitschte ihren Esel.

Und wir müssen sagen, indem sie diese Handlung vollbrachte, hatte sie viel mehr das Aussehen einer Wölfin, die ein Lamm fortschleppt, als einer Frau, die ein Kind rettet.

Schnell wie der Gedanke, war dieses Ereigniß fünf Meilen von Paris zwischen Juvisy und Fromenteau vorgefallen.

Die Kleine kam von der linken Seite der Straße.

Ganz nur beschäftigt, sich rasch zu entfernen, dachte die Brocante erst nachdem sie ungefähr eine Viertelmeile

im Trabe ihres Esels gemacht, daran, das Kind zu untersuchen.

Die Kleine war baarköpfig, ihre langen Haare, deren Flechten sich entweder bei dem Laufe, den sie gemacht, oder in dem Kampfe, den sie ausgehalten, aufgelöst hatten, hingen hinten ihr herab; ihre Stirne rieselte von Schweiß; ihre Füße zeugten von einem langen Laufe querfeldein, und ihr weißes Kleid war ganz durchfurcht von einer Blutrinne, die aus einer zum Glücke nicht sehr tiefen Wunde kam, welche mit einem spitzigen oder schneidenden Instrumente gemacht oder vielmehr versucht worden zu sein schien.

Einmal im Karren, war die Kleine, welche höchstens fünf bis sechs Jahre alt zu sein schien, — den Umstand benützend, daß die Brocante beide Hände brauchte, um ihren Esel zu führen und zu peitschen, — wie eine Natter vom Schooße der alten Frau auf den Boden des Karrens geschlüpft und hatte sich in die entfernteste Ecke geflüchtet, von wo sie alle Fragen nur mit den Worten erwiederte:

„Sie läuft mir nicht nach? nicht wahr, sie läuft mir nicht nach?“

Wonach die Brocante, welche, wie es schien, ebenso sehr als das kleine Mädchen verfolgt zu werden befürchtete, den Kopf verstohlen aus ihrem Karren hervorstreckte, auf die Straße schaute, und da sie dieselbe öde und verlassen sah, das Kind beruhigte, bei dem der Schrecken so groß zu sein schien, daß die materielle Thatsache seiner Wunde und der Schmerzen, die es hiedurch empfinden mußte, nur eine fast vergessene Einzelheit war.

Gegen Mitternacht, — dergestalt hatte die Brocante, den Eifer des Mädchens unterstützend, den Esel zu raschem Trabe angetrieben, — gegen Mitternacht kam man an der Barrière von Fontainebleau an.

Beim Gitter durch die Octroi-Beamten angehalten, brauchte die Brocante nur ihren Kopf zu zeigen und zu

sagen: „Ich bin es, die Brocante," und da die Octroi-Beamten sie einmal im Monat mit ihrer Ladung Lumpen herausfahren und am andern Tage mit dem leeren Karren zurückkommen zu sehen gewohnt waren, so entfernten sie sich sogleich, und der Esel, der Karren, die alte Frau und das kleine Mädchen zogen in die Stadt ein.

Durch die Rue Mouffetard und die Rue de la Clef reichten sie sodann die Rue Triperet.

Das in der entferntesten Ecke des Karrens gekauerte oder vielmehr auf sich selbst zusammengerollte Mädchen hatte, wie gesagt, kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben, als daß es von Zeit zu Zeit die Brocante mit einer Stimme voll unaussprechlicher Angst gefragt:

„Sie läuft mir nicht nach? nicht wahr, sie läuft mir nicht nach?"

Kaum war sie vom Wagen herabgestiegen, da stürzte sie in den Gang, sie erreichte, als hätte sie die Fähigkeit, bei Nacht zu sehen, die Treppe und kletterte so rasch die Stufen hinauf, als es nur die behendeste Katze hätte thun können.

Die Brocante stieg hinter ihr hinauf, öffnete die Thüre ihres elenden Winkels und sagte zu dem Mädchen:

„Tritt ein, Kleine! Niemand weiß, daß Du hier bist; sei also ruhig."

„Sie wird mich nicht hier suchen?" fragte das Kind.

„Es ist keine Gefahr."

Und die Kleine schlüpfte wie ein Wiesel durch die geöffnete Thüre.

Die Brocante machte die Thüre zu und verschloß sie mit dem Schlüssel; dann ging sie hinab, um ihren Karren unter den Schoppen und ihren Esel in den Stall zu bringen.

Wieder hinaufsteigend, nahm sie dieselben Vorsichtsmaßregeln, schloß die Thüre hinter sich und schob den Riegel vor.

Sie zündete ein auf dem Scherben einer zerbroche-

nen Flasche aufgespießtes Lichtstümpfchen an und suchte, sich mit diesem bleichen Scheine leuchtend, die arme kleine Flüchtige.

Diese war tappend in den entferntesten Winkel des Speichers gelangt; hier war sie niedergekniet und sprach nun Alles, was sie von Gebeten wußte.

Die Brocante rief ihr.

Aber die Kleine machte ihr mit dem Kopfe ein Zeichen der Weigerung.

Die Brocante nahm sie bei der Hand und zog sie nach sich.

Die Kleine kam, jedoch mit einem offenbaren Widerwillen.

Die Alte zog sie an sich, um sie zu befragen.

Doch auf alle ihre Fragen erwiederte das Kind nur die Worte:

„Nein, sie würde mich tödten!“

So konnte die Brocante weder erfahren, aus welcher Gegend das Kind war, noch wer seine Eltern, noch wie es hieß, noch warum man es tödten wollte, noch warum man ihm die Wunde gemacht, die es an der Brust hatte.

Die Kleine beobachtete fast ein Jahr lang eine völlige Stummheit; nur einmal rief sie in ihrem von einem erschrecklichen Traume bewegten Schlafe, einem gräßlichen Alp preisgegeben:

„Ah! Gnade! Gnade, Madame Gérard! ich habe Ihnen nichts zu Leide gethan; tödten Sie mich nicht!“

Alles, was man also wußte, war, daß die Frau, die sie hatte tödten wollen, Madame Gérard hieß.

Was das Kind betrifft, da man es mit irgend einem Namen rufen mußte, und da es so bleich war, als die Rosen, welche mitten im Winter blühen, so nannte es die Brocante, ohne zu vermuthen, welche poetische Taufe sie ihm gab, Rose-de-Noël*).

---

*) Weihnachtsrose.

An demselben Abend, als sie sah, daß die Kleine nichts sagen wollte, zeigte ihr die Brocante in der Hoffnung, sie werde am andern Tage ein wenig geschwätziger sein, eine Art von Bett, auf dem ein Kind lag, das ein paar Jahre älter als sie, und hieß sie bei dem Kinde Platz nehmen.

Doch sie weigerte sich hartnäckig: die Farbe der Matratze, der Schmutz der Decke widerstrebten der Kleinen, welche ihre feine Wäsche und der elegante Schnitt ihres Kleides als einer reichen Familie angehörend bezeichneten.

Sie nahm einen Stuhl, lehnte ihn an die Wand an, setzte sich darauf und sagte, sie werde so sehr gut sein.

Sie brachte die Nacht wirklich auf diesem Stuhle zu.

Bei Tagesanbruch entschlief sie aber.

Gegen sechs Uhr Morgens, während das Kind schlief, stand die Brocante auf und verließ das Haus.

Sie ging nach der Rue Neuve-Saint-Médard, um einen vollständigen Anzug für das kleine Mädchen zu kaufen.

Die Rue Neuve-Saint-Médard ist der Temple des Quartier Saint-Jacques.

Dieser vollständige Anzug bestand aus einem Kleide von blauem Baumwollenzeug mit weißen Tüpfeln, einem gelben Halstuche mit rothen Blumen, einer Kinderhaube, zwei Paar wollenen Strümpfen und einem Paar Schuhe.

Das Ganze hatte sieben Franken gekostet.

Die Brocante hoffte wohl die Verlassenschaft des kleinen Mädchens um die vierfache Summe zu verkaufen.

Eine Stunde nachher kam sie mit ihrem Einkaufe zurück; sie fand die Kleine immer noch auf ihrem Strohstuhle gekauert und allen Lockungen widerstehend, die ihr Babolin machte, um sie zu bestimmen, mit ihm zu spielen.

Als sich der Schlüssel im Schlosse drehte, zitterte

das kleine Mädchen an allen Gliedern, als die Thüre sich öffnete, wurde es bleich wie der Tod.

Da sie die Kleine einer Ohnmacht nahe sah, fragte sie die Brocante, was sie habe.

„Ich glaubte, sie sei es!" antwortete das Mädchen.

„Sie! . . ." Also war es entschieden eine Frau, die es floh.

Die Brocante breitete auf einem Schemel das blaue Kleid, das gelbe Halstuch, die Haube, die Strümpfe und die Schuhe aus.

Das Kind schaute ihr mit einer gewissen Unruhe zu.

„Komm hierher!" sagte die Brocante zu der Kleinen.

Ohne sich vom Stuhle zu rühren, deutete die Kleine mit dem Finger auf die Kleider.

„Diese Kleider sind nicht für mich?" fragte sie mit einer verächtlichen Miene.

„Und für wen denn?" sagte die Brocante.

„Ich werde sie nicht anziehen," erwiederte das Kind.

„Du willst also, daß Sie Dich wieder erkennt?"

„Nein, nein, nein, das will ich nicht."

„Dann mußt Du diese Kleider anziehen."

„Und mit diesem Anzug wird sie mich nicht erkennen?"

„Nein."

„Dann kleiden Sie mich sogleich an."

Und ohne eine Schwierigkeit zu machen, ließ sie sich ihr hübsches weißes Kleid, ihren Batistunterrock, ihre feinen Strümpfe und ihre zierlichen Schuhe ausziehen.

Alles dies war übrigens mit Blut befleckt: man mußte es sogleich waschen, um nicht Verdacht bei den Nachbarn zu erregen.

Das Mädchen zog die Kleider an, die ihm die Brocante gekauft hatte: eine demüthige Livree des Elends, ein offenbares Symbol des Lebens, das ihrer harrte.

Die Brocante wusch die Kleider des Kindes, ließ sie trocknen und verkaufte sie um dreißig Franken.

Das war schon ein gutes Geschäft.

Doch die alte Hexe hoffte eines Tags ein besseres dadurch zu machen, daß sie die Eltern des Kindes entdecken und es seiner Familie zurückgeben, oder vielmehr an seine Familie verkaufen würde.

Denselben Widerwillen, den es dem Kinde bereitet, Kleider geringerer Art zu tragen, offenbarte es, als es sich darum handelte, die Mahle der Familie zu theilen.

Ein Ueberrest von Fleisch in einer Pfanne gewärmt, ein Stück schwarzes Brod beim Ausschuß gekauft oder in der Stadt erbettelt, das war die gewöhnliche Kost der Brocante und ihres Sohnes.

Babolin, der nie an einer andern Tafel, als an der seiner Mutter gespeist, hatte keine gastronomische Wünsche über seiner Lage.

Nicht dasselbe war bei Rose-de-Noël der Fall.

Ohne Zweifel war die Arme gewohnt, ausgesuchte Gerichte mit Silbergeschirr, von Tellern und Schüsseln von Porzellan zu essen, denn sie warf nur einen Blick auf das Frühstück von Babolin und Brocante und sagte:

„Ich habe keinen Hunger."

Beim Mittagessen war es dasselbe.

Die Brocante begriff, das elegante Kind würde eher vor Entkräftung sterben, als etwas von ihrer Küche anrühren.

„Was brauchst Du denn? Fasanen mit Orangensauce oder getrüffelte Poularden?"

„Ich verlange weder getrüffelte Poularden, noch Fasanen mit Orangensauce; aber ich möchte gern ein Stück Weißbrod haben, wie man es bei uns am Sonntag den Armen gab."

Die Brocante, so hart sie war, wurde gerührt von dieser so einfachen und zugleich so kläglichen Antwort; sie gab Babolin einen Sou und sagte:

„Hole ein Brödchen beim Bäcker in der Rue Copeau.“

Babolin nahm den Sou, machte nur einen Satz die Treppe hinab, nur einen Sprung von der Rue Triperet zur Rue Copeau, kam nach fünf Minuten zurück und brachte ein Brödchen mit weißer Krume und goldener Kruste.

Die arme Rose-de-Noël hatte großen Hunger; sie verzehrte es bis auf das letzte Krümchen.

„Nun, behagt Dir das besser?“ fragte die Brocante.

„Ja, Madame, und ich danke Ihnen,“ erwiederte das Kind.

Nie war es einem Menschen eingefallen, die Brocante M a d a m e zu nennen.

„Schöne Madame!“ sagte sie. „Und nun, Fräulein Zierling, was wollen Sie zu Ihrem Nachtische?“

„Ich möchte gern ein Glas Wasser haben,“ erwiederte das Mädchen.

„Gib den Krug,“ sagte die Brocante zu ihrem Sohne.

Babolin brachte einen ganz abgestoßenen Krug ohne Henkel und reichte ihn der Kleinen.

„Sie trinken hieraus?“ sagte sie mit sanfter Stimme zu Babolin.

„Das heißt, die Mutter trinkt hieraus; ich stürze mir das Wasser in den Hals.“

Und er hob den Krug einen halben Fuß über seinen Kopf, ließ einen Wasserstrahl herauslaufen, und empfing ihn in seinem Munde mit einer Geschicklichkeit, welche die Gewohnheit, die er in dieser Uebung hatte, beurkundete.

„Ich werde nicht trinken,“ sagte das Kind.

„Warum nicht?“ fragte Babolin.

„Weil ich nicht wie Sie zu trinken verstehe.“

„Gut! Du siehst, daß das Fräulein ein Glas

braucht," sprach die Brocante, die Achseln zuckend. „Wenn das nicht zum Erbarmen ist!"

„Ein Glas?" versetzte Babolin; „es muß irgendwo eines sein."

Und nachdem er einen Augenblick gesucht, entdeckte er eines in einer Ecke.

„Hier," sagte er, indem er das Glas mit Wasser füllte und es dem Mädchen reichte, „trink!"

„Nein," erwiederte die Kleine, „ich werde nicht trinken."

„Und warum wirst Du nicht trinken?"

„Weil ich keinen Durst habe."

„Doch, Du hast Durst, da Du so eben zu trinken verlangtest."

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Du siehst wohl, daß wir Lumpenpack sind," sagte die Mutter, „und daß das Fräulein weder aus unsern Krügen, noch aus unsern Gläsern zu trinken vermöchte."

„Nein, wenn sie schmutzig sind," sprach sanft und traurig das Mädchen; „und ich habe doch . . . ich habe sehr Durst," fügte das Kind in Thränen zerfließend bei.

Babolin eilte hinab, wie er es das erste Mal gethan, lief zum nächsten Brunnen, wusch das Glas drei oder viermal, und brachte es durchsichtig wie ein böhmischer Kristall und voll von einem frischen, klaren Wasser zurück.

„Ich danke, Herr Babolin," sagte die Kleine.

Und sie leerte das Glas auf einen Zug.

„Oh! Herr Babolin!" rief der Straßenjunge, indem er ein Rad schlug. „Sage doch, Mutter, wenn wir zu Croc-en-Jambe gehen, wird man „„Herr Babolin und Madame Brocante!"" melden."

„Verzeihen Sie," erwiederte die Kleine, „man hat mich Herr und Madame sagen gelehrt; ich werde es nicht mehr sagen, wenn es nicht gut ist."

„Doch, mein Kind, doch, es ist gut," versetzte die Brocante, unwillkürlich unterjocht durch diese Ueberlegenheit der Erziehung, über welche die Leute aus dem Volke zuweilen spotten, die aber immer ihre Wirkung auf sie hervorbringt.

Am Abend, beim Schlafengehen, wiederholte sich die Scene vom vorhergehenden Tage.

Die Mutter und der Sohn schliefen auf einer einzigen, mitten unter Lumpen, in eine Ecke der Stube geworfenen Matratze.

Rose-de-Noël weigerte sich beharrlich, neben ihnen Platz zu nehmen.

Auch in dieser Nacht schlief sie auf ihrem Stuhle.

Am andern Tage machte die Brocante eine Anstrengung.

Sie steckte in ihre Tasche die dreißig Franken, den Preis der Kleider des Kindes, kaufte eine Schlafbank für vierzig Sous, eine Matratze für zehn Sous, — ein wenig dünn, aber reinlich, — ein Kopfkissen für drei Franken fünfzig Centimes, zwei Paar Tücher von Madapolam *) und eine baumwollene Decke; Alles von einer tadellosen Weiße.

Sie ließ dies in ihren Speicher tragen.

Sie hatte gerade für drei und zwanzig Franken gekauft und war also quitt mit dem Mädchen.

„Oh! das hübsche weiße Bettchen!" rief die Kleine, als sie ihr Lager aufgestellt und geordnet sah.

„Das ist für Sie, Fräulein Zierling," sagte die Brocante; „da es scheint, daß Sie eine Prinzessin sind, so behandelt man sie auch als Prinzessin.

„Ich bin keine Prinzessin," erwiederte das Mädchen; „ich hatte aber dort ein weißes Bett."

„Nun, Sie werden hier eines haben wie dort. . . Sind Sie zufrieden?"

---

*) Eine Art von Percal.

„Oh! Sie sind sehr gut!“ rief das Mädchen.

„Wo werden Sie nun wohnen? muß man Ihnen nicht in der Rue de Rivoli einen ersten Stock über dem Entresol miethen?“

„Wollen Sie mir diesen Winkel hier geben?“ fragte das Mädchen.

Und sie bezeichnete eine Vertiefung des Speichers, die eine Art von Cabinet bildete.

„Das wird Ihnen genügen?“ sagte die Brocante.

„Ja Madame,“ erwiederte das Kind mit seinem gewöhnlichen sanften Tone.

Man schob das Lager in den Winkel,

Allmälig meublirte sich der Winkel und wurde eine Art von Zimmer.

Die Brocante war durchaus nicht so arm, als sie zu sein den Anschein hatte; sie war nur entsetzlich geizig, und es kostete sie eine ungeheure Ueberwindung, das Geld aus dem Verstecke zu nehmen, wo sie es aufbewahrte.

Doch die Brocante hatte eine Industrie: sie schlug Karten.

Statt sich in Geld von ihren Kunden bezahlen zu lassen, — was oft nicht ohne Schwierigkeit in einem so armen Quartier, wie das, welches sie bewohnte, war, hatte sie die Idee, sich in Naturalien bezahlen zu lassen.

Von der Trödlerin forderte sie einen Zitzvorhang; vom Ebenisten einen kleinen Tisch; vom Ausschußwaarenhändler einen Teppich; so daß der Winkel von Rose-de-Noël nach Verlauf eines Monats meublirt war, und die Ecke, die sie auf dem Speicher bewohnte, Ruhealtar genannt wurde.

Rose-de-Noël war glücklich oder beinahe glücklich.

Wir sagen *beinahe* glücklich, weil ihr Kleid von blauem Baumwollenzeug, ihr gelbes Halstuch mit rothen Blumen, ihre wollenen Strümpfe und ihre Kinderhaube ihr ungemein mißfielen.

So wie sich diese Gegenstände abnutzten, machte sich auch Rose-de-Noël eine Art von eigener Toilette.

Dies betraf vor Allem ihre Haare, welche sie mit außerordentlicher Sorgfalt kämmte, und die so lang waren, daß sie, wenn sie dieselben zurückwarf, auf ihren Enden mit den Fersen ging.

Sodann bald ein Hemd von rohem Stoffe mit einer improvisirten Knotenschnur um den Leib geknüpft; bald ein Turban aus einer Schürze von lebhafter Farbe gemacht, bald ein alter Shawl, in den sie sich drapirte wie in einen Mantel, bald ein Weißdornzweig, aus welchem sie sich einen duftenden Kranz machte; doch so wie sie sich kleidete, näherte sich ihr pittoreskes Gewand immer einem Typus, wobei der Maler seine Rechnung gefunden hätte, wäre es nun seine Aufgabe gewesen, die Creolin der Antillen, die Gitana Spaniens oder die Druidin Galliens darzustellen.

Da aber Rose-de-Noël nie ausging, da die Sonne in den Speicher nur durch schmale Oeffnungen gelangte, da sie nur Brod aß und Wasser trank, da die Kälte von allen Seiten in die Stube von Brocante eindrang, da sie keinen Unterschied zwischen dem Sommer und dem Winter machte und immer auf dieselbe Art, bei zehn Grad Kälte oder sechs und zwanzig Grad Wärme, gekleidet war, so bot sie den kränklichen, leidenden Anblick, den wir zu schildern versucht haben; abgesehen davon, daß von Zeit zu Zeit ein trockener Husten, der auf die Wangen von Rose-de-Noël eine lebhaftere Farbe brachte, so oft er eintrat, andeutete, die elende Wohnung, die sie bedeckte, ohne sie zu schützen, habe schon auf ihre Gesundheit einen unglücklichen Einfluß gehabt und könne in der Zukunft einen noch unglücklicheren Einfluß auf sie haben.

Von ihrer Familie und von dem erschrecklichen Ereigniß, das ihr Zusammentreffen mit der Brocante herbeigeführt, die das arme Kind allmälig so sehr liebte,

als sie zu lieben fähig war, hatte man nie mehr gesprochen, als das, was wir gesagt.

Dies war Rose-de-Noël, das heißt das Kind, das zwischen den Beinen der Brocante in dem Augenblick kniete, wo Babolin und der Schulmeister auf der Thürschwelle erschienen.

XXXII.

Sinistra Cornix.

Das Schauspiel, das die Augen von Justin traf, war also im Stande, die Aufmerksamkeit eines Menschen zu erregen, der weniger als er in einen einzigen Gedanken versunken: in den der entführten und um Hülfe rufenden Mina.

Er trat in den Speicher ein, unempfindlich für jede andere Idee, als die, welche ihm das Herz zusammenschnürte.

„Mutter," sprach Babolin, der dem jungen Manne voranging, wie ein Dolmetscher demjenigen, für welchen er das Wort zu führen beauftragt ist, vorangeht; „hier ist Herr Justin, der Schulmeister: er wollte in Person kommen, um Sie über Dinge zu fragen, die ich ihm nicht sagen konnte."

Die Alte lächelte wie eine Frau, die diesen Besuch erwartete.

„Und der Louis d'or?" fragte sie halblaut.

„Hier ist er," antwortete Babolin, indem er ihr das Goldstück in die Hand gleiten ließ. „Doch Ihr

müßtet dafür Rose-de-Noël einen guten wattirten Rock kaufen."

„Ich danke, Babolin," sagte das Mädchen, seine Stirne dem Straßenjungen darbietend, der sie brüderlich küßte; „doch ich friere nicht."

Und während sie dies erwiederte, hustete sie zwei- bis dreimal auf eine Art, welche die Worte, die sie gesprochen, Lügen strafte.

Doch, wie gesagt, alle diese Einzelheiten, welche einem Andern als Justin aufgefallen wären, existirten nicht für ihn oder existirten nur im Zustande der Morgendünste, welche zwischen dem Reisenden und dem Ziele, das er erreichen will, aufsteigend dieses Ziel verschleiern, ohne es ihm zu verbergen.

„Madame," sagte er.

Bei dem Wort Madame schaute die Brocante empor, um zu sehen, ob wirklich sie es war, an die man sich wandte.

Justin war die zweite Person, die sie Madame genannt hatte; die erste war Rose-de-Noël.

„Madame," sagte Justin, „Sie haben diesen Brief gefunden?"

„Ei! das scheint wohl so, da ich es bin, die Ihnen denselben geschickt hat," erwiederte die Brocante.

„Ja, und ich bin Ihnen sehr dankbar hiefür; nur wollte ich Sie fragen, wo Sie ihn gefunden haben."

„Im Quartier Saint-Jacques, sicherlich."

„Ich möchte gern wissen, in welcher Straße."

„Ich habe nicht nach dem Anschlage geschaut; doch das mußte so etwa in der Gegend der Rue Dauphine zur Rue Mouffetard sein."

„Ich bitte Sie inständig," sprach Justin, „suchen Sie sich genau der Einzelheiten zu erinnern."

„Ah!" rief die Brocante, „ich glaube entschieden, daß es in der Rue Saint-André-des-Arcs war."

Für einen mehr als Justin mit dieser Art von

Zigeunerin, mit der er es zu thun hatte, vertrauten Beobachter wäre es klar gewesen, daß die Brocante in einer bestimmten Absicht in ihren Reden umherschweifte.

Justin glaubte zu begreifen.

„Hier," sagte er, „das ist, um Ihre Erinnerungen zu unterstützen."

Und er gab ihr einen zweiten Louis d'or.

„Mutter," sagte Babolin, „gewähre doch Herrn Justin, was er von Dir verlangt; Herr Justin ist nicht Jedermann, und er ist gar wohl gelitten und geachtet im Quartier Saint-Jacques!"

„In was mischst Du Dich, Bube?" versetzte die Alte; „geh doch zum Brunnen, der spricht, und sieh, ob ich dort bin."

„Ah! wie Du willst," versetzte Babolin; „im Ganzen hat Herr Justin mich ersucht, ihn hieher zu führen; er ist hier, er mag die Sache angreifen, wie er kann; er ist groß genug, um seine Angelegenheiten selbst abzumachen."

Und er spielte mit den Hunden.

„Brocante," sprach Rose-de-Noël mit ihrer sanften, harmonischen Stimme, „Sie sehen, daß dieser junge Mann sehr unruhig und sehr gequält ist; ich bitte, sagen Sie ihm, was er zu wissen wünscht."

„Oh! ich beschwöre Sie, mein schönes Kind," sprach der Schulmeister, die Hände faltend, „bitten Sie für mich!"

„Sie wird es sagen," erwiederte Rose-de-Noël.

„Sie wird es sagen! sie wird es sagen! . . . Gewiß werde ich es sagen," murmelte die Alte, wie einer höhern Macht gehorchend. „Du kennst meine Schwäche; Du weißt, daß ich Dir nichts verweigern kann."

„Nun, Madame," sprach Justin, der nur mit Mühe seine Ungeduld bemeisterte, „strengen Sie Ihr Gedächtniß an! erinnern Sie sich . . . erinnern Sie sich, um des Himmels willen!"

„Ich glaube, es war . . . Ja, dort war es . . . nun bin ich meiner Sache sicher. Uebrigens könnte man sich an die Karten wenden.“

„Dann,“ sagte Justin, wie mit sich selbst sprechend, und ohne auf die letzten Worte der Brocante zu merken, „dann sind sie wohl über den Pont Neuf gefahren und haben sich wahrscheinlich zur Barrière Fontainebleau oder zur Barrière Saint-Jacques begeben.“

„Richtig,“ versetzte die Brocante.

„Woher wissen Sie das?“ fragte der junge Mann.

„Ich sage richtig, wie ich wahrscheinlich gesagt hätte.“

„Hören Sie, wenn Sie etwas wissen, in des Himmels Namen, sagen Sie es mir.“

„Ich weiß nichts, als daß ich auf der Place Maubert einen Brief mit Ihrer Adresse gefunden, und daß ich Ihnen diesen Brief geschickt habe.“

„Brocante,“ sprach Rose-de-Noël, „Sie sind ein böses Weib! Sie wissen noch Anderes und sagen es nicht.“

„Nein,“ entgegnete die Brocante, „ich weiß nichts mehr.“

„Sie haben Unrecht, den Herrn wegzuschicken, wie Sie es thun, Mutter: es ist ein Freund von Herrn Salvator.“

„Ich schicke den Herrn nicht weg; ich sage ihm, ich wisse nicht, was er von mir verlangt; nur muß man, wenn man etwas nicht weiß, diejenigen fragen, welche es wissen.“

„Wen muß ich über diese Sache fragen? Sagen Sie es geschwinde.“

„Diejenigen, welche Alles wissen: die Karten.“

„Es ist gut,“ sprach der Schulmeister, „ich danke: was Sie mir gesagt haben, ist immer gut, wenn man es weiß; ich will zu Herrn Salvator auf die Polizei gehen.“

Nach diesen Worten machte der junge Mann ein paar Schritte gegen die Thüre.

Doch die Brocante besann sich ohne Zweifel eines Andern und rief:

„Herr Justin!"

Der junge Mann wandte sich um.

Die Alte deutete mit dem Finger auf die Krähe, die über ihrem Kopfe mit den Flügeln schlug.

„Sehen Sie den Vogel," sagte sie, „sehen Sie den Vogel?"

„Ich sehe ihn," erwiederte Justin.

„Nicht wahr, er schlägt mit den Flügeln?"

„Ja."

„Es ist gut; sobald der Vogel mit den Flügeln geschlagen, hat er keine große Hoffnung."

„Hat denn dieses Schlagen mit den Flügeln eine Bedeutung?"

„Jesus Gott! Sie fragen das? ein Mann, der unterrichtet ist, wie Sie, ein Schulmeister, der weiß, daß eine Krähe ein Prophetenvogel ist?"

„Nun, so lassen Sie hören: was bedeutet das Schlagen mit den Flügeln Ihres Vogels?"

„Es bedeutet, es bedeutet, daß Sie nicht so bald die Person finden werden, die Sie suchen, denn Sie suchen Jemand."

„Ja, und ich würde Alles geben, was ich besitze, um die Person, die ich suche, wiederzufinden."

„Nun, Sie sehen, der Vogel weiß das so gut als Sie und ich.

„Was will aber dieses Schlagen mit den Flügeln besagen?"

„Dieses Schlagen mit den Flügeln . . . sehen Sie, das ist das Bild Ihrer Drangsale: wie dieser Vogel mit den Flügeln in die Luft schlägt, so zerarbeiten Sie sich im leeren Raume; er hat dreimal mit den Flügeln geschlagen, ein Jahr für das Mal; drei Jahre werden Sie auf diese Nachforschung verwenden. Ich rathe Ihnen

also im Namen des Vogels nicht, unsichere Schritte anzufangen, bevor die Karten gesprochen haben."

„So mögen sie sprechen!"

Und wie ein Mensch, der, dem Ertrinken nahe, sich an jeden Ast anklammert, kehrte Justin um, ganz geneigt, den Karten zu glauben, sollte das, was die Karten sagen würden, auch nur den geringsten Anschein von Wahrheit haben.

„Wollen Sie das kleine Spiel oder das große Spiel?" fragte die Brocante.

„Machen Sie, was Sie wollen . . . Hier ist ein Louis d'or."

„Ah! dann sollen Sie das große Spiel haben und den Erfolg von Cagliostro! . . . Gib mir mein großes Spiel, Rose," sagte die Brocante.

Rose-de-Noël stand auf; sie war schlank, biegsam wie eine Palme; sie nahm das Kartenspiel aus der Schublade einer in einer Ecke stehenden Truhe und reichte es der Alten mit ihren kleinen, magern, spitzig zulaufenden, aber weißen Händen, woran Nägel so sorgfältig gepflegt als die einer Modedame, sichtbar waren.

Trotz der Gewohnheit, solche cabbalistische Experimente zu sehen, die er ohne Zweifel schon oft beobachtet hatte, näherte sich Babolin der Alten, kauerte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden und schickte sich an, mit einer naiven Bewunderung bei der Zauberscene, welche vor sich gehen sollte, zuzuschauen.

Die Brocante zog ein großes tannenes Brett, in Form eines Hufeisens, vor und legte es auf ihren Schooß.

„Rufe Phares," sagte sie zu dem Mädchen, indem sie mit einer Bewegung des Kopfes den auf dem Balken sitzenden Vogel bezeichnete, welcher auf diesen einem der drei cabbalistischen Worte vom Balthasarsmahl entlehnten Namen antwortete.

Die Krähe hatte mit den Flügeln zu schlagen aufgehört und wartete, wie es schien, auf den Augenblick, ihre Rolle in der Scene, die sich vorbereitete, zu spielen.

„Phares!“ sang das Mädchen, das diesem Rufe die ganze Sanftheit seiner Stimme gab.

Die Krähe sprang vom Balken auf die rechte Schulter von Rose=de=Noël, diese hockte sich vor der Alten nieder und neigte ein wenig auf ihre Seite die Schulter, auf der der Vogel saß.

Da gab die Brocante eine seltsame Note von sich, welche halb aus der Kehle, halb von den Lippen kam, und zugleich etwas vom Rufe und vom Pfiffe hatte.

Bei diesem durchdringenden Tone sprangen die zwölf Hunde mit einem einzigen Satze und sich an einander stoßend aus ihrem Korbe und nahmen, als ächte gelehrte Hunde, was sie waren, ihren Platz rechts und links von der Zauberin, setzten sich auf ihr Hintertheil mit dem Ernste von Doctoren, welche bereit sind, eine theologische Discussion in Angriff zu nehmen, und bildeten um den Tisch einen vollkommenen Kreis, in dessen Mitte sich die Brocante befand.

Als die, scheinbar nothwendigen, Vorbereitungen von Seiten der Hunde, welche während dieses ganzen Manoeuvre klägliche Schreie ausstießen, vollendet waren, trat wieder die Stille ein.

Die Brocante schaute nach und nach den Vogel und die Hunde an, und als diese Revue passirt war, sprach sie mit feierlichem Tone Sylben entlehnt einer fremden, ihr selbst vielleicht unbekannten Sprache, welche Araber für Französisch hätten halten können, Franzosen aber sicherlich nicht würden für Arabisch gehalten haben.

Wir wissen nicht, ob Babolin, Rose=de=Noël und Justin den Sinn dieser Worte verstanden; versichern können wir jedoch, daß er von den zwölf Hunden und von der Krähe begriffen wurde, urtheilen wir nach dem gleichen rhythmischen Kläffen der Hunde und dem durch=

dringenden Geschrei des Vogels, das selbst der heiseren Note nachgeahmt war, welche die Alte ausgestoßen, um ihre Meute zu rufen.

Als sodann das Gekläffe beendigt war und das Geschrei des Vogels erloschen, legten sich die Hunde nieder, welche bis dahin ehrerbietig und einander melancholisch anschauend auf ihrem Hintertheile gesessen hatten.

Die Krähe aber sprang von der Schulter von Rose-de-Noël auf den Kopf der Alten und klammerte sich daran an, indem sie ihre Klauen in die Haare der Brocante eindrückte.

Das Gemälde würde sich nun einem Genremaler also dargestellt haben:

Der Speicher düster, nur durchfurcht von einigen Lichtstreifen, welche mit großer Mühe durch die spärlichen Oeffnungen eindrangen.

Die Alte sitzend, mit den im Kreise ausgestreckten Hunden um sich her; Babolin zu ihren Füßen liegend; Rose-de-Noël am Pfeiler stehend.

Diese Gruppe beleuchtet durch den röthlichen Schein der irdenen Lampe.

Justin stehend, bleich, ungeduldig, halb verloren im Helldunkel.

Die Krähe von Zeit zu Zeit mit den Flügeln schlagend, unheimliche Schreie ausstoßend, und an die Fabel vom Raben, der dem Adler nachahmen will, erinnernd, nur mit dem Unterschiede, daß die Klauen des Raben in der weißen Wolle des Schafes festgehalten wurden, während die Klauen der Krähe in den grauen Haaren der Alten festhielten.

Das Gemälde war ein fantastisches, seltsames, und würde seine Macht selbst über eine minder erhitzte Einbildungskraft, als die von Justin, geübt haben.

Beleuchtet, wie gesagt, durch den unruhigen, röthlichen Schein der Lampe, streckte die Zauberin den Arm

in die Luft aus und beschrieb mit diesem nackten, fleischlosen Gliede riesige Kreise.

„Stille, Alle!“ sagte sie; „die Karten werden sprechen.“

Hunde und Krähe schwiegen.

Da begannen durch die heisere Stimme der Brocante die Karten ihre mysteriösen Offenbarungen.

Vor Allem mischte die alte Sibylle die Karten und ließ von Justin mit der linken Hand abheben.

„Wohl verstanden,“ sagte sie, „Sie verlangen hier Auskunft über eine Person, die Sie lieben?“

„Die ich anbete!“ erwiederte Justin.

„Gut! . . Sie sind der Kreuzbube, das heißt, ein unternehmender und gewandter junger Mann.“

Justin lächelte traurig: die Initiative und die Gewandtheit waren im Gegentheil gerade die zwei Eigenschaften, die ihm wesentlich fehlten.

„Sie, sie ist die Herzdame, das heißt, eine sanfte und liebende Frau.“

Bei Mina war das wenigstens so.

Nachdem die Karten gemischt und abgehoben waren, nachdem man übereingekommen, daß Justin durch den Kreuzbuben und Mina durch die Herzdame vertreten werden sollten, schlug Brocante zuerst drei Karten um.

Sie begann sechsmal dasselbe Manoeuvre.

So oft zwei Karten von derselben Farbe kamen, mochten es nun zwei Kreuze, zwei Ecksteine oder zwei Schüppen sein, nahm sie die höchste Karte und legte sie vor sich, indem sie die Karten, die sich ihr so boten, von links nach rechts anreihte.

Nach sechs Versuchen hatte sie sechs Karten.

Nachdem diese Operation beendigt war, mischte sie aufs Neue, ließ abermals mit der linken Hand abheben und begann wieder das Experiment, wobei sie dasselbe System befolgte.

Eines von den Paquets gab drei Asse; die Zauberin nahm sie alle Drei und legte sie neben einander.

Dieses Brelan *) kürzte ihre Operation ab, indem es ihr drei Karten gab, statt einer.

Dann fuhr sie fort, bis sie siebzehn Karten hatte.

Die zwei Mina und Justin vertretenden Karten waren herausgekommen.

Vom Kreuzbuben an zählte die Alte sieben Karten von rechts nach links, den Kreuzbuben mit einbegriffen.

„Gut!“ sagte sie; „diejenige, welche Sie lieben, ist ein blondes Mädchen von sechzehn bis siebenzehn Jahren.“

„So ist es,“ erwiederte Justin.

Sie zählte noch siebenmal und hielt beim umgekehrten Herzsieben an.

„Zerstörte Pläne! . . Sie haben einen Plan mit ihr gemacht, der nicht ausgeführt werden konnte.“

„Leider!“ murmelte Justin.

Die Alte zählte noch siebenmal und hielt beim Kreuzneun an.

„Diese Pläne sind vernichtet worden durch Geld, das man nicht erwartete, — etwas wie eine Pension oder Erbschaft.“

Sie zählte aufs Neue siebenmal und hielt beim Schüppenzehn an.

„Und, seltsam!“ fuhr sie fort; „dieses Geld, das gewöhnlich lachen macht, hat Sie weinen gemacht!“

Sie nahm ihre Berechnung wieder auf, hielt beim umgekehrten Schüppenaß an und sagte:

„Der Brief, den ich Ihnen geschickt habe, kommt von der jungen Person, welche mit dem Gefängniß bedroht ist.“

„Mit dem Gefängniß?“ rief Justin; „unmöglich!“

„Ei! die Karten sind da! . . Mit dem Gefängniß . . . mit dem Einsperren!“

---

*) Drei gleiche Karten.

„Im Ganzen," murmelte Justin, „wenn man sie entführt, so geschieht es, um sie zu verbergen . . . Fahren Sie fort, fahren Sie fort! Sie haben bis daher Recht!"

„Der Brief ist während eines Besuches von Freunden angekommen."

„Ja, so ist es, von Freunden . . . von guten Freunden."

Die Brocante zählte noch siebenmal, hielt bei der umgekehrten Schüppendame an und sprach:

„Das Uebel widerfährt Ihnen von einer brünetten Frau, die diejenige, welche Sie lieben, für ihre Freundin hält."

„Vielleicht Fräulein Susanne von Valgeneuse?"

„Die Karten sagen: Eine brünette Frau! sie nennen ihren Namen nicht."

Sie setzte ihre Berechnung fort und hielt beim Schüppenacht an.

„Das verfehlte Project war eine Heirath."

Justin war ganz keuchend: bis dahin, mochte es nun Zufall oder Magie sein, hatten die Karten die Wahrheit gesagt.

„Oh! fahren Sie fort!" rief er, „um des Himmels willen, fahren Sie fort."

Sie fuhr fort und deutete auf eines der drei neben einander gelegten Asse.

„Ho! ho!" sagte sie, „Complott!"

Nach sieben anderen Karten kam sie zum umgekehrten Kreuzkönig, und sie sprach:

„Sie werden in diesem Augenblick unterstützt durch einen redlichen Mann, der gern Dienste leistet."

„Salvator!" murmelte Justin, „das ist der Name, den er mir angegeben."

„Doch man ist ihm in seinen Projecten zuwider; etwas, was er zu dieser Stunde für Sie unternimmt, erleidet Verzug."

„Das blonde Mädchen? das blonde Mädchen?“ fragte Justin.

Die Alte zählte siebenmal und hielt beim Schüppenbuben an.

„Oh!“ sprach sie, „das Mädchen ist von einem brünetten jungen Manne von schlimmen Sitten entführt worden.“

„Weib!“ rief Justin, „wo ist sie? sage, wo sie ist, und ich gebe Dir Alles, was ich habe.“

Und er störte in seiner Tasche und zog eine Hand voll Geld heraus, das er eben auf den Tisch, wo die Brocante ihre Karten mischte, werfen wollte, als er sich beim Arme festgehalten fühlte.

Er wandte sich um: es war Salvator, der, nachdem er ohne gesehen und gehört zu werden eingetreten, sich dieser übertriebenen Freigebigkeit widersetzte.

„Stecken Sie Ihr Geld wieder in die Tasche,“ sagte er zu Justin; „gehen Sie hinab, springen Sie auf das Pferd von Herrn Jean Robert, reiten Sie im Galopp nach Versailles, verhindern Sie es, daß man in das Zimmer von Mina eintritt, und wachen Sie darüber, daß Niemand einen Fuß in den Recreationshof setzt. Es ist halb acht Uhr: um halb neun Uhr können Sie bei Madame Desmarets sein.“

„Aber . . .“ versetzte Justin.

„Gehen Sie, ohne eine Minute zu verlieren: es muß sein.“

„Aber . . .“

„Gehen Sie, oder ich stehe für nichts!“ wiederholte Salvator.

„Ich gehe,“ sagte Justin.

Und während er die Stube verließ, rief er der Brocante zu:

„Seien Sie ruhig, ich werde Sie wiedersehen.“

Er ging rasch hinab, nahm den Zaum aus den Händen von Jean Robert, schwang sich in den Sattel als

ein Pächterssohn, der gewohnt ist, alle Pferde zu reiten, und verschwand im Galopp durch die Rue Copeau, das heißt auf dem kürzesten Wege, um die Straße nach Versailles zu erreichen.

XXXIII.

Wie die Karten immer Recht haben.

Der Bewachung des Pferdes überhoben, suchte Jean Robert umhertappend die Leiter, deren Lage ihm durch Salvator bezeichnet worden war, welcher ihn von der Polizei zurückkehrend zuerst beim Rendez-vous gefunden.

Wir könnten eine gute Anzahl Scherze über die Leitern, die Speicher und die Dichter machen; Jean Robert hatte aber, wie gesagt, ein Pferd, ein treffliches Halbblutpferd, das seine fünf Meilen in der Stunde zurücklegte. Jean Robert trat also aus der Kategorie der Dichter mit den Leitern und den Speichern heraus.

Beim Anblicke von Salvator hatte die Alte ihr Kartenspiel fallen lassen und einen tiefen Seufzer ausgestoßen; die Hunde waren in ihren Korb zurückgekehrt; die Krähe hatte wieder ihren Platz auf dem Balken eingenommen.

Als Jean Robert eintrat, sah er also nur eine Gruppe, welche als pittoresk das Malerauge seines Freundes Petrus ergötzt hätte und eben durch dieses Pittoreske sich unmittelbar seines Dichterherzens bemächtigte.

Das war die Gruppe, welche aus der auf einem

Schämel sitzenden alten Kartenschlägerin, aus Babolin, der zu ihren Füßen lag, und aus Rose-de-Noël bestand, welche an ihrer Seite an den Pfeiler angelehnt war.

Die Brocante erwartete offenbar mit Bangigkeit, was Salvator sagen würde.

Die zwei Kinder lächelten diesem wie einem Freunde zu, jedes aber mit einem andern Ausdrucke.

Bei Babolin war dieses Lächeln das der Heiterkeit, bei Rose-de-Noël war es das Lächeln der Schwermuth.

Doch zum großen Erstaunen der Brocante schien Salvator dem, was vorgefallen, keine Aufmerksamkeit zu schenken.

„Ihr seid es, Brocante?" sagte er. „Wie geht es Rose-de-Noël?"

„Gut, Herr Salvator, sehr gut!" anwortete das Mädchen.

„Nicht Dich frage ich das, armes Kind, sondern diese Frau."

„Sie hustet ein wenig," erwiederte die Alte.

„Ist der Arzt da gewesen?"

„Ja, Herr Salvator."

„Was hat er gesagt?"

„Wir müssen vor Allem diese Wohnung verlassen."

„Er hat wohl daran gethan, Euch dies zu sagen; ich sage es Euch schon lange, Brocante."

Sodann strenger und die Stirne faltend:

„Warum hat dieses Kind noch nackte Beine und Füße?"

„Es will weder Strümpfe, noch Schuhe anziehen, Herr Salvator."

„Ist das wahr, Rose-de-Noël?" fragte der junge Mann mit Sanftmuth, jedoch mit einem Tone, in dem ein gewisser Vorwurf lag.

„Ich will keine Strümpfe anziehen, weil ich nur grobe wollene Strümpfe habe; ich will keine Schuhe anziehen, weil ich nur plumpe lederne Schuhe habe."

„Warum kauft Dir die Brocante nicht baumwollene Strümpfe und Schuhe von Ziegenfell?“

„Weil das zu theuer ist, Herr Salvator, und weil ich zu arm bin.“

„Du irrst Dich, das ist nicht theuer,“ entgegnete Salvator; „Du lügst, Du bist nicht arm.“

„Herr Salvator!“

„Schweige! Und höre wohl, was ich Dir sage.“

„Ich höre, Herr Salvator.“

„Und Du wirst gehorchen?“

„Ich werde mich bemühen.“

„Und Du wirst gehorchen?“ wiederholte der junge Mann mit gebietendem Tone.

„Ich werde gehorchen.“

„Wenn Du in acht Tagen, — Du hörst mich wohl? wenn Du in acht Tagen nicht ein Zimmer für Dich und Babolin, ein Cabinet mit Luft und Sonne für dieses Kind, und einen besondern Stall für die Hunde gefunden hast, so nehme ich Rose-de-Noël von Dir.“

Die Alte umschlang mit ihrem Arme den Leib des Mädchens und drückte es an sich, als hätte Salvator seine Drohung auf der Stelle verwirklichen wollen.

„Sie würden mir das Kind entziehen? mein Kind, das seit sieben Jahren bei mir ist?“

„Vor Allem ist es nicht Dein Kind,“ erwiederte Salvator: „es ist ein von Dir gestohlenes Kind.“

„Gerettet, Herr Salvator! gerettet!“

„Gestohlen oder gerettet, Du wirst die Sache mit Herrn Jackal erörtern.“

Die Brocante schwieg, drückte aber das Kind nur um so stärker an sich.

„Uebrigens bin ich nicht deshalb gekommen,“ fuhr Salvator fort; „ich bin wegen des armen jungen Mannes gekommen, den Du, als ich eintrat, zu plündern im Zuge warst.“

„Ich plünderte ihn nicht, Herr Salvator: ich nahm, was er mir freiwillig gab.“

„Den Du also täuschtest?“

„Ich täuschte ihn nicht: ich sagte ihm die Wahrheit.“

„Woher wußtest Du die Wahrheit?“

„Durch die Karten.“

„Du lügst!“

„Die Karten haben aber . . .“

„Die Karten sind ein Mittel der Prellerei.“

„Herr Salvator, beim Haupte von Rose=de=Noël: Alles was ich ihm gesagt habe, ist wahr.“

„Was hast Du ihm gesagt?“

„'Er liebe ein blondes Mädchen von sechzehn bis siebenzehn Jahren.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Das stand in den Karten.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ wiederholte gebietend Salvator.

„Babolin, der es im Quartier erfahren hat!“

„Das ist also das Handwerk, das Du treibst?“ sprach Salvator zu Babolin.

„Verzeihen Sie, Herr Salvator, ich glaubte nicht, ich thue etwas Schlimmes, wenn ich dies Brocante mittheile; es ist im Faubourg Saint=Jacques bekannt, daß Herr Justin in Mademoiselle Mina verliebt war.“

„Fahre fort, Brocante. Was hast Du ihm noch gesagt?“

„Ich habe ihm gesagt, das Mädchen liebe ihn; es habe ein Heirathsproject stattgefunden, dieses Project sei aber durch eine unerwartete Geldsumme zerstört worden.“

„Wer hat Dir das gesagt?

„Ei! Herr Salvator, der Kreuzzehn bedeutet Geld und der Schüppenacht gescheiterten Plan.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ wiederholte Salvator, der immer ungeduldiger wurde.

„Ein guter Pfarrer, Herr Salvator, ein guter alter

Pfarrer, der gewiß nicht log. Er sagte unter einer Gruppe von Leuten, die ihn befragten: „„Und wenn man bedenkt, daß eine Summe von zwölftausend Franken ...““ Ich weiß nicht, ob es zehn oder zwölf waren.“

„Gleichviel.“

„„Und wenn man bedenkt,““ sagte der gute alte Pfarrer, „„daß eine Summe von zwölftausend Franken, die ich gebracht habe, an diesem ganzen Unglück Schuld ist!““

„Gut, Brocante! Und was hast Du ihm dann noch gesagt?“

„Ich habe ihm gesagt, Mademoiselle Mina sei durch einen brünetten jungen Mann entführt worden.“

„Woher weißt Du das?“

„Herr Salvator, der Schüppenbube war da, sehen Sie, und der Schüppenbube ...“

„Woher weißt Du, daß das Mädchen entführt worden ist?“ wiederholte Salvator mit dem Fuße stampfend.

„Ich habe es gesehen, mein Herr.“

„Wie, Du hast es gesehen?“

„Wie ich Sie sehe.“

„Wo dies?“

„Auf der Place Maubert.“

„Du hast Mina auf der Place Maubert gesehen?“

„Heute Nacht, Herr Salvator, heute Nacht ... Ich hatte so eben die Rue Galande gemacht, ich machte die Place Maubert; plötzlich fährt ein Wagen so rasch vorüber, daß man hätte glauben sollen, er werde vom Winde getragen; das Fenster senkt sich; ich höre rufen: „Zu Hülfe! herbei! zu Hülfe! man entführt mich!“ und ein hübsches blondes Köpfchen, ein wahres Cherubsköpfchen kommt aus dem Schlage hervor. Zugleich erscheint ein zweiter Kopf ... der eines brünetten jungen Mannes mit Schnurrbart. Er zieht die Schreiende zurück und schließt das Fenster wieder; doch diejenige, welche man entführte, hatte Zeit gehabt, einen Brief hinauszuwerfen

„Und dieser Brief? . ."

„Ist der, welcher mit der Adresse von Herrn Justin bezeichnet war."

„Um wie viel Uhr war das, Brocante?"

„Es mochte Morgens um sechs Uhr sein, Herr Salvator."

„Gut! Ist das Alles?"

„Ja, es ist Alles."

„Beim Haupte von Rose=de=Noël?"

„Beim Haupte von Rose=de=Noël!"

„Warum hast Du nicht ganz einfach Herrn Justin die Sache erzählt, wie sie sich zugetragen?"

„Ich habe mich in Versuchung führen lassen: er wird sagen, was ihm begegnet ist, und das wird mir Kunden bringen!"

„Höre, Brocante, hier ist ein Louis d'or dafür, daß Du die Wahrheit gesprochen," sagte Salvator; „doch von diesem Louis d'or wirst Du dem Kinde drei Paar baumwollene Strümpfe und ein Paar Schuhe von Ziegenfell kaufen."

„Ich will rothe Schuhe, Herr Salvator," sagte Rose=de=Noël.

„Du wirst sie von der Farbe nehmen, die Dir beliebt, mein Kind," erwiederte Salvator.

Und sich an die Brocante wendend:

„Du hast gehört? finde ich Dich in acht Tagen, auf den Tag, auf die Stunde, noch hier, so nehme ich Rose=de=Noël fort!"

„Oh! oh!" murmelte die Alte.

„Und Du, Rose, wenn ich Dich noch mit nackten Füßen treffe, so lasse ich Dich kleiden, wie Du warst, als ich Dich vor fünf Jahren zum ersten Male sah."

„Oh! Herr Salvator!" rief die Kleine.

Er näherte sich sodann zum letzten Male der Alten und sprach halblaut zu ihr:

„Brocante, vergiß nicht, daß Du mir für dieses

Kind mit Deinem Kopfe haftest! Lässest Du es vor Kälte in Deinem Speicher sterben, so lasse ich Dich vor Kälte, Hunger und Elend in einem Kerker sterben."

Nach dieser Drohung neigte er sich zu der Kleinen, welche ihrerseits ihre Stirne seinem Kusse entgegenbot.

Und die Stube verlassend, winkte er Jean Robert ihm zu folgen.

Jean Robert warf einen letzten Blick auf die Alte und die zwei Kinder und ging hinter Salvator hinaus.

„Was für ein seltsames Mädchen ist das?" fragte er Salvator, als sie auf die Straße kamen.

„Gott allein weiß es!" antwortete dieser.

Und während sie die Rue Copeau und die Rue Mouffetard hinabgingen, erzählte er dem Dichter das Ereigniß der Nacht vom 20. August, und wie die Kleine, deren Schönheit eine so mächtige Wirkung auf ihn hervorgebracht, in die Hände der Brocante gefallen war und sich nun, eine Perle, mitten in diesem Misthaufen befand.

Die Geschichte war nicht lang, wie man weiß: als die zwei jungen Leute auf den Pont-Neuf kamen, war sie beendigt.

„Hier!" sagte Salvator, während er sich an das Gitter der Statue von Heinrich IV. anlehnte.

„Sie halten hier an?" fragte Jean Robert.

„Ja."

„Warum halten wir hier an?"

„Um zu warten."

„Worauf wollen Sie warten?"

„Auf einen Wagen!"

„Wohin soll er uns führen?"

„Oh! mein Lieber, Sie sind sehr neugierig."

„Aber ..."

„Als dramatischer Dichter wissen Sie, daß es ein Talent ist, mit dem Interesse haushälterisch umzugehen."

„Wie Sie wollen ... Warten wir.“

Sie warteten übrigens nicht lange.

Nach zehn Minuten drehte sich ein mit zwei kräftigen Pferden bespannter Wagen um den Quai des Orfèvres und hielt vor der Statue von Heinrich IV. an.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren öffnete den Schlag vom Innern aus, wo er saß, und sagte:

„Geschwinde, geschwinde!“

Die beiden jungen Leute stiegen ein.

„An den bewußten Ort,“ sagte der Mann im Wagen zum Kutscher.

Und der Wagen ging im Galopp ab, drehte sich am Ende des Pont-Neuf und eilte auf dem Quai de l'Ecole fort.

XXXIV.

Herr Jackal.

Erzählen wir unsern Lesern, was Salvator Jean Robert zu erzählen nicht für geeignet erachtet hatte.

Als er Justin und Jean Robert in der Rue du Faubourg Saint-Jacques verließ, ging Salvator, wie gesagt, nach der Polizei.

Er gelangte in die abscheuliche Gasse, genannt Rue de Jerusalem, — ein schmaler, kothiger, düsterer Weg, über den die Sonne nur sich verschleiernd hinzieht.

Salvator trat durch die Thüre der Präfectur mit der leichten, ungezwungenen Manier eines Vertrauten von diesem finstern Hotel ein.

Es war sieben Uhr Morgens, das heißt kaum Dämmerung.

Der Concierge hielt ihn an.

„He! mein Herr!“ rief er ihm zu: „wohin gehen Sie? . . . He! mein Herr!“

„Nun?“ versetzte Salvator, indem er sich umwandte.

„Ah! verzeihen Sie, Herr Salvator, ich erkannte Sie nicht,“ sagte der Concierge.

Und er fügte lachend bei:

„Das ist Ihre Schuld: Sie sind gekleidet wie ein Herr!“

„Ist Herr Jackal schon in seinem Bureau?“ fragte Salvator.

„Das heißt, er ist noch dort, er ist dort über Nacht gewesen.“

Salvator durchschritt den Hof, ging unter das der Thüre gegenüberliegende Gewölbe, betrat eine kleine Treppe links, stieg zwei Stockwerke hinauf, kam in einen Corridor und fragte den Huissier nach Herrn Jackal.

„Er ist in diesem Augenblicke sehr beschäftigt,“ erwiederte der Huissier.

„Sagen Sie ihm, Salvator, der Commissionär der Rue aux Fers, sei da.“

Der Huissier verschwand durch eine Thüre und kam sogleich wieder zurück.

„In zehn Minuten gehört Herr Jackal Ihnen.“

Einen Moment nachher öffnete sich wirklich die Thüre wieder, und ehe man Jemand sah, hörte man eine Stimme rufen:

„Suchet die Frau! bei Gott! suchet die Frau!“

Dann erschien der Mann, dessen Stimme man gehört.

Unternehmen wir es, das Portrait von Herrn Jackal zu zeichnen.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit übermäßig langem, magerem, dünnem, nach dem

Ausdrucke der Naturforscher, wurmförmigem Halse und dabei mit kurzen, nervigen Beinen.

Sein Körper offenbarte Geschmeidigkeit; seine Beine bezeichneten Behendigkeit.

Der Kopf schien zugleich allen Klassen der Ordnung der fleischfressenden, auf den Zehen gehenden Thiere anzugehören: das Haar, oder die Mähne, oder das Fell, wie man will, war gräulich fahl; die langen, am Kopfe emporgespitzten und mit Haaren versehenen Ohren glichen denen des Jaguars; am Abend in Gelb, am Tage in Grün spielend, hielten die Augen die Mitte zwischen denen des Luchses und denen des Wolfes; senkrecht verlängert und der der Katze ähnlich, zog sich die Pupille zusammen oder erweiterte sich, je nach dem Grade von Dunkelheit oder Licht, in dem sie operirte; die Nase und das Kinn, die Schnauze, wollen wir sagen, war zugespitzt wie die eines Windhundes.

Der Kopf eines Fuchses und der Leib eines Iltisses.

Die Beine, von denen wir ein Wort gesagt haben, deuteten übrigens an, dieser Mensch könne, den Mardern ähnlich, überallhin schlüpfen und durch die kleinsten Oeffnungen passiren, vorausgesetzt, daß der Kopf einzudringen vermöge.

Die ganze Physiognomie offenbarte, wie die des Luchses, List, Schlauheit, Feinheit; man fühlte, daß Herr Jackal, wie der nächtliche Jäger der Kaninchen und der Hühner, sein Dickicht in der Rue de Jerusalem, um auf die Jagd zu gehen, nur bei Einbruch der Nacht verlassen konnte.

Er blinzelte mit den Augen und erblickte im Halbschatten des Corridors denjenigen, welchen man ihm gemeldet hatte.

„Ah! Sie sind es, Herr Salvator?" sagte er, indem er mit großem Eifer auf ihn zuging. „Was verschafft mir das Vergnügen, Sie so frühe am Morgen zu sehen?"

„Man hat mir gesagt, mein Herr, Sie seien sehr beschäftigt,“ antwortete Salvator, der mit großer Mühe den Widerwillen, den ihm der Polizeimann einflößte, zu überwinden schien.

„Das ist wahr, mein lieber Herr Salvator; doch Sie wissen wohl, daß es keine Beschäftigung gibt, die ich nicht auf der Stelle verlasse, um das Vergnügen zu haben, mit Ihnen zu plaudern.“

„So treten wir in Ihr Cabinet ein,“ sagte Salvator, ohne auf die complimentöse Phrase von Herrn Jackal zu antworten.

„Das ist unmöglich; ich habe zwanzig Personen, die auf mich warten.“

„Haben Sie mit diesen zwanzig Personen lange zu thun?“

„Ungefähr zwanzig Minuten: eine Minute für die Person. Ich muß um neun Uhr im Bas-Meudon sein.“

„Im Bas-Meudon?“

„Ja.“

„Was Teufels wollen Sie dort machen?“

„Eine Erstickung constatiren.“

„Eine Erstickung?“

„Zwei junge Leute, die sich das Leben genommen haben, ja . . . Der Aeltere von beiden ist vierundzwanzig Jahre alt, wie es scheint.“

„Arme junge Leute!“ sagte Salvator mit einem Seufzer.

Dann zur Sache von Justin zurückkehrend:

„Teufel! es ist mir höchst ärgerlich, daß ich Sie nicht bequem sprechen kann; ich hatte Ihnen etwas sehr Ernstes mitzutheilen.“

„Eine Idee . . .“

„Nun?“

„Ich fahre und bin allein in meinem Wagen; kommen Sie mit mir: Sie werden mir Ihren Fall unter

Weges erzählen. Mit zwei Worten, um was handelt es sich?"

„Um eine Entführung."

„Suchet die Frau!"

„Beim Teufel! das ist es, was wir suchen."

„Oh! nein, nicht die entführte Frau."

„Welche denn?"

„Die, welche die Andere entführen läßt."

„Sie glauben, es stecke eine Frau dahinter?"

„Es ist eine Frau bei Allem, Herr Salvator: das ist es, was unser Handwerk so schwierig macht ... Gestern meldet man mir, ein Decker habe vom Dache fallend das Leben eingebüßt."

„Sie haben gesagt: „„Suchet die Frau!""

„Das war das Erste, was ich sagte."

„Nun?"

„Sie spotteten über mich; sie behaupteten, ich habe die verrückte Gewohnheit, so zu antworten! Man sucht die Frau, und man findet sie."

„Gut! wie dies?"

„Der Bursche hatte sich umgedreht, um eine Frau zu sehen, die sich in einer Mansarde gegenüber ankleidete, und, bei meiner Treue! er fand so viel Vergnügen an der Anschauung, daß er nicht mehr darauf Acht gab, wo er war; der Fuß glitscht ihm aus, und plumps, da liegt er!"

„Er ist todt?"

„Er war maustodt, der Dummkopf! .. Nun! ist das beschlossen, kommen Sie mit mir nach dem Bas-Meudon?"

„Ja, doch ich habe einen Freund."

„Es sind vier Plätze im Wagen. — Fargeau," sagte Herr Jackal zum Huissier, „lassen Sie anspannen."

„Ich muß zuvor nach der Rue Triperet gehen und werde von dort zurückkommen."

„Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde."

„Wo werden wir uns wiederfinden?“

„Rendez-vous bei der Statue Heinrich IV.; ich werde den Wagen halten lassen, Sie steigen ein, und im Galopp, Kutscher!“

Wonach Herr Jackal in sein Bureau zurückgekehrt war und Salvator Jean Robert in der Rue Triperet abgeholt hatte.

Die Dinge waren nach dem festgestellten Programm vor sich gegangen: die zwei jungen Leute hatten im Wagen von Herrn Jackal Platz genommen, und alle Drei fuhren nach dem Bas-Meudon.

Wir haben es versucht, Herrn Jackal in physischer Hinsicht zu schildern: nun einen Pinselstrich in Betreff des Moralischen.

Herr Jackal war ein vormaliger Polizeicommissär, den seine wunderbaren Fähigkeiten von Stock zu Stock bis zu diesem höchsten Giebel des Chefs der Sicherheitspolizei hatten steigen lassen.

Herr Jackal kannte alle Diebe, alle Gauner, alle Zigeuner in Paris; freigelassene Galeerensklaven, bannbrüchige Galeerensklaven, geübte Diebe, Diebslehrlinge, ausgelernte Diebe, Diebe, die sich aus den Geschäften zurückgezogen, Alles dies wimmelte unter seinem weit umfassenden Blicke im kothigen Pandämonium der alten Lutetia, ohne sich, wie groß auch die Dunkelheit der Nacht, die Tiefe der Steinbrüche, die Zahl der Freischenken sein mochten, seinem Auge entziehen zu können; er war beschlagen in seinen Garnis*), seinen Spielhäusern, seinen Bordellen, wie Philidor in den Feldern seines Schachbrettes; wenn er einen ausgenommenen Laden, ein zerbrochenes Fenster, einen gegebenen Messerstich nur anschaute, sagte er: „Ah! ich kenne das! das ist die Manier zu arbeiten von Dem und Dem.“

*) Häuser, wo Schlafstellen für einzelne Nächte vermiethet werden.

Und selten irrte er sich.

Herr Jackal schien keinem der Bedürfnisse der Natur unterworfen zu sein. Hatte er nicht Zeit, zu frühstücken, so frühstückte er nicht; hatte er nicht Zeit, zu Mittag zu speisen, so speiste er nicht zu Mittag; hatte er nicht Zeit, zu Nacht zu essen, so aß er nicht zu Nacht; hatte er nicht Zeit, zu schlafen, so schlief er nicht.

Herr Jackal trug mit gleichem Glücke und mit gleicher Bequemlichkeit alle Verkleidungen: Rentier des Marais, General des Kaiserreichs, Mitglied des Caveau, Concierge von vornehmem Hause, Portier von kleinem, Gewürzkrämer, Wundmittelhändler, Seiltänzer, Pair von Frankreich, Voltigeur von Gent, er war Alles, was man wollte, und hätte den geschicktesten und vielseitigsten Schauspieler beschämt.

Proteus wäre gegen ihn nur ein Grimassenmocher von Tivoli oder vom Boulevard du Temple gewesen.

Herr Jackal hatte weder Vater, noch Mutter, noch Schwester, noch Bruder, noch Sohn, noch Tochter; er war allein in der Welt und schien der Familie durch eine aufmerksame Vorsehung beraubt worden zu sein, welche ihm, indem sie ihm die Zeugen seines geheimnißvollen Lebens nahm, allein auf seinem Wege zu gehen erlaubte.

Herr Jackal hatte in den vier Fächern seiner Bibliothek vier Ausgaben von Voltaire!

Zu einer Zeit, wo Jedermann, bei der Polizei besonders, Jesuit von der langen Robe oder von der kurzen Robe war, hatte er allein seine freie Sprache, citirte das Dictionnaire philosophique bei jeder Veranlassung und wußte die Pucelle auswendig. Diese vier Exemplare des Verfassers von Candide waren in Chagrin gebunden und am Schnitt versilbert, ein Traueremblem des begrabenen Glaubens ihres Eigenthümers.

Jackal glaubte nicht an das Gute; das Böse beherrschte für ihn die ganze Schöpfung. Das Böse

unterdrücken schien ihm der einzige Zweck des Lebens zu sein; er begriff eine Welt mit anderen Endzwecken nicht.

Es war eine Art von Erzengel Michael der niederen Regionen; das jüngste Gericht hatte schon für ihn angefangen, und er machte Gebrauch von der Gewalt, die ihm die Gesellschaft anvertraut, wie der Würgengel sich seines Schwertes bedient.

Die Menschen schienen ihm eine große Sammlung von Marionetten und von Gliedermännchen zu sein, welche alle Arten von Gewerben treiben; die Fäden dieser Marionetten und dieser Gliedermännchen setzten, nach seiner Ansicht, die Frauen in Bewegung; er hatte auch eine Monomanie, von der wir ein Muster bei den ersten Worten, die er, sein Cabinet öffnend, sprach, gesehen haben, eine Monomanie, die ihn beinahe unfehlbar zur Entdeckung des Verbrechens führte, dessen Urheber er wollte kennen lernen.

So oft man ihm eine Verschwörung, einen Mord, einen Diebstahl, eine Entführung, einen Einbruch, eine Heiligthumsentweihung, einen Selbstmord anzeigte, gab er nur zur Antwort: „Suchet die Frau!"

Man suchte die Frau, und wenn die Frau gefunden war, brauchte man sich um nichts mehr zu bekümmern: das Uebrige fand sich ganz allein.

Er hatte selbst den Beweis hievon gegeben, indem er das Beispiel des Deckers citirte, der von einem Dache auf das Pflaster herabgestürzt war.

Herr Jackal hatte eine Frau im Grunde dieses Unfalls gesehen, wo ein Anderer einen falschen Tritt, eine Blendung, einen Schwindel gesehen haben würde.

Und die Erfahrung hatte bewiesen, daß Herr Jackal recht gesehen.

Herr Jackal war also seinem Grundsatze treu, als er zu Salvator in Betreff der Entführung von Mina sagte: „Suchet die Frau!"

Dies war, — und wir bleiben sehr hinter dem

Portrait, das wir gern von ihm hätten zeichnen mögen, — dies war Herr Jackal, das heißt, der Mann, mit welchem und in dessen Wagen Salvator und Jean Robert längs dem Quai der Tuilerien hinfuhren.

Ah! wir vergessen einen charakteristischen Zug der Physiognomie von Herrn Jackal: er trug eine grüne Brille, nicht um besser zu sehen, sondern damit man ihn weniger sehe.

Wollte er den freien Gebrauch seiner Augen haben, so hob er mit einer raschen Bewegung seine Brille an seine Stirne empor; der Strahl seines in allen Farben spielenden Blickes warf eine Flamme zwischen seinen Augenlidern aus, dann senkte er seine Brille wieder, doch ohne die Hände daran zu legen, durch ein leichtes Schauern der Schlafmuskeln: beim Schauern dieser Muskeln fiel die Brille von selbst nieder und nahm wieder ihren Platz in der Fuge ein, die ihr stählerner Bogen nach und nach auf der Nase von Herrn Jackal ausgegraben hatte.

Selten brauchte er diese Inspection zu erneuern, so rasch, tief und sicher war sein Blick.

Dieser Blick glich jenen stillen Sommerblitzen, welche zwischen zwei Wolken in den heißen Abenden im Monat August durchzucken.

XXXV.

Suchet die Frau.

Herr Jackal, als er die zwei jungen Leute in seinem Wagen aufnahm, fing damit an, daß er seine Brille emporhob und auf Jean Robert einen von den Blicken warf, die ihm den moralischen und den physischen Menschen offenbarten.

Nach einer Secunde fiel seine Brille wieder nieder, mochte er nun Jean Robert als einen Dichter, der, wie gesagt, schon den erstern Kreis der Popularität überschritten, erkannt haben, oder hatten die redlichen Linien im Gesichte des jungen Mannes genügt, um ihm anzuzeigen, es werde nie etwas für ihn auf dieser Seite zu thun sein.

„Ah!“ sprach er, als er es sich in einer der ausgepolsterten Ecken seines Wagens bequem gemacht, welche Ecke er Salvator hatte abtreten wollen, was aber dieser beharrlich ausgeschlagen, „wir sagen also, es handle sich um eine Entführung?“

Herr Jackal nahm seine Tabaksdose, — eine reizende, zarte, feine Bonbonnière, welche einst Pastillen für die Pompadour oder die Dubarry enthalten mußte, — und schlürfte mit Wollust eine starke Prise Tabak.

„Nun, so erzählen Sie mir das.“

Jeder Mensch hat seine schwache Seite, seine schlecht in den Stix getauchte Ferse, seinen verwundbaren Punkt.

Herr Jackal hatte den seinigen, und wir haben es, — ein ungetreuer Geschichtschreiber, — unterlassen, desselben zu erwähnen.

Herr Jackal konnte das Essen, das Trinken, das Schlafen entbehren, doch er konnte das Schnupfen nicht entbehren.

Seine Tabatière und sein Tabak waren für ihn unerläßliche Dinge.

Man hätte glauben sollen, aus seiner Tabaksdose schöpfe er die zahllose Serie geistreicher Gedanken, durch deren augenblickliche und unabläßige Production er seine Zeitgenossen in Erstaunen setzte.

Er schlürfte also seine Prise und sagte: „Nun, so erzählen Sie das."

Was er zum zweiten Male hören sollte, hatte Herr Jackal schon ein erstes Mal gehört, doch schlecht, zwischen zwei Thüren, mit andern Ideen beschäftigt.

Es war für ihn Bedürfniß, die Sache noch einmal zu hören.

Diese zweite Anhörung änderte nichts in seinen Ansichten, obgleich die Erzählung mit den Einzelheiten vermehrt war, welche Salvator aus dem Munde der Brocante vernommen hatte.

„Und man hat die Frau nicht gesucht?" sagte er.

„Man hat nicht Zeit gehabt: wir wissen die Sache erst seit sieben Uhr Morgens."

„Teufel! sie werden das Zimmer umgekehrt und den Garten mit den Füßen zertreten haben."

„Wer?"

„Ei! diese Dummköpfe!"

Unter diesen Dummköpfen verstand Herr Jackal die Vorsteherin der Pension, die Unterlehrerinnen, die Zöglinge.

„Nein," erwiederte Salvator, „es ist keine Gefahr."

„Wie so?"

„Justin ist mit verhängten Zügeln auf dem Pferde dieses Herrn (Salvator deutete auf Jean Robert) nach Versailles geritten und wird sich als Schildwache vor die Thüre stellen."

„Wenn er ankommt!"

„Wie, wenn er ankommt?"

„Kann ein Schulmeister reiten? Sie mußten mir das sagen, ich hätte Ihnen den Husaren gegeben."

Der Husar war einer von den Leuten von Herrn Jackal, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Reitkunst den eleganten und ausdrucksvollen Beinamen Husar erworben hatte.

„Ich habe ihm dieselbe Bemerkung gemacht," versetzte Salvator, „doch er antwortete mir, als ein Pächterssohn sei er seit seiner Kindheit geritten."

„Gut! Und wenn man nun die Frau findet, so wird Alles vortrefflich gehen."

„Aber ich sehe keine Frau bei ihr, der man mißtrauen könnte," entgegnete Salvator.

„Man muß der Frau immer mißtrauen."

„Sind Sie nicht ein wenig absolut, Herr Jackal?"

„Sie sagen, ein junger Mann habe Ihre Mina entführt?"

„Meine Mina?" versetzte Salvator lächelnd.

„Die Mina des Schulmeisters, kurz die fragliche Mina."

„Ja; die Brocante, die sie Morgens um vier Uhr, wie ich Ihnen sagte, vorüberfahren sah, hat einen jungen Mann erkannt; sie behauptet sogar, er sei brünet gewesen."

„Bei Nacht sind alle Katzen grau," erwiederte Herr Jackal.

Und er schüttelte bei diesem Sprüchworte den Kopf.

„Sie zweifeln?" fragte Salvator.

„Hören Sie . . . Mir scheint es nicht natürlich, daß ein junger Mann ein junges Mädchen entführt: das ist nicht mehr in unseren Sitten, wenn nicht etwa der junge Mann von einer großen, bei Hofe sehr mächtigen Familie ist, und im neunzehnten Jahrhundert gegen Lauzun und Richelieu abzustechen befürchtet; der Sohn eines Pair von Frankreich, der Neffe eines Cardinals

oder eines Erzbischofs . . . Die Greise verführen, — ich sage das für Sie, Herr Salvator, und besonders für diesen Herrn, der Stücke macht," fügte der Polizeimann bei, indem er durch eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopfe Jean Robert bezeichnete, „weil das Alter unmäßig und übersättigt ist; doch eine Entführung von Seiten eines jungen Mannes, der die Schönheit und die Kraft hat, das ist ein monstruöses Verbrechen."

„Es ist doch so."

„Dann suchen wir die Frau! Offenbar ist eine Frau bei diesem Verbrechen betheiligt; in welchem Grade? das weiß ich nicht; doch eine Frau muß irgend eine Rolle bei dem geheimnißvollen Drama spielen. Sie sagen, Sie sehen keine Frau bei ihr; ich, ich sehe dort nur Frauen: Lehrerinnen, Unterlehrerinnen, Freundinnen aus der Pension, Kammerjungfern. Ach! Sie wissen nicht, was das ist, Pensionate, Sie naives Herz!"

Hier schlürfte Jackal eine zweite Prise.

„Sehen Sie, Herr Salvator," fuhr er fort, „alle diese Pensionate sind eben so viel Feuerherde, wo die fünfzehnjährigen Mädchen leben und sich zerarbeiten, den Salamandern ähnlich, von denen die alten Naturforscher sprechen. Ich, was mich betrifft, weiß Eines ganz wohl: hätte ich die Ehre, eine heirathsfähige Tochter zu besitzen, so würde ich sie eher in meinen Keller einsperren, als in eine Pension geben. Und Sie haben keine Idee von den Klagen, die man im Bureau der Sitten über die Pensionate erhält, nicht als wären die Vorsteherinnen strafbar, doch die kleinen Mädchen sind immer verliebt: das ist die alte Fabel von Eva; Lehrerinnen, Unterlehrerinnen, Aufseherinnen sind beständig wach, wie Hunde um einen Pachthof oder die Leibwachen um den König. Doch wie soll man den Wolf verhindern, in den Schafstall einzudringen, wenn das Lamm selbst dem Wolfe die Thüre öffnet?"

„Das ist hier nicht der Fall: Mina betete Justin an."

„Dann ist es eine Freundin, die das Geschäft gemacht hat; darum habe ich gesagt und ich wiederhole: „„Suchen wir die Frau!““

„Ich fange an mich Ihrer Meinung zu unterwerfen, Herr Jackal,“ erwiederte Salvator, indem er die Stirne faltete, um seinen Geist zu zwingen, bei einem dunklen und verdächtigen Punkte stehen zu bleiben.

„Ei! gewiß,“ fuhr der Polizeimann fort, „ich zweifle nicht an der Keuschheit Ihrer Mina . . . Wenn ich sage, Ihre Mina, so will ich sagen, die Mina Ihres Schulmeisters. Sie hat, dessen bin ich sicher, in die Pension eintretend keinen schlimmen Keim, um damit die Pflanzen zu verderben, die sie umgaben, mitgebracht; sorgfältig erzogen, konnte sie in sich nur die Schätze der Güte und der Unschuld tragen, die sie unter den Blicken ihrer Adoptivverwandten angehäuft hatte; doch wie viel schlechte Pflanzen verbreiten für eine reine Blume, die ihre Wohlgerüche gibt, ihre unheilvollen Dünste, mit denen, ihnen unbewußt, die Familie sie seit ihrer Kindheit vergiftet hat! Das Kind, das man für sorglos und leichtsinnig hält, vergißt nie etwas, Herr Salvator, erinnern Sie sich dessen wohl; derjenige, welcher mit zehn Jahren die unschuldigen Zauberstücke auf dem Theater des Ambigu-Comique oder der Gaieté hat geben sehen, wird, wenn es ein Knabe ist, mit fünfzehn Jahren die Lanze des Ritters verlangen, um die Riesen, die Verfolger und Hüter der Prinzessin seiner Wahl zu durchbohren; ist es eine weibliche Person, so wird sie sich vorstellen, sie sei diese von ihren Verwandten verfolgte Prinzessin, und sie wird, um sich mit dem Liebhaber, von dem man sie getrennt, wiederzuvereinigen, alle Mittel anwenden, die ihr der Zauberer Maugis oder die Fee Colibri enthüllt haben. Unsere Theater, unsere Museen, unsere Mauern, unsere Promenaden, Alles trägt dazu bei, im Herzen der Kinder tausend Neugierden zu erregen, die der erste der beste Vorübergehende auf eine

Frage, in Ermangelung des Vaters und der Mutter, befriedigen wird; Alles trägt dazu bei, in ihm diesen Hunger, Alles kennen zu lernen, diesen Durst, Alles zu begreifen, der das Uebel des Kindes ist, entstehen zu machen und zu unterhalten; und die Mutter, welche ihrer Tochter nicht erklären kann, warum in die Kirche eintretend, ein schöner junger Mann Weihwasser einem Mädchen bot; warum an einem Sommertag ein Liebespaar sich auf dem Felde umarmte; warum man sich heirathet; warum der Eine in die Messe geht, während der Andere nicht dahin geht; die Mutter, die ihrer Tochter keines von den Mysterien enthüllen kann, die diese unbestimmt erschaut, schickt sie, erschrocken über ihre nach Maßgabe ihrer Jahre wachsende Neugierde, in ein Pensionat, wo sie von ihren älteren Schwestern diese die Gesundheit und die Tugend zerstörenden Geheimnisse lernt, welche sie sodann jüngeren Schwestern anvertraut. So, mein lieber Herr Salvator, — ich sage Ihnen dies zu Ihrer Instruction, wenn Sie je eine Frau nehmen, — so tritt, selbst wenn es aus der anständigsten, ehrbarsten Familie kommt, das Mädchen in das Pensionat den giftigen Samen, der später ein ganzes Feld vergiften soll, in sich tragend ein!"

„Aber," fragte Salvator, während Jean Robert mit Erstaunen zuhörte, „aber es gibt ohne Zweifel ein Mittel hiegegen?"

„Ei! freilich gibt es ein Mittel hiegegen, wie gegen etwas Anderes; es gibt, bei Gott! für Alles ein Mittel! doch was wollen Sie? es ist eine Mauer stärker, höher, ausgebreiteter, als die von China umzureißen! Das ist die Gewohnheit, diese Geißel der Gesellschaften. So haben zum Beispiel seit einiger Zeit die jungen Leute eine traurige Gewohnheit angenommen, eine Gewohnheit, die um so trauriger, als es keine Mittel dagegen gibt."

„Welche?"

„Das ist die, sich zu tödten. Ein junger Mann liebt ein Mädchen, das ihn nicht liebt; er nimmt sich nicht die Zeit, zu warten, daß es ihn liebe, und tödtet sich! Ein Mädchen liebt einen jungen Mann, der es nicht mehr liebte, und auf den es rechnete, daß er als Gatte die Uebelthaten des Liebhabers bedecke: es tödtet sich! Zwei junge Leute lieben sich und die Eltern erlauben nicht, daß sie sich heirathen: sie tödten sich! Und wissen Sie, warum sie sich meistens tödten?"

„Ei! weil sie des Lebens müde sind," erwiederte Jean Robert.

„Oh! nein, mein Herr Dichter," entgegnete der Polizeimann; „man ist nie des Lebens müde, und zum Beweise dient, daß man, je älter man wird, desto mehr daran hängt. Es gibt hundert Selbstmorde von jungen Leuten unter fünfundzwanzig Jahren gegen einen Selbstmord eines Greises über sechszig. Man tödtet sich — es ist erbärmlich, dies sagen zu müssen! — der junge Mann, um seiner Geliebten einen Possen zu spielen, die Geliebte, um dem Liebhaber einen Possen zu spielen, der Liebhaber und die Geliebte, um den Eltern einen Possen zu spielen; ein erschrecklicher Possen, der, um ein Jahr, um sechs Monate, um acht Tage, um eine Stunde verschoben, durch die Liebe der Frau, durch die Rückkehr des jungen Mannes, durch die Einwilligung der Eltern unnöthig geworden wäre. Früher war es nicht so: man kannte den Selbstmord nicht, oder man kannte ihn kaum; das Mittelalter, das heißt ein Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten, zählt nicht zehn erwiesene Selbstmorde."

„Im Mittelalter," bemerkte Jean Robert, „hatte man Klöster."

„Vortrefflich! Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, junger Mann. Man hatte eine große Trübsal, man fühlte einen großen Schmerz, man faßte einen

Ekel gegen das Leben: der Mann wurde Mönch, die Frau Nonne: das war die Art, sich zu erschießen, sich zu ersticken, sich zu ertränken. Hören Sie, heute soll ich im Bas-Meudon den Selbstmord von Mademoiselle Carmelite und Herrn Colombeau constatiren. Nun wohl . . ."

Die zwei jungen Leute bebten.

„Verzeihen Sie," sagten sie gleichzeitig, Herrn Jackal unterbrechend.

„Was?"

„War Mademoiselle Carmelite nicht eine Schülerin von Saint-Denis?" fragte Salvator.

„Ganz richtig."

„War Herr Colombau nicht ein junger bretonischer Edelmann?" fragte Jean Robert.

„Gewiß."

„Dann begreife ich den Brief, den diesen Morgen Fragola erhalten hat," murmelte Salvator.

„Oh! armer Junge," sagte Jean Robert, „ich habe seinen Namen von Ludovic nennen hören."

„Das Mädchen war aber ein Engel!" sprach Salvator.

„Der junge Mann war aber ein Heiliger!" rief Jean Robert.

„Ei! freilich," erwiederte der alte Voltairianer, „darum sind sie zum Himmel aufgestiegen; die armen Kinder fanden sich auf der Erde nicht an ihrem Platze."

Und er sprach diese Worte mit einer seltsamen Mischung von Spott und Rührung.

„Oh! mein Gott!" sagte Jean Robert, „der arme Ludovic wird in Verzweiflung sein."

„Oh! mein Gott!" murmelte Salvator, „die arme Fragola wird sehr traurig sein."

„Doch sind die Ursachen dieses Todes ein Geheimniß oder können Sie uns dieselben mittheilen?" fragte Jean Robert.

„Die Katastrophe in allen ihren Einzelheiten? Oh! mein Gott, ja; Sie werden nur die Namen zu ändern haben, um ein Gedicht oder einen Roman daraus zu machen: ich stehe Ihnen dafür, daß Stoff dazu vorhanden ist!"

Und während man vom Quai de la Conférence nach dem Pont de Sèvres fuhr, gab Herr Jackal den aufmerksamen jungen Leuten folgende Erzählung, welche, indeß sie beim ersten Anblick ganz außerhalb der Ereignisse, die wir mittheilen, zu sein scheint, sich doch am Ende, ein wenig früher oder ein wenig später, mit ihnen verbinden wird.

Unsere Leser mögen sich also gedulden; wir sind erst beim Prologe des Buches, das wir schreiben, und wir müssen nothwendig unsern Personen ihre Stellung geben.

XXXVI.

Wo bewiesen ist, daß man zufällig und einmal unter hundert gute Nachbarn treffen kann.

Das 12. Arrondissement war im Jahre 1827 und ist noch heute das ärmste Arrondissement der Hauptstadt, wie man dies aus dem von der Administration der öffentlichen Unterstützung nach der letzten Zählung veröffentlichten numerischen Etat ersehen kann.

So ist im 1. Arrondissement die Zahl der dürftigen Bevölkerung 3,707 Individuen auf 112,740 Einwohner, während im 12. Arrondissement auf eine Bevölkerung von 95,243 die Zahl der Dürftigen 12,204 beträgt,

Bedenkt man, daß in diesem Arrondissement die größte Anzahl von Schuhflickern, Kutschern, Lumpensammlern, Trödlern, Wasserträgern, Lastträgern und Tagelöhnern aller Art wohnt, so wird man sehen, daß wir nicht übertreiben, wenn wir sagen, dieses Quartier sei heute noch das elendste.

Dieses Quartier bietet in der Vogelperspective eine beinahe viereckige Form; es ist abgetheilt in vier Quartiere, welche den Namen Quartier de l'Observatoire, Quartier Saint-Jacques, Quartier du Jardin des Plantes und Quartier Saint-Marcel führen.

Sowie wir in unserer Erzählung vorrücken, werden wir, da ein großer Theil der Ereignisse dieser Geschichte im 12. Arrondissement vorgehen soll, nach und nach unseren Lesern die Physiognomie dieser Quartiere zeigen.

Bemerken wir vor Allem: einer der pittoreskesten Theile ist der zwischen der Rue du Val-de-Grace und der Rue de la Bourbe begriffene des Quartier Saint-Jacques.

Steigt man die Rue Saint-Jacques von der Rue du Val-de-Grace zum Faubourg hinauf, so führen in der That alle Häuser der rechten Seite, alt, häßlich und schlecht gebaut, zu bezaubernden Gärten, wie sich kaum noch einige um gewisse aristokratische Hotels in Paris finden.

In ein zwischen den Nummern 330 und 350 der Rue Saint-Jacques liegendes Haus wollen wir unsern Leser geleiten, und Jeder, der an das Quartier Saint-Jacques denkend aus Gewohnheit sich die üblen Gerüche des Elends zu Gehirn steigen fühlt, wird, wie wir hoffen, entzückt sein, wenn er mit uns den Duft der Rosen und Jasmine athmet, der durch die Fenster dieser bevorrechteten Wohnungen, welche auf einen wahren Lichtwinkel des irdischen Paradieses gehen, eindringt.

Die Façade des Hauses, das die Helden der von Herrn Jackal erzählten unglücklichen Geschichte, bewoh-

nen, hatte jenen traurigen Ton, mit dem die Zeit und der Regen die alten Mauern von Paris überziehen.

Man trat in das Haus durch eine kleine, schmale Thüre ein, und man gelangte in einen selbst mitten am Tage finstern Gang.

Derjenige, welcher zum ersten Male in diesen Gang gekommen wäre, würde ihn für den gefährlichen Weg zu der Werkstätte eines Falschmünzers gehalten haben; doch die letzte Schwelle überschreitend, hätte sich der Forscher sogleich in einer Art von Eden gesehen.

Aus dem Gange ausmündend, trat man in der That in einen Hof ein, der in einen großen Garten führte; hier war man wahrhaft geblendet, da man ein kleines weißes Haus mit grünen Läden, die Seiten geschmückt mit emporrankenden Rosen, mit Gaisblatt und Waldreben, sah.

Das Haus bestand aus einem Erdgeschoße und zwei Stockwerken, deren Fenster, vermöge der entzückenden Lage des kleinen Gebäudes, alle auf den Garten gingen; diese drei Stockwerke, das Erdgeschoß einbegriffen, bildeten sechs Wohnungen, jede gleichmäßig aus drei Zimmern und einer Küche bestehend.

Vier von diesen Wohnungen, die zwei des Erdgeschosses und die des ersten Stockes, hatten Arbeiterfamilien inne, welche, nüchtern und geordnet, statt sich vor der Barrière zu betrinken wie ihre Werkstattkameraden, ihren Sonntag dem Anbau eines Gartenstückchens weihten, das die Zugehör ihrer bescheidenen Wohnung bildete.

Im zweiten Stocke wohnten auf demselben Boden, der eine rechts, die andere links, die zwei Hauptpersonen dieser Geschichte.

Derjenige, welcher die Zimmer links bewohnte, war ein junger Mann von zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, — ein hübscher Mensch mit treuherzigem Gesichte, mit hellblauen Augen und blonden Haaren, welche gerade auf seine viereckigen Schultern fielen. Er war eher

klein, als groß von Wuchs; doch die Breite seiner Schultern bezeichnete bei ihm eine ungewöhnliche Stärke. Er war geboren in Quimper; es wäre aber eine unnütze Mühe gewesen, die Augen auf seinen Geburtsschein zu werfen, um zu sehen, daß er Bretagner, so sehr trug sein Gesicht das Gepräge der Energie und der Redlichkeit der schönen gälischen Race an sich.

Sein Vater, ein armer alter Edelmann, der zurückgezogen in einem Thurme, dem letzten Ueberreste eines während der Kriege in der Vendee niedergerissenen Schlosses aus dem dreizehnten Jahrhundert, lebte, hatte ihn in Paris gelassen, wo er seine Erziehung gemacht, um die Rechte zu studiren. Bei seinem Austritte aus dem Collége hatte der junge Colombau von Penhoël seinen Aufenthalt in diesem Zimmer des erwähnten Hauses der Rue Saint-Jacques genommen, das er seit drei Jahren, das heißt seit 1823, um welche Zeit unsere Erzählung beginnt, bewohnte.

Sein Vater gab ihm jedes Jahr zwölfhundert Franken: der wackere Mann theilte so mit seinem Sohne Alles, was ihm von seinem Erbe blieb.

Die Wohnung von Colombau kostete diesen nur zweihundert Franken Miethzins jährlich; es blieben also dem jungen Manne tausend Franken, das heißt ein ganzes Vermögen für einen nüchternen, sparsamen, geordneten jungen Mann, wie er es war.

Wir täuschen uns, wenn wir sagen, es seien ihm tausend Franken jährlich geblieben; von den tausend Franken müssen wir die Miethe eines Klaviers, zehn Franken monatlich, abziehen, der einzige Luxus, den sich Colombau erlaubte, ohne Zweifel, um nicht eines der politischen Axiome der alten Bretagner lügen zu machen, ein bis auf unsere Tage übergegangenes Axiom, das, wie Augustin Thierry sagt, den Musiker neben den Ackerbauer und den Handwerksmann, als einen der drei Pfeiler der gesellschaftlichen Existenz, stellt.

Man war im Monat Januar des Jahres 1823. Colombau hatte sein drittes Jahr der Rechtsstudien begonnen; es schlug zehn Uhr in der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas.

Der junge Mann saß an der Ecke seines Kamins und war beschäftigt, den Codex Justinians zu studiren, als er plötzlich erschreckliches Weheklagen und Gestöhne hörte.

Er öffnete die Thüre des Ruheplatzes und sah an der mit der seinen parallelen Thüre ein bleiches Mädchen mit aufgelösten Haaren, das in Thränen zerfließend und die Hände ringend um Hülfe rief.

Die Wohnung der von Colombau gegenüber hatten ein junges Mädchen und seine Mutter inne; die Mutter war Witwe eines Kapitäns, der bei Champ Aubert im Feldzuge von 1814 getödtet worden, und lebte von einer Pension von zwölfhundert Franken und einigen Nadelarbeiten, die ihr die Weißzeughändlerinnen des Quartiers verschafften.

Sie wohnte seit sechs Monaten allein hier, als eines Morgens Colombau, von der Rechtsschule zurückkehrend, auf seinem Ruheplatze ein schönes, großes Mädchen erblickte, das ihm völlig unbekannt war.

Colombau war von Natur wenig gesprächig, und erst ein paar Tage nach dieser Erscheinung, die sich übrigens zwei oder dreimal wiederholt hatte, erfuhr er von einem seiner Nachbarn im Erdgeschosse, Mademoiselle Carmelite sei die Tochter von Madame Gerais, seiner Nachbarin; sie sei, als Tochter eines Ritters der Ehrenlegion, in der königlichen Anstalt von Saint-Denis erzogen worden, und da ihre Erziehung beendigt, so sei sie zurückgekommen, um bei ihrer Mutter zu leben.

Dieses Begegnen des jungen Mannes und des Mädchens hatte im Monat September 1822, zur Ferienzeit, stattgefunden. Colombau hatte vierzehn Tage nachher Paris verlassen, um zwei Monate im Thurme von Pen-

hoël zuzubringen, und von seiner Rückkehr im Monat November hatte er bis zum Januar 1823 nur selten Gelegenheit gehabt, das Mädchen zu sehen; man traf sich zuweilen auf der Treppe, die Milchbüchse in der Hand haltend; man grüßte sich artig, doch ohne ein Wort zu wechseln.

Das Mädchen war zu schüchtern; Colombau zu ehrfurchtsvoll.

Eines Tags aber, als der junge Mann frühzeitiger als gewöhnlich, sein tägliches Frühstück tragend, die Treppe hinaufstieg, begegnete er dem Mädchen, das, um ein paar Minuten im Verzug, hinabging, um das ihrige zu holen.

Sie hielt erröthend den jungen Mann an, der, nachdem er sie, nicht als Student, sondern als Edelmann, — die erste Erziehung verliert sich nie, — gegrüßt hatte, weiter gehen wollte, und sagte zu ihm:

„Ich habe eine Bitte an Sie zu richten, mein Herr; meine Mutter und ich, wir lieben ungemein die Musik, und wir bringen gewöhnlich alle Abende sehr angenehm damit zu, daß wir Sie eine Stunde zum Klavier singen hören; seit drei Tagen aber ist meine Mutter sehr unpäßlich, und obgleich sie sich nicht beklagt hat, hat uns doch der Arzt, als er uns gestern Abend besuchte, während Sie sangen, gesagt, das Getöse des Klaviers müsse sie ermüden.“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ erwiederte der junge Mann, ebenfalls bis an die Augen erröthend, „ich wußte durchaus nichts von der Krankheit Ihrer Frau Mutter; glauben Sie mir, ich würde mir nie verzeihen, gespielt zu haben, hätte ich gewußt . . .“

„Oh! mein Gott! mein Herr,“ versetzte das Mädchen, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie eines Vergnügens beraube, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie sich diese Entbehrung um unseretwillen auflegen wollen.“

Die zwei jungen Leute grüßten sich, und sobald Colombau in seine Wohnung zurückkam, schloß er sein Klavier, um es nicht eher wieder zu öffnen, als bis Madame Gervais gesund wäre.

Nur begegnete er seit dieser Stunde dem Mädchen häufiger. Die Krankheit der Mutter verschlimmerte sich; jede Minute lief Carmelite vom Arzte zur Apotheke; mehrere Male hörte sie Colombau zu einer ziemlich weit vorgerückten Stunde der Nacht hinabgehen: wohl hätte er ihr seine Dienste anzubieten gewünscht, — und nie hätte ein beklagenswertheres Mädchen die Dienste eines redlicheren und uneigennützigeren Herzens empfangen; — doch Colombau war von einer Schüchternheit, welche seiner Redlichkeit gleichkam; die Form seines Anerbietens setzte ihn übrigens noch mehr in Verlegenheit, als das Anerbieten selbst, und erst als er das Mädchen so verzweiflungsvoll um Hülfe rufen hörte, wagte er es, sich ihr zur Verfügung zu stellen.

Leider war es zu spät: nicht das Bedürfniß der Hülfe hatte das Mädchen veranlaßt, zu rufen, sondern die Angst, der Schrecken.

Madame Gervais, die das Bett seit vier Tagen nicht verließ, auf die ernste Drohung einer bis zu ihrem höchsten Grade gelangten Pulsadergeschwulst, — was Carmelite mitzutheilen der Arzt sich wohl gehütet hatte, — Madame Gervais, um eine Beklemmung zu bekämpfen, welche sie fast des Athems beraubte, verlangte ein Glas Wasser; Carmelite, die es ihr nicht pur geben wollte, ging ins Nebenzimmer, um den Trank zu bereiten; eine Art von Seufzer, der einem Rufe glich, machte, daß sie sich beeilte. Sie ging wieder hinein und fand ihre Mutter den Kopf zurückgeworfen; sie schob den Arm unter ihrem Halse durch und hob ihr den Kopf auf: die arme Frau schaute ihr Kind auf eine seltsame Weise an; sie konnte nicht sprechen, wie es schien, doch ihre ganze Seele war in ihre Augen übergegangen. Bestürzt,

zitternd, und dennoch stark gerade durch ihren Schrecken, hob Carmelite fortwährend den Kopf ihrer Mutter empor, und hielt das Glas an ihre Lippen. Doch in dem Augenblicke, wo die Lippen und das Glas sich berühren sollten, gab Madame Gervais einen tiefen, gedehnten, schmerzlichen Seufzer von sich; dann drückte ihr Kopf mit seiner ganzen Last auf den Arm ihrer Tochter und fiel mit ihm auf das Kissen.

Das Mädchen machte eine Anstrengung, hob den Kopf zum zweiten Male auf, schob das Glas zwischen die Lippen von Madame Gervais und sagte:

„Trink doch, Mutter."

Doch die Zähne waren an einander gepreßt, und die Kranke antwortete nicht. Carmelite lüpfte den Fuß des Glases. Das Wasser floß auf beiden Seiten der Lippen herab, drang aber nicht in den Mund ein.

Die Augen der Kranken blieben übermäßig geöffnet und schienen sich nicht von ihrer Tochter abwenden zu können.

Carmelite fühlte den Schweiß auf ihrer Stirne perlen.

Diese großen, weit geöffneten Augen gaben ihr indessen Muth.

„Aber trink doch, Mütterchen!" wiederholte sie.

Die Kranke antwortete dies Mal ebenso wenig als das erste Mal. Da schien es Carmelite, der Hals, den sie mit ihrem Arme unterstützte, vereise sich rasch, und diese Todeskälte ergriff auch sie. Erschrocken, ließ sie den Kopf ihrer Mutter auf das Kissen fallen, stellte das Glas auf den Tisch, warf sich auf den Leib ihrer Mutter, umschlang sie mit ihren Armen, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und richtete sich wieder auf, um sie mit Augen fast so starr als die der Kranken anzuschauen. Da erst hatte die Unglückliche, der es nie eingefallen, das einzige Wesen, das sie auf der Welt besaß und liebte, könnte

sterben, eine entsetzliche Ahnung! und dennoch konnte sie, die ihre Mutter erst einen Augenblick vorher hatte sprechen hören, nicht glauben, der Uebergang vom Leben zum Tode ohne eine heftige Erschütterung, ohne Geräusch, ohne Geschrei sei etwas Mögliches; sie drückte ihre Lippen auf die Stirne ihrer Mutter; doch ihre fieberglühenden Lippen wurden von einer entsetzlichen Empfindung durchschauert, als sie diese Marmorstirne berührten.

Sie wich drei Schritte zurück, erschrocken, aber nicht überzeugt.

Der Kopf war leicht auf die Seite des Zimmers gewendet niedergefallen; so daß die starren großen Augen fortwährend Carmelite mit einem Ueberreste mütterlichen Ausdrucks anschauten; aber diese Augen, statt ihr die Ruhe zu geben, fingen an sie zu ängstigen.

Verwirrt, nach rechts und nach links schauend, doch immer wieder die Augen auf diese erschrecklichen Augen heftend, rief sie mit aller Gewalt ihrer Lunge:

„Mutter! Mutter! so sprich doch! antworte mir doch, Mutter! oder ich glaube, daß Du todt bist . . . daß Du todt bist!“ wiederholte sie, indem sie voll Bangigkeit näher hinzutrat.

Doch vor der leichenartigen Unbeweglichkeit dieses Körpers blieb sie selbst unbeweglich, nachdem sie einen Schritt versucht. Sie rief fortwährend ihrer Mutter mit herzzerreißenden Schreien, aber ohne daß sie sie anzurühren wagte; und müde, keine Antwort erhalten zu können, verlassen vom Muthe, länger in diesem Zimmer unter dem Blicke dieser gespenstischen Augen zu bleiben, Alles befürchtend, doch über Nichts sicher, öffnete sie die Thüre der Wohnung und fing an um Hülfe zu rufen.

Colombau trat auf diesen Ruf aus seinem Zimmer und erblickte, wie gesagt, das Mädchen mit aufgelösten Haaren, in Thränen gebadet und die Hände ringend.

„Mein Herr! mein Herr!“ sagte sie, „meine Mutter schaut mich an, doch sie antwortet mir nicht!“

„Sie ist wahrscheinlich vor Schwäche ohnmächtig,“ erwiederte der junge Mann, da er auch entfernt nicht an den Tod glaubte.

Und er trat in das Schlafzimmer ein.

Er bebte, als er diesen Körper erblickte, der gewisser Maßen das Ansehen einer Leiche angenommen hatte: das Gesicht war hypokratisch; die Glieder waren starr; die Hand, an deren Gelenk er die Schläge des Pulses suchte, war kalt wie Marmor!

Er erinnerte sich, als ein fünfzehnjähriger Knabe seine Mutter, die edle Gräfin von Penhoël, auf ihrem Paradebette ausgestreckt gesehen zu haben, und er erkannte auf der Stirne des Leichnams, den er zu dieser Stunde vor Augen hatte, die bläulichen Tinten des Todes.

„Nun, mein Herr? . . nun?“ fragte schluchzend Carmelite.

Der junge Mann gab sich den Anschein, als glaubte er beständig an eine Ohnmacht, um allmälig das Mädchen auf den Schlag, der es treffen sollte, vorzubereiten.

„Oh!“ erwiederte er, „Ihre Mutter ist sehr schlimm, armes Kind.“

„Warum antwortet sie mir aber nicht, mein Herr? warum antwortet sie mir nicht?“

„Nähern Sie sich, mein Fräulein,“ sagte Colombau.

„Ich wage es nicht . . . ich wage es nicht . . . Warum schaut sie mich so an? was verlangt sie denn von mir? . . was will sie denn, daß sie mich so anschaut?“

„Sie verlangt, daß Sie ihr die Augen schließen, mein Fräulein! sie verlangt, daß wir für die Ruhe ihrer Seele beten!“

„Sie ist aber nicht todt, nicht wahr?“ rief das Mädchen.

„Knieen Sie nieder, mein Fräulein!“ sprach Colombau, indem er ihr das Beispiel gab.

„Was sagen Sie, mein Herr?“

„Ich sage, mein Fräulein: Gott, der uns das Leben gegeben, hat das Recht, es uns wieder zu nehmen, wenn es ihm beliebt.“

„Oh!“ rief Carmelite, wie vom Blitze getroffen; „oh! ich sehe, ich sehe . . . meine Mutter ist todt!“

Und sie fiel rückwärts, als ob sie selbst sterben sollte.

Der junge Mann empfing sie in seinen Armen und trug sie ohnmächtig auf ihr Bett, das im anstoßenden Zimmer war.

Auf die von dem Mädchen ausgestoßenen Schreie, auf den Lärmen, den die so eben von uns erzählte Scene gemacht, kam die Frau von einem der Arbeiter des ersten Stockes mit einer ihrer Freundinnen, welche in diesem Augenblicke bei ihr war, herauf.

Die zwei Frauen, als sie die Thüren der Wohnung offen fanden, traten ein und erblickten Colombau, der es versuchte, Carmelite dadurch zum Bewußtsein zurückzurufen, daß er ihr in die Hände schlug.

Als dieses Mittel nicht rasch genug wirkte, nahm eine von den Frauen eine Flasche, welche auf der Toilette stand, und übergoß das Gesicht der armen Waise mit Wasser.

Carmelite kam zitternd und mit den Zähnen klappernd zu sich; die zwei Frauen wollten sie auskleiden und zu Bette bringen.

Doch sie raffte ihre Kräfte zusammen, stemmte sich auf ihren Füßen an, wandte sich gegen Colombau und sprach zu ihm:

„Mein Herr, Sie haben gesagt, meine Mutter verlange, daß ich ihr die Augen schließe . . . Führen Sie

mich zu ihr . . . führen Sie mich, ich bitte Sie! . . Sonst," fügte sie bei, indem sie voll Bangigkeit ihren Mund an das Ohr von Colombau hielt, „sonst würde sie mich die Ewigkeit hindurch so anschauen!"

„Kommen Sie!" erwiederte der junge Mann, welcher einen Anfang von Delirium in den Augen der Waise zu sehen glaubte.

Und sie durchschritt, gestützt auf den jungen Mann, ihr Zimmer, trat in das Zimmer ihrer Mutter ein, deren Blick, obgleich schon glasig, seine erschreckliche Starrheit behalten hatte, näherte sich mit langsamen, feierlichen Schritten dem Bette, neigte sich über den Leichnam, und drückte ihm in frommer Weise und eines nach dem andern die Augen zu.

Wonach Carmelite, der die Kräfte vollends entschwanden, auf den Leichnam ihrer Mutter fiel und zum zweiten Mal ohnmächtig wurde.

XXXVII.

Fra Dominico Sarranti.

Der junge Mann nahm Carmelite in seine Arme und trug sie, wie er es mit einem Kinde gethan hatte, in das anstoßende Zimmer, wo die zwei Frauen warteten.

Der Augenblick, sie auszukleiden und zu Bette zu legen, war gekommen.

Colombau kehrte in seine Wohnung zurück, nachdem er eine von den Nachbarinnen gebeten hatte, sich zu ihm zu begeben, sobald das Mädchen im Bette wäre.

Die Nachbarin trat zehn Minuten nachher bei ihm ein.

„Nun?“ fragte er.

„Sie ist wieder zu sich gekommen,“ antwortete die Nachbarin; „doch sie hält ihren Kopf mit beiden Händen und spricht Worte ohne Zusammenhang, als ob sie das Delirium hätte.“

„Hat sie Verwandte?“ fragte der junge Mann.

„Wir kennen keine von ihr.“

„Freundinnen im Quartier?“

„Keine Freundin! es waren ruhige Leute, welche äußerst zurückgezogen lebten: das kannte Niemand in der Welt.“

„Was gedenken Sie mit ihr zu thun? Sie kann nicht in dieser Todtenwohnung bleiben. Man müßte sie das Zimmer wechseln lassen.“

„Ich würde Ihnen wohl das meinige anbieten,“ sagte die Nachbarin; „doch wir haben nur ein Bett... Im Ganzen,“ fügte die wackere Frau, wie mit sich selbst sprechend, bei: „ich werde meinen Mann zum Schlafen auf den Speicher schicken und die Nacht auf einem Stuhle zubringen.“

Diese Hingebungen für Unbekannte gehören ausschließlich gewissen Frauen aus der Arbeiterclasse: die Frau aus dem Volke bietet ihren Tisch, ihre Stube, ihr Bett mit mehr Uneigennützigkeit an, als der Handelsmann ein Glas Wasser anbietet. Mag sie der moralische oder der physische Schmerz zu Hülfe rufen, mag es ein Mensch im Todeskampfe oder ein Mensch in der Verzweiflung sein, die Frau aus dem Volke bietet ihre Fürsorge, ihre Tröstungen, ihre Hülfeleistungen aller Art mit einer Großmuth und einer Selbverleugnung, die eines ihrer schönsten Anrechte auf die Bewunderung des Philosophen und des Beobachters bilden.

„Nein,“ sagte Colombau, „thun Sie etwas Besseres: schleppen Sie das Bett der Waise in mein Zim-

mer, bringen Sie das meinige in ihren Alcoven; dann holen Sie einen Priester, um beim Todtenbette zu wachen: ich werde einen Arzt für sie holen."

Die Nachbarin schien zu zögern.

„Was gibt es?" fragte Colombau.

„Es wäre mir lieber, ich würde den Arzt holen, und Sie würden den Priester holen."

„Warum?"

„Weil die gute Frau plötzlich gestorben ist."

„Ach! ja, sehr unvermuthet."

„Und folglich gestorben . . . Sie begreifen?"

„Nein, ich begreife nicht."

„Gestorben ohne Beichte."

„Wohl; doch Sie gestehen selbst, daß es eine Heilige war."

„Ja, aber ein Priester . . . ein Priester hört nicht auf diesem Ohr!"

„Wie! ein Priester würde sich weigern, bei einer Todten zu wachen?"

„Eine Todte, die nicht gebeichtet hat . . . darauf kann man eine Wette eingehen."

„Gut . . . So holen Sie den Arzt, ich übernehme den Priester."

„Ah! der Arzt, der ist nicht sehr weit: er wohnt beinahe gegenüber."

„Ich brauche nur Jemand, der mir einen Brief in die Rue du Pot-de-Fer trägt."

„Geben Sie mir den Brief; ich werde wohl Jemand finden."

Colombau setzte sich an einen Tisch und schrieb:

„Kommen Sie, mein Freund! ein Lebender und ein Todter bedürfen Ihrer."

Und er legte den Brief zusammen und schrieb darauf die Adresse:

„An den Bruder Dominique Sarranti, Dominicanermönch, Rue du Pot-de-Fer, No. 11."

Dann übergab er den Brief der Nachbarin.

Die Nachbarin ging hinab.

Mittlerweile bewerkstelligte Colombau den beabsichtigten Auszug, indem er sein Bett in das Zimmer des Mädchens und das Bett des Mädchens in sein Zimmer brachte.

Die Frau, welche auf Besuch bei der Nachbarin war, übernahm es, bis zur Ankunft des Arztes bei Carmelite zu bleiben und, wenn es sein müßte, die Nacht an ihrem Bette zuzubringen.

Das Delirium vermehrte sich jeden Augenblick.

Die Frau nahm ihren Platz bei Carmelite; Colombau ging zum Specereihändler hinab, kaufte eine Kerze, stellte sie oben an das Bett der Todten und zündete sie an.

Während der Abwesenheit von Colombau war die Nachbarin mit dem Arzte zurückgekommen, und den Mann der Wissenschaft bei der Kranken lassend, hatte sie der Todten den frommen Dienst geleistet, ihr die Hände auf der Brust zu kreuzen und in die Hände ein Crucifix zu geben.

Colombau zündete die Kerze an, kniete nieder und sprach die Todtengebete.

Es war nicht zu viel an zwei Frauen, um Carmelite zu pflegen; der Arzt hatte die ersten Symptome einer Gehirnentzündung erkannt; er hatte eine Verordnung zurückgelassen und sie strenge zu befolgen ermahnt: die Gehirnentzündung konnte von einfach, wie sie war, hitzig werden.

Was die Mutter betrifft, sie war am Bruche von einem der großen Gefäße des Herzens gestorben.

Viele starke Geister würden gelacht haben, hätten sie diesen schönen, zweiundzwanzigjährigen jungen Mann auf den Knieen beim Bette einer unbekannten Frau und Todtengebete aus dem Gebetbuche mit dem Wappen seiner Familie lesend gesehen.

Colombau war aber ein religiöser Bretagner der alten Tage, der, wie seine Ahnen, Güter und Schlösser verkauft hätte, um Walter Habenichts nach Jerusalem mit den Worten: Diex le volt! *) zu folgen.

Er betete also mit einer wahren Inbrunst, indem er aus seinem Gebete jeden irdischen Gedanken zu verbannen suchte, als er hinter sich das Geräusch einer auf ihren Angeln knirschenden Thüre hörte.

Er wandte sich um.

Derjenige, welchen er hatte holen lassen, kam auf seinen Ruf: Bruder Dominique, mit seiner schönen weiß und schwarzen Tracht, stand auf der Schwelle.

Dieser junge Mönch, von kaum siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, war fast der einzige Freund, — die Collége-Kameraden ausgenommen, die man Freunde zu nennen übereingekommen ist, und die eine besondere Race bilden, — dieser junge Mönch, sagen wir, war fast der einzige Freund, den Colombau in Paris hatte.

Als Colombau eines Tags an der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas vorbeiging, sah er die Bevölkerung der Straße und der Vorstadt sich an der Thüre drängen; er fragte, was es sei, und man antwortete ihm, ein junger Mann, bekleidet mit einer langen weißen Robe, halte eine Predigt.

Er trat ein.

Es stand in der That ein Mönch, jung an Jahren, doch gealtert durch die strengen Uebungen oder durch den Schmerz, auf der Kanzel und predigte.

Seine Rede hatte zum Gegenstand die Resignation.

Der Mönch hatte sie in zwei sehr von einander abgesonderte Theile getheilt.

Bei den Mißgeschicken, welche von Gott kommen,

*) Gott will es.

das heißt bei Todesfällen, bei erschrecklichen Unfällen, bei unheilbaren Gebrechen sagte er:

„Ja, ergebet Euch, meine Brüder! beuget Euch unter den Arm, der züchtigt; betet und betet an! Die Resignation ist eine Tugend!“

Bei allen Mißgeschicken aber, die von Menschen kommen, wie getäuschte Ambitionen, ruinirte Vermögensverhältnisse, gescheiterte Pläne, sagte er:

„Wirket gegen das Unglück, meine Freunde, erhebet Euch stark durch Euer Vertrauen zum Herrn, zu Eurem Rechte und zu Euch selbst; beginnt den Streit und haltet den Kampf aus. Die Resignation ist eine Feigheit!“

Colombau wartete, bis die Predigt beendigt war, und beim Ausgange aus der Kirche drückte er dem Mönche die Hand, wie er es, nicht einer mit einem geheiligten Charakter bekleideten Person, sondern jedem Menschen gethan hätte, in welchem er die drei Tugenden ehrte, die zu schätzen ihn sein eigener Charakter in den Stand setzte: Die Einfalt des Herzens, die Redlichkeit, die Stärke.

Von diesem Tage an hatten sich die zwei jungen Leute, — der Mönch war vier bis fünf Jahre älter als Colombau, — von diesem Tage an hatten sich die zwei jungen Leute eine seltsame Gemeinschaft der Grundsätze und der Gefühle geoffenbart.

Dem zu Folge hatten sie eine enge Vrrbindung geschlossen, und es kam selten vor, daß sie nicht ein oder zweimal in der Woche ein paar Stunden mit einander zubrachten.

Werfen wir einen Blick rückwärts und sehen wir diesen jungen Mönch ernst und nachdenkend auf dem rauhen Wege der Vergangenheit auf uns zukommen.

Er nannte sich Dominique Sarranti und hatte mehr als eine Analogie mit dem finsteren Heiligen, den der Zufall zu seinem Patron gemacht.

Er war geboren in Vic-Denos, ei nem am Saume

eines Waldes, sechs Meilen von Foix, einen Sprung von der spanischen Gränze liegenden Dörfchen im Departement der Arriège.

Sein Vater war Corse und seine Mutter Catalonierin; er hatte von Beiden in seinem Charakter, denn er besaß das düstere Gedächtniß des Corsen und die erschreckliche Zähigkeit des Cataloniers. Wer ihn auf der Kanzel mit seiner mächtigen Geberde gesehen hätte, wer ihn mit seinem ernsten und strengen Worte gehört hätte, würde ihn sogleich für einen in Mission in Frankreich begriffenen spanischen Mönch gehalten haben.

In Ajaccio in demselben Jahre wie Napoleon geboren an das Glück seines Landsmannes gebunden, hatte sein Vater alle Wechselfälle dieses Glückes erduldet; er hatte den besiegten Kaiser nach der Insel Elba begleitet; er war dem verrathenen Napoleon nach St. Helena gefolgt.

Im Jahre 1816 war er nach Frankreich zurückgekehrt. Warum hatte er so bald den erhabenen Gefangenen verlassen? Gaetano Sarranti hatte das ungesunde Klima, die verzehrende Sonnenhitze vorgeschützt.

Diejenigen, welche ihn kannten, glaubten nicht an diesen Beweggrund, und sie betrachteten Sarranti als einen von den geheimnißvollen Agenten, welche der Kaiser der Sage nach in Frankreich verbreitete, um eine Rückkehr von St. Helena zu versuchen, wie er eine Rückkehr von der Insel Elba versucht hatte, oder wenigstens, sollte diese Rückkehr unmöglich sein, über die Interessen seines Sohnes zu wachen.

Er war als Lehrer von zwei Kindern bei einem sehr reichen Manne, Herrn Gérard, eingetreten.

Diese Kinder waren nicht der Sohn und die Tochter von Herrn Gérard, sondern sein Neffe und seine Nichte.

Doch plötzlich, im Jahre 1820, zur Zeit der Verschwörung Nantès und Bérard, war Gaetano Sarranti verschwunden, und man sagte, er habe sich nach Indien

zu einem ehemaligen General von Napoleon begeben, der 1813 in den Dienst eines Fürsten von Lahore getreten.

Wir haben schon dieser Flucht von Gaetano Sarranti bei Gelegenheit des Verschwindens des Wagners der Rue Saint-Jacques, eines Bruders der Mutter Boivin, erwähnt, ein Verschwinden, in Folge dessen die kleine Mina die Thüre, an die sie geklopft, verschlossen gefunden hatte und vom Schulmeister und von seiner Familie aufgenommen worden war.

Wir sprachen bei dieser Gelegenheit auch von einem Sohne, den im Seminar Saint-Sulpice der flüchtige Corse hatte.

Dieser Sohn war der Mann, dessen Portrait wir zu zeichnen versucht haben; es war der Bruder Dominique Sarranti, den man wegen seines spanischen Ansehens allgemein den Fra Dominico nannte.

Der junge Mann hatte sich jeder Zeit für den geistlichen Stand bestimmt; als seine Mutter todt und sein Vater nach St. Helena abgegangen war, wurde er einem Seminar übergeben.

Bei seiner Rückkehr von St. Helena im Jahre 1816 machte sein Vater, — welcher sehr ungern diesen seltsamen Beruf bei einem jungen Manne sah, der etwas ganz Anderes als Priester werden konnte, — sein Vater, sagen wir, machte einen letzten Versuch, ihn zu bewegen, ins bürgerliche Leben zurückzukehren; er brachte eine ziemlich bedeutende Summe mit, um die Unabhängigkeit des jungen Mannes zu sichern; doch dieser weigerte sich beharrlich.

Als Gaetano Sarranti verschwunden war, wurde sein Sohn, der damals, wie gesagt, Pensionär bei Saint-Sulpice, mehrere Male auf die Polizei gerufen.

Einmal sahen ihn seine Kameraden düsterer und bleicher als gewöhnlich zurückkommen.

Eine Anklage viel schwerer als die eines Complottes gegen den Staat lastete auf seinem Vater.

Nicht nur war er angeklagt, er habe mit Hülfe gewaltsamer Mittel die bestehende Regierung umstürzen wollen, sondern man verfolgte auch eine Untersuchung gegen ihn als bezüchtigt der Entwendung einer Summe von dreimalhunderttausend Franken eben diesem Herrn Gérard gehörig, bei dem er Lehrer seines Neffen und seiner Nichte war, und man legte ihm sogar das Verschwinden, wie man Anfangs sagte, und sodann die Ermordung dieses Neffen und dieser Nichte zur Last.

Allerdings wurde bald nachher die angefangene Untersuchung wieder aufgegeben; doch der Verbannte blieb nichtsdestoweniger unter dem Gewichte dieser entsetzlichen Anklage.

Alle diese Ereignisse machten Dominique immer düsterer als Menschen, immer strenger als Priester.

In dem Augenblicke, wo er sein Gelübde ablegen sollte, erklärte er auch, er wolle in einen der strengsten Orden eintreten, und er wählte den Orden des heiligen Dominicus, der in Frankreich den Namen Jacobiner-Orden angenommen hat, weil das erste Kloster dieses Ordens in der Rue Saint-Jacques erbaut wurde.

Er legte sein Gelübde ab und wurde zum Priester am Tage nach seiner Volljährigkeit, das heißt am 7. März 1821, geweiht.

In der Zeit, zu der wir gelangt sind, war Bruder Dominique schon etwas über zwei Jahre im Orden.

Er war zu dieser Stunde ein Mann von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, mit großen, lebhaften, klaren, durchdringenden schwarzen Augen, mit tiefem Blicke, sorgenvoller Stirne, bleichem, strengem Gesichte und stolzer, energischer, entschlossener Haltung; er war groß von Gestalt, mächtig in Geberden, kurz in Worten; sein Gang war edel, langsam, ernst, gewisser Maßen rhythmisch; sah man ihn auf der Straße gehen,

den Schatten der Häuser suchend, um seine träumerische Stirne, welche unablässig die Spur eines finsteren Kummers an sich trug, darein zu versenken, so hätte man ihn für einen von jenen schönen Mönchen von Zurbaran gehalten, der, von der Leinwand herabgestiegen, ein Flüchtling des Grabes, mit dem gleichmäßigen, sonoren Schritte des der Einladung von Don Juan folgenden steinernen Gastes auf die Erde zurückgekehrt wäre.

Der unbeugsame Wille und die tiefe Energie, die sich in diesem Gesichte ausgeprägt fanden, offenbarten indessen mehr die Strenge eherner Grundsätze, als den Kampf ehrgeiziger Leidenschaften.

Es war überdies das redlichste Urtheil, die gesundeste Vernunft, das reichste Herz der Welt.

Das einzige unverzeihliche Verbrechen, dessen sich ein Mensch in seinen Augen schuldig machen konnte, war die Gleichgültigkeit in Betreff der Menschheit; denn die Liebe für die Menschheit schien ihm das Hauptelement des Lebens der Völker; er gerieth zuweilen in eine bewunderungswürdige Begeisterung, wenn er in der Zukunft, so fern sie war, jene allgemeine Harmonie gegründet auf die Verbrüderung der Nationen erschaute, welche das Seitenstück der Harmonie der Welten bilden soll.

Sprach er von der zukünftigen Unabhängigkeit der Nationen, so geschah es mit einer ergreifenden Beredtsamkeit; man fühlte sich dann zu ihm und mit ihm hingerissen durch einen Aufschwung unwiderstehlicher Sympathie; sein Wort hinterließ in Euch etwas wie einen Reflex seines Herzens; seine Rede theilte Euch seine Stärke mit; man war im Begriffe, einen Flügel seines Rockes zu nehmen und zu sagen: „Voran, Prophet; ich folge Dir.“

Nur nagte ein furchtbarer Wurm an dieser köstlichen Frucht: das war die Bezüchtigung des Diebstahls und des Mordes, die auf seinem Vater lastete.

XXXVIII.

Symphonie des Frühlings und der Rosen.

Das war der junge Mönch, der auf der Schwelle erschien.

Er blieb stehen, betroffen von dem Schauspiele, das er vor Augen hatte.

„Freund," sprach er mit seiner traurigen Stimme, der er bei Gelegenheit einen tröstlichen Ausdruck zu geben wußte, „die Frau, welche hier liegt, ist hoffentlich weder Ihre Mutter, noch Ihre Schwester?"

„Nein," antwortete Colombau; „ich war fünfzehn Jahre alt, als ich meine Mutter verlor, und ich hatte nie eine Schwester."

„Gott erhalte Sie zum Troste der alten Tage Ihres Vaters, Colombau," sprach der Priester.

Und er schickte sich an, vor dem Leichnam niederzuknieen.

„Warten Sie, Dominique," sagte Colombau; „ich habe Sie holen lassen . . ."

Dominique unterbrach ihn:

„Sie haben mich holen lassen, weil Sie meiner bedurften. Ich bin gekommen, und hier bin ich."

„Ich habe Sie holen lassen, mein Freund, weil die Frau, die Sie hier liegen sehen, wie vom Blitze getroffen durch den Bruch von einem der großen Gefäße des Herzens, eine so gute Christin, eine so fromme Frau sie auch war, ohne Beichte gestorben ist."

„Es geziemt Gott allein, und nicht den Menschen, zu beurtheilen, in welcher Verfassung sie gestorben ist," antwortete der Mönch. „Beten wir!"

Und er kniete oben am Bette nieder.

Colombau, da er wußte, daß eine Wärterin bei der Tochter war und ein Priester bei der Mutter, konnte nun für die Beerdigung Sorge tragen.

Im Vorübergehen erkundigte er sich nach Carmelite.

Ganz erschöpft, war das Mädchen unter dem Einflusse eines vom Arzte verschriebenen Schlaftrunkes entschlummert.

Colombau nahm alles Geld, was er hatte, und ordnete mit der Kirche, mit dem Leichengepränge, mit dem Conservator des Friedhofes alle Einzelheiten von diesem fünften Acte des Lebens.

Am Abend um sieben Uhr kam er nach Hause zurück.

Er fand Dominique, wenn nicht im Gebete, doch wenigstens in der Meditation beim Bette der Verstorbenen.

Der Mann Gottes hatte nicht einen Augenblick das Leichenzimmer verlassen.

Colombau verlangte von ihm, daß er etwas Nahrung zu sich nehme. Der Mönch schien den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens nicht unterworfen; er gehorchte jedoch der Aufforderung seines Freundes; nach zehn Minuten war er aber zurück und nahm wieder seinen Platz am Bette der Todten ein.

Carmelite war mit einem verdoppelten Delirium erwacht.

Der Armen, da sie nicht das Bewußtsein ihres Zustandes hatte, blieb wenigstens Alles, was um sie her vorging, unbekannt.

Im Ganzen genommen waren die brennenden Schmerzen des Leibes besser, als die tiefen Bangigkeiten der Seele.

Die Nachbarinnen übernahmen die frommen Sorgen der Beerdigung; ein Schreiner brachte den Sarg; die Nägel wurden durch Schrauben ersetzt, damit in der

iefe ihres Deliriums die arme Carmelite nicht die Schläge auf den Sarg ihrer Mutter höre.

Der Tod war plötzlich gewesen; erst am zweiten Tage wurde der Leichnam nach Saint-Jacques-du-Haut-Pas getragen.

Bruder Dominique las die Todtenmesse in einer besonderen Kapelle.

Dann wurde der Leib nach dem West-Friedhofe gebracht.

Colombau begleitete den Leichnam mit zwei Arbeitern, die sich entschloßen, ihren Tagelohn zu verlieren, um diese fromme Pflicht zu erfüllen.

Die Gehirnentzündung von Carmelite verfolgte ihren Lauf; bewunderungswürdig durch den Arzt behandelt, war sie genöthigt, Schritt für Schritt vor der Wissenschaft zurückzuweichen.

Nach Verlauf von acht Tagen kam Carmelite wieder zum Bewußtsein; nach zehn Tagen verbürgte sich der Arzt für ihre Erhaltung; am vierzehnten Tage stand sie auf.

Ihre Thränen floßen; — sie war gerettet!

Die Schwäche der Armen war aber Anfangs so groß, daß sie kaum einen Ton articuliren konnte.

Als sie die Augen wieder öffnete, erblickte sie an ihrem Bette das redliche Gesicht von Colombau; das letzte Gesicht, das sie die Augen schließend gesehen, das erste, das sie dieselben wiederöffnend sah.

Sie winkte mit dem Kopfe, um Erkennung und Dank zu bezeichnen; dann that sie ihre durch das Fieber abgemagerte Hand aus den Betttüchern und reichte sie dem jungen Manne, der sie, statt sie zu drücken, achtungsvoll küßte, als ob das auf die Stirne des Mädchens gepreßte Siegel des Schmerzes in den Augen des edlen Bretagners ein Titel der Ehrfurcht wäre, der für den Moment so groß als die Krone auf der Stirne einer Königin.

Die Wiedergenesung von Carmelite erforderte einen Monat; am Anfange des März nahm sie wieder ihr Zimmer, und Colombau kehrte in das seinige zurück.

Von diesem Tage an wurde die Vertraulichkeit, welche unter den zwei jungen Leuten begonnen hatte, unterbrochen.

Colombau bewahrte in einer Falte seines Gedächtnisses die Erinnerung an die Schönheit und die Güte des Mädchens.

Carmelite bewahrte in einem Winkel ihres Herzens eine gränzenlose Dankbarkeit und eine ergebene Zuneigung für Colombau.

Doch sie hörten auf sich anders zu sehen, als wie zwei auf demselben Boden wohnende Nachbarn, das heißt in seltenen Zwischenräumen.

Begegnete man sich, so entspann sich eine kleine Plauderei vor der Thüre, doch das war Alles: nie überschritt das Eine die Schwelle des Andern.

Es kam der Monat Mai; der Garten von Colombau stieß an den von Carmelite an: eine einfache Syringenhecke erhob sich zwischen diesen beiden Gärten, welche so weniger getrennt waren, als die von Pyramos und Thisbe, die eine Mauer trennte.

Die jungen Leute waren also gewisser Maßen in demselben Garten, weil, wenn der Wind die Syringen bewegte, die Hecke sich aufthat, als wollte sie den Plaudereien Durchgang gewähren, und die Blumen sich bald zum Einen, bald zum Andern zerstreuten.

Eines Abends, auf die Bitte von Carmelite, öffnete der junge Mann das Klavier wieder und entlockte, diesem lange geschlossenen, lange wie sein Herz stummen Instrumente tausend harmonische Noten, welche, durch die Fenster seines Zimmers entschlüpfend, in der ruhigen Luft der Abenddämmerung vibrirten und dann, durch die benachbarten Fenster eindringend, das Mädchen in sei-

nem Bette liebkosten wie die erfrischenden Strömungen des Frühlings.

Es war also zugleich Wohlgeruch und Melodie.

Dann, im Grunde von Allem dem, Traurigkeit, tiefe Traurigkeit!

Die arme Carmelite! sie war in der besten oder in der schlechtesten Stimmung, um zu lieben, je nachdem Sie, guter Leser, aus der Liebe einen Schmerz oder eine Freude, ein Unglück oder ein Glück machen wollen.

Was wird nun aus dieser kränklichen Gemüthsverfassung werden?

In einem der vorhergehenden Kapitel sagten wir, alle auf der rechten Seite dieses Theils der Rue du Val-de-Grace und der Rue Saint-Jacques liegenden Häuser haben zu reizenden Gärten geführt.

Von diesen Fenstern der jungen Leute, aus denen so viel Harmonie hervorkam, und wo so viele Wohlgerüche eindrangen, entrollte sich in der That folgendes Panorama vor den Augen.

Rechts, nördlich, ein ungeheures Gehege mit Pappeln und großen Bäumen bepflanzt.

Links, südlich, eine Reihenfolge von Gärten, bepflanzt mit Acacien, Syringen, Jasminsträuchen und Bohnenbäumen mit den gelben traubenförmigen Blüthen.

Am Horizont, westlich, wie eine Hängmatte von Grün, worin die Sonne unterging, der Gipfel der Bäume des Luxembourg.

Im Centrum dieser drei Hauptpunkte eines der schönsten Schauspiele, die sich den Augen eines Dichters oder eines Verliebten bieten können.

Man denke sich ein zwanzig bis fünfundzwanzig Morgen großes Feld von blühenden Rosen um ein kleines Grabmahl, erbaut im siebzehenten Jahrhundert und seiner Form nach ziemlich ähnlich den Kapellen, welche die Erben auf dem Père-Lachaise über der Gruft ihres Erblassers errichten lassen.

Und wenn wir sagen ein Rosenfeld, — eine Ebene in der Gegend von Persepolis, wo die Königin der Blumen geboren sein soll, — so glaube man nicht, es sei dies die geringste Uebertreibung von uns: in einer Stadt wie Paris ist es schon so süß, fünf bis sechs Rosentöpfe um sich zu sehen, daß es vielleicht fabelhaft scheint, man könne ein ganzes Feld vor den Augen haben. Nichts ist indessen wahrer, und man kann heute noch, nach einem Zeitraume von dreißig Jahren, die vier bis fünf Morgen sehen, welche von diesem lieblichen Felde übrig geblieben sind.

Es war also, wie gesagt, nicht ein mit Klee oder Luzerne bepflanztes Feld, sondern ein wahres Rosenfeld, das die Luft auf zwei Stunden in der Runde mit seinen Wohlgerüchen erfüllte.

Alle Gegenden der Welt schienen in diesen Garten, um dieses Grab, als hätte dieses Grab die Reliquien eines Heiligen enthalten, die schönsten Rosen ihres Landes gebracht zu haben.

Man hätte glauben sollen, es seien die colorirten Blätter der Monographie der Rose, zu jener Zeit durch den Engländer Lindley veröffentlicht.

Nichts fehlte hiebei, keine Gattung, keine Varietät; die fünf Welttheile figurirten hier in ihren schönsten Blumen verkörpert. Es war die Kaukasische Rose, die Kamtschatalische Rose, die gesprenkelte Rose von China, die Caroliner Rose, die glänzende Rose der Vereinigten Staaten, die Mai-Rose, die Schwedische Rose, die Alpen-Rose, die Sibirische Rose, die gelbe Rose der Levante, die Rose von Nankin, die Damascener Rose, die Bengalische Rose, die Provencer Rose, die Champagner Rose, die Rose von St. Cloud, die Provinser-Rose, — von der die Legende behauptet, sie sei von Syrien nach Provins durch einen Grafen von Brie bei der Rückkehr von den Kreuzzügen gebracht worden; — kurz, es war die, weil sie vollständig, vielleicht einzige Sammlung der

zu jener Zeit bekannten zwei- bis dreitausend Varietäten von Rosen, eine Zahl, die sich noch alle Tage vermehrt, eine Progression, worüber wir den Kunstgärtnern nicht genug Lob zu spenden vermöchten.

„Der Titel Königin der Blumen, den die Rose verdient, ist durch zu häufige Wiederholung abgedroschen geworden," sagt der Gute Gärtner; „die Rose vereinigt alle Arten von Vollkommenheiten, die man bei einer Blume wünschen kann: die verführerische Coquetterie ihrer Knospen, die zierliche Disposition ihrer leicht geöffneten Blätter, die anmuthigen Umrisse ihrer ganz aufgegangenen Blüthen geben ihr die Vollkommenheit der Formen; es gibt keinen süßeren und lieblicheren Wohlgeruch, als den ihrigen; ihr Incarnat ist das der vollkommensten Schönheit; mit lebhafteren Nuancen ahmt sie dem feurigen Teint der Bacchantin nach und ihre Weiße wird ein Emblem der Unschuld und der Reinheit."

Diese Definition der Rose, eine Definition gefärbt wie ein altes Pastellgemälde aus der Zeit von Ludwig XV., wird uns als natürlicher Uebergang dienen, um zur frischen Schönheit unserer Heldin zu gelangen; in der That, einige Worte dem Portrait beigefügt, das der Gute Gärtner von der souveränen Blume entworfen hat, werden genügen, um Carmelite zu malen.

Sie war groß und biegsam von Gestalt, mit sehr dunkel kastanienbraunen Haaren, welche so reichlich und kräftig wuchsen, daß sie dem Auge rauh zu sein schienen, aber beim Berühren weich wie Seide waren.

Saphirblaue Augen, korallenrothe Lippen, perlenweiße Zähne vollendeten das Ganze dieses schönen, köstlichen Geschöpfs.

Eines Tags, gegen das Ende des Monats Mai, waren Colombau und Carmelite, schauend und athmend, jedes an seinem Fenster; das Mädchen war wie geblendet von dem Schauspiel, wie berauscht von dem Wohlgeruche.

Den ganzen Tag war die Hitze erstickend gewesen; es hatte drei bis vier Stunden geregnet, und gegen sieben Uhr Abends, als sie ihr Fenster öffnete, war Carmelite erstaunt, da sie ganz in Blumen dieses Rosenfeld sah, welches sie am Morgeu in Knospen gesehen hatte. Sie begriff ebenso wenig dieses plötzliche Aufblühen der Pflanzen, als sie an einem Schmerzenstage, dessen Andenken ihrem Geiste immer gegenwärtig war, den plötzlichen Uebergang vom Leben zum Tod begriffen hatte.

Als am Abend Beide in den Garten hinabgegangen und nur durch die Hecke der schon verblühten Syringen von einander getrennt waren, befragte auch Carmelite Colombau über diese rasche Verwandlung der Knospen in Blumen.

Carmelite war sehr unwissend in der Botanik; denn in der Zeit, wo die Ereignisse vorgehen, die wir erzählen, wurde diese Wissenschaft als ziemlich überflüssig bei der Erziehung eines Mädchens betrachtet. Colombau, der mehr als einmal Gelegenheit gehabt hatte, diese Unwissenheit wahrzunehmen, fing nun, immer durch die bewegliche grüne Mauer, einen Cursus der Pflanzenphysiologie an, wobei er dieses reizende Studium von den genauen, aber, für die Frauen besonders, unverständlichen Worten befreite, mit denen es die Gelehrten überhäuft haben.

Er beschrieb ihr die Organisation der Pflanzen auf eine höchst einfache Art, indem er sie auf die drei Elementarorgane zurückführte, welche durch ihre Vereinigung alle Pflanzengewebe constituiren, Gewebe vergleichbar im Princip einer Gummiauflösung, die sich verdichtend ihre feinen Fasern mit einander verwickelt, in welchen Fasern sich allmälig zahllose Zellen bilden; er machte ihr begreiflich, diese drei Elementarorgane enthalten den inkrustirenden Stoff des Holzes, die kristallisirten Säfte, das Satzmehl, den Klebestoff, die flüch-

tigen Oele und die verschiedenen Färbestoffe, unter denen der bedeutendste der grüne Stoff.

Von den Elementarorganen kam er zu den zusammengesetzten Organen, indem er von der Haut sprach, die ihnen als Uebergang dient; er nahm eine Pflanze im embryonären Zustand, in der Periode, wo sie, kaum geboren, noch am mütterlichen Stängel hängt, und ließ sie alle Phasen des Wachsthums bis zu dem Augenblicke verfolgen, wo diese Pflanze, fähig, sich von ihrem Stamme loszumachen, sich selbst reproducirt.

Nachdem er so seiner jungen Nachbarin eine rasche und klare Definition von allen Organen der Pflanzen, — Wurzeln, Stängel, Blätter, Knospen, — gegeben hatte, erklärte er ihr die Verwandlungen, bei mehreren von diesen Vegetabilien, gewisser Organe von ihnen in Dorne, — wie bei den Disteln, den Sauerdornen, den falschen Acacien, — oder in Ranken, wie bei der Rebe, den Erbsen und den Passionsblumen.

Er machte sie mit der zwischen allen Reichen der Natur bestehenden Solidarität bekannt; wie der Mensch ebenso wenig der Pflanze entbehren kann, als die Pflanze des Menschen; wie Alles in dieser Welt auf eine so harmonische Weise eingerichtet ist, daß das Eine unter der Abwesenheit des Andern leiden würde; er entdeckte ihr die Geheimnisse der Nahrung bei den Pflanzen; er sagte ihr, wie sie zugleich durch die Wurzel und die Blätter, im Boden und in der Luft die für ihre Entwickelung nothwendigen Elemente schöpfen; er setzte ihr auseinander, wie der Saft, — der nichts Anderes ist als die Circulation des Blutes bei den Pflanzen, — sich von unten nach oben erhebt, und ließ sie durch einen frisch abgeschnittenen Zweig eines Weinstocks den Ausfluß des Saftes genannt die Thränen der Rebe sehen; er lehrte sie endlich, daß die Pflanzen schlafen, athmen, sich wiedererzeugen wie die Thiere, und er erfüllte ihren jungen Verstand mit Erstaunen, da er ihr enthüllte, ge-

wisse Pflanzen haben natürliche Bewegungen, welche mit der gewöhnlichen Unbeweglichkeit der Vegetabilien contrastiren.

Zehnmal wollte er sich unterbrechen, aus Furcht, sie zu ermüden oder wenigstens zu langweilen; doch hätten nicht die Nacht und das Blätterwerk das Gesicht von Carmelite verschleiert, so würde er im Gegentheil darin das tiefste Entzücken gelesen haben.

Plötzlich, als man einen Stern vorüberziehen sah, kam man von der Pflanzenphysiologie auf die Astronomie; man ließ die von den Menschen allen diesen unbekannten Welten, Gegenständen ihrer ewigen Neugierde, gegebenen mythologischen Namen die Revue passiren; der Himmel, die Erde, das Meer, die modernen Zeiten, das Alterthum, Griechenland, Aegypten, Indien wurden in Contribution gesetzt, um diese ersten Stunden der Vertraulichkeit zwischen zwei jungen Leuten in einer Frühlingsnacht zu feiern.

Sie dachten nicht an die Menschen; sie dachten nicht einmal an sich selbst; sie ahnten nicht einen Augenblick, daß die Blumen, die Welten, die Wolken, die Sterne, die Lüfte, auf denen sie seit der Abenddämmerung reisten, sie unfehlbar allmälig in die ätherischen Regionen der platonischen Liebe führen mußten.

Und was war denn dieser leidenschaftliche, glühende Eifer, mit dem Colombau die Harmonien der Natur beschrieb, wenn nicht eine leuchtende Kundgebung der frischeslen und mächtigsten Liebe, welche je, eine Pflanze des Lebens oder des Todes, im Herzen eines jungen Mannes gekeimt?

Diese Kraft der Aufmerksamkeit, das Entzücken des Mädchens während dieser Revue der Wunder der Schöpfung, welche so rasch und fast ohne mehr Spuren zu hinterlassen, als der Stern, den sie hatten hinschweben sehen, vorübergezogen, was war es denn, wenn nicht die Offenbarung der ersten Liebe?

Und füget dieser Gemüthsverfassung von siebenzehn Jahren bei der Einen, von zweiundzwanzig Jahren beim Andern bei, daß der Tag stürmisch gewesen, daß die Luft lau und von Wohlgerüchen erfüllt war, und daß bei den Strahlen der Sonne, bei der Liebkosung dieser Lüfte ein ganzes Rosenfeld am Morgen in Knospen, am Abend in Blumen stand!

XXXIX.

Das Grab der la Vallière.

An diesem Abend also, berauscht durch den Wohlgeruch der Rosen, der sie umhüllte, wie jene duftende Wolke, worin Virgil seine Göttinnen verbirgt, unter diesem leuchtenden Himmel, dessen Sterne sich verliebt wie eben so viele Apollos und Daphnes zu verfolgen schienen, in dieser durch den Regen des Tages abgekühlten Atmosphäre, mit einem Worte, in dieser ersten ruhigen, heiteren, balsamischen Frühlingsnacht erschlossen sich die Herzen der zwei jungen Leute der Liebe, wie sich dem befeuchtenden Thau am Abend der Kelch der Blumen erschloß.

Nachdem sie Mitternacht schlagen hörten, als sie die hellen Glockenklänge bis zwölf zählten, bebten sie, gaben einen Schrei von sich, wechselten einen raschen guten Abend und gingen zitternd wie Schuldige hinauf.

Nachdem sie zum zweiten Stocke gelangt waren, blieben sie stehen. Das Fenster des Bodens war offen; der

Mond beleuchtete schweigsam und melancholisch das von Rosen umgebene Grab.

„Was für ein Grab ist das?" fragte Carmelite, während sie sich mit dem Ellenbogen auf das Fenstergesims stützte.

„Es ist das Grab von Mademoiselle de la Vallière," antwortete der junge Mann, der sich neben ihr in dem engen durch die Oeffnung des Fensters gegebenen Raume auflehnte.

„Wie, das Grab von Mademoiselle de la Vallière findet sich hier?" fragte Carmelite.

„Alle diese Terrains, die Sie hier sehen," antwortete Colombau, „bildeten einst den Garten eines dem Orden, dessen poetischen Namen Sie führen, gehörenden Klosters; mitten in diesem Garten war eine Kirche, nach den alten luteciſchen Sagen auf den Ruinen eines Tempels der Ceres erbaut; man kennt nicht genau die Epoche der Stiftung dieser Kapelle; nur glaubt man, sie datire aus der Zeit der Regierung von Robert dem Frommen; gewiß ist, daß sie schon am Ende des zehnten Jahrhunderts Benedictiner-Mönche der Abtei von Marmoutier inne hatten, welche sie als Prioret bis zum Jahre 1604 besaßen, wo sie den Carmeliterinnen von der Reform der heiligen Therese abgetreten wurde. — Catharina von Orleans, Herzogin von Longueville, erhielt, angetrieben von einigen Devoten, die ihr den Titel Stifterin anboten, vom König, durch die Unterstützung von Maria von Medici, alle für die Gründung dieser Anstalt nöthigen Vollmachten. Mit der Erlaubniß von König Heinrich IV. und dem Gutheißen von Papst Clemens VIII. ließ man von Avila nach Paris sechs Carmeliterinnen kommen, welche durch die seraphische Heilige Therese de Cepedes formirt worden waren. Diese sechs Nonnen waren die ersten ihres Ordens in Frankreich; sie bewohnten das Kloster, welches hier war und nicht mehr existirt; sie

beteten, sangen, starben in dieser Kirche, von der nur noch das Grab übrig ist, nach dessen Namen Sie fragen."

„Oh! wie interessant ist das!" rief Carmelite in ihrem Erstaunen über die Offenbarung dieser Geheimnisse der ewigen Natur und der ephemeren Vergangenheit. „Und weiß man, wie die sechs Nonnen hießen?"

„Ich weiß es," erwiederte lächelnd der junge Bretagner; „denn ich bin der Mann der Legenden. Sie hießen Anna von Jesus, Anna von St. Bartholomäus, Isabella von den Engeln, Beatrix von der Empfängniß, Isabella von St. Paul und Eleonora von St. Bernhard. Die Herzogin von Longueville ging ihnen entgegen und wollte, daß ihr Einzug in die Priorei durch ein Fest gefeiert werde."

Alles dies war nicht so interessant, als Carmelite sagte und Colombau es zugab; doch die armen Kinder belogen einander, denn sie wollten nur einen Vorwand finden, um sich nicht zu verlassen. Alles war gut in diesem Falle; das mystische Gespräch nahm auch seinen Fortgang.

„Oh! wie gern hätte ich ein Fest von jener Zeit sehen mögen!" sagte Carmelite.

„Wohl, mein Fräulein, hören Sie," erwiederte Colombau: „bleiben Sie, wo Sie sind; schließen Sie die Augen, setzen Sie die Einbildungskraft an die Stelle des Gesichtes; stellen Sie sich vor, Sie haben zu Ihrer Linken ein düsteres Kloster mit hohen Mauern; dort, Ihnen gegenüber, die Kirche, — und warten Sie..."

Der junge Mann ging rasch in sein Zimmer.

„Wohin gehen Sie?" fragte Carmelite.

„Ich will ein Buch holen," rief der junge Mann aus dem Innern seiner Wohnung.

Und er kam nach fünf Minuten, ein Buch in der Hand haltend, zurück.

„Schließen Sie nun die Augen," sagte er.

„Sie sind geschlossen."

„Sehen Sie das Kloster links?“

„Ja.“

„Sehen Sie die Kirche Ihnen gegenüber?“

„Ja.“

Colombau öffnete das Buch.

Der Mond glänzte strahlend in seinem Zenith und warf auf diese ganze ruhige, stille Natur ein so reines Licht, daß Colombau wie am hellen Tage lesen konnte.

Er las.

„„Am Mittwoch dem 24. August, am Tage des heiligen Bartholomäus, wurde in Paris eine neue und feierliche Procession den Schwestern-Carmeliterinnen gemacht, welche an diesem Tage von ihrem Hause Besitz ergriffen; das Volk strömte in großer Menge herbei, als wollte es Ablaß gewinnen; die Nonnen gingen in schöner Ordnung, angeführt vom Doctor Duval, der ihnen, einen Stab in der Hand haltend, als Pedell diente und eine gewaltige Aehnlichkeit mit einem Wehrwolf hatte.

„„Doch das Unglück wollte, daß dieses große und heilige Mysterium durch zwei Geigen, welche eine Bergamasque zu spielen anfingen, gestört und unterbrochen wurde; was diese armen Leute vertrieb und sie veranlaßte, sich ganz erschrocken mit ihrem Anführer, dem Wehrwolf, in ihre Kirche zurückzuziehen; sobald sie hier, als an einem Orte der Freiheit und Sicherheit, angelangt waren, begannen sie das Te Deum laudamus zu singen.““

„Haben Sie gesehen?“ fragte Colombau.

„Ja, doch etwas Anderes als das, was ich zu sehen hoffte,“ erwiederte lächelnd Carmelite.

„Man sieht nicht immer, was man zu sehen glaubt, wenn man die Augen offen hat, geschweige denn, wenn man sie geschlossen hat.“

„Und in dieses Kloster zog sich Mademoiselle de la Vallière zurück?“

„In dieses Kloster, wo sie sechsunddreißig Jahre unter fortwährenden Uebungen einer immer mehr erbaulichen Frömmigkeit zubrachte und am 6. Juni des Jahres 1710 starb."

„Und hier, in diesem Grabe," fragte das Mädchen, „ruht der Leib der armen Herzogin?"

„Dieses behaupten hieße viel sagen."

„Sie ist also ausgegraben worden?"

„Im Jahre 1790 hob ein Decret der Nationalversammlung das Kloster auf; man brach die Kirche ab... Wer weiß, was aus dem Leibe der armen Sünderin geworden ist, welche Le Brun unter den Zügen der heiligen Magdalena dargestellt hatte. Und dennoch, wie ich Ihnen, die Sie sich mehr als hundert Jahre nach ihrem Tode um sie bekümmern, gesagt habe, dennoch behauptet die Tradition, er sei verschont worden, und ruhe immer noch in der Gruft unter dieser kleinen Kapelle."

„Und," fragte Carmelite mit dem Zögern der Neugierde, welche getäuscht zu werden befürchtet, „man kann ohne Zweifel nicht hineinkommen?"

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein," erwiederte Colombau, „man kommt nicht nur hinein: man wohnt darin."

„Und welcher Profane kann in diesem geheiligten Ruheorte wohnen?"

„Der Gärtner, mein Fräulein; derjenige, welcher alle die schönen Rosen cultivirt, deren Wohlgerüche wir in diesem Augenblicke einathmen."

„Oh! wie gern möchte ich diese Kapelle besuchen!" rief Carmelite.

„Nichts kann leichter sein."

„Wie ist es zu machen?"

„Man braucht nur den Gärtner um die Erlaubniß zu bitten."

„Wenn er sie mir aber verweigert?"

„Weigert er sich, Sie das Grab sehen zu lassen, so bitten Sie ihn, seine Rosen sehen zu dürfen, und aus Liebe für seine Rosen wird er Ihnen erlauben, das Grab zu sehen.“

„Diese Rosen gehören also ihm?“

„Er ist der privilegirte Besitzer derselben.“

„Und was kann er mit so vielen Rosen machen?“

„Ei! er verkauft sie,“ erwiederte der junge Bretagner.

„Oh! der abscheuliche Mensch!“ versetzte Carmelite mit einem ganz kindischen Vorwurf; „diese schönen Rosen verkaufen! Ich glaubte, er cultivire sie aus Religion oder wenigstens zu seinem Vergnügen!“

„Er verkauft sie. . . Und schauen Sie! von hier aus sehen Sie unter meinem Fenster drei Rosenstöcke, die er kürzlich an mich verkauft hat.“

Carmelite neigte sich auf die Seite, und ihre schönen, flatternden Haare streiften das Gesicht des jungen Mannes, der einen Schauer seinen ganzen Leib durchlaufen fühlte.

Sie fühlte zu gleicher Zeit den Hauch von Colombau durch ihre Haare ziehen, denn sie wich rasch und ganz erröthend zurück.

„Oh!“ sagte sie unklug, „wie gern möchte ich einen von den Rosenstöcken haben, die diese Kapelle umgeben!“

„Werden Sie mir erlauben, Ihnen einen von den meinigen anzubieten?“ versetzte hastig Colombau.

„Oh! ich danke, mein Herr,“ erwiederte Carmelite, welche nun ihre Unbesonnenheit wahrnahm; „ich möchte einen haben, doch von meinen Händen aus dieser Erde gezogen, wo Schwester Louise von der Barmherzigkeit gelebt und wo ihr Körper geruht hat, vielleicht jetzt noch ruht.“

„Warum gehen Sie nicht morgen schon dahin?“

„Ich hätte nie den Muth, allein zu gehen.“

„Ich biete Ihnen meinen Arm an, wenn Sie ihn annehmen wollen."

Carmelite blieb einen Augenblick verlegen; endlich aber machte sie eine Anstrengung und antwortete:

„Hören Sie, Herr Colombau, ich hege eine tiefe Achtung und eine große Dankbarkeit für Sie, doch ginge ich an Ihrem Arme am hellen Tage aus, so würden alle Basen des Quartiers an einer solchen Unschicklichkeit ein Aergerniß nehmen."

„So gehen wir am Abend dahin."

„Kann man am Abend gehen?"

„Warum nicht?"

„Mir scheint, der Gärtner müsse sich zu gleicher Zeit mit seinen Blumen schlafen legen, um zu derselben Zeit wie sie aufzustehen."

„Ich weiß nicht, um welche Stunde er sich schlafen legt, doch ich weiß, daß er lange vor ihnen aufsteht."

„Woher wissen Sie das?"

„Zuweilen, bei Nacht, wenn ich nicht schlafe . . . (die Stimme von Colombau zitterte leicht, als er diese Worte sprach), stelle ich mich ans Fenster und erblicke ihn mit einer Laterne in der Hand im Garten umhertrabend. . . . Sehen Sie, mein Fräulein, das Irrlicht, das durch den Garten läuft, ist er es nicht?"

„Wohin läuft er so?" fragte das Mädchen.

„Wahrscheinlich einer Katze nach."

„Doch wenn er aufsteht," sagte Carmelite lächelnd, „so muß es, obgleich sehr frühzeitig für ihn, für uns sehr spät sein."

„Spät?" versetzte Colombau.

„Ja . . . Wie viel Uhr mag es sein?"

„Ungefähr zwei Uhr," antwortete Colombau mit einem gewissen Zögern.

„Oh! nie bin ich so spät zu Bette gegangen!" rief das Mädchen die Hände zum Himmel erhebend. „Morgens um zwei Uhr, mein Gott! Oh! geschwinde, gute

Nacht, Herr Colombau! . . Ich danke Ihnen für die lehrreichen Stunden, die Sie mich haben zubringen lassen, und an einem Abend," fügte sie leise bei, „an einem Abend, wenn alle Nachbarn zu Bette gegangen sind, werde ich Sie um Ihren Arm bitten, um einen Rosenstock auszugraben."

„Wir werden nie eine schönere Nacht finden, als diese, mein Fräulein," sagte der junge Mann, der sich anstrengte, um nicht beim Sprechen zu zittern.

„Oh! wenn ich glaubte, ich werde nicht gesehen," erwiederte offen und treuherzig das Mädchen, „ich würde sogleich gehen."

„Von wem sollen Sie zu dieser Stunde gesehen werden?"

„Ei! einmal von der Portière."

„Nein, ich habe ein Mittel, um die Thüre zu öffnen, ohne sie aufzuwecken."

„Wie! Sie wollen mit einem Dieterich öffnen?"

„Oh nein! mit einem Schlüssel, den ich habe machen lassen. Ich komme zuweilen vom Lesecabinet nach Mitternacht nach Hause, und da die Portière kränklich ist, so war es mir ein Bedenken, sie aufzuwecken."

„Nun, wenn es sich so verhält, so gehen wir sogleich; ich glaube auch, ich möchte mich immerhin zu Bette legen, ich würde an meinen Rosenstock denkend nicht einschlafen."

War es wirklich Dein Rosenstock, was Dich einzuschlafen verhindert hätte, Carmelite?

Nein.

Doch Du glaubtest es, armes Kind, unschuldige Jungfrau, und gerade Deine Unschuld war es, was Dich zu diesem nächtlichen Ausfluge am Arme des jungen Mannes, der so unschuldig als Du, antrieb.

Carmelite setzte ein Häubchen auf und warf ein Halstuch auf ihre Schultern; der junge Mann nahm seinen Hut, und Beide stiegen mit kleinen Schritten die

Treppe hinab: sie gingen sehr sachte, und dennoch machten sie noch genug Geräusch, um die Vögel aufzuwecken, die in den Syringen schliefen, und als diese Vögel sie vorübergehen hörten und den schönen Mond sahen, fingen sie an zu singen, glaubten sie nun, es erscheine die Morhenröthe, oder wollten sie Theil nehmen an dem nächtlichen Feste, das der Frühling und die Natur den zwei jungen Leuten gaben.

Nachdem sie die Rue Saint-Jacques und die Rue du Val-de-Grace durchschritten hatten, gelangten sie in die Rue d'Enfer und zu der großen hölzernen Gitterthüre, welche als Eingang für den ehemaligen Garten der Carmeliterinnen diente.

Sie klingelten.

Es war sehr früh oder sehr spät, um zu klingeln; der Gärtner zögerte auch einen Augenblick.

Doch auf den zweiten Ruf der Klingel sah man den Mann und die Laterne sich bewegen; Beide näherten sich; die Laterne erhob sich zur Höhe des Gesichtes der zwei Besuche, und der Gärtner erkannte den jungen Mann, den er alle Tage an seinem Fenster sah, und dessen wohlklingende Stimme er zuweilen, unter seinen Rosensträuchen ausgestreckt, begleitet von den Tönen des Klaviers, hörte.

Der Gärtner öffnete die Thüre und führte diesen zweiten Adam und diese neue Eva in sein Paradies ein.

Das war, wie gesagt, eine ungeheure Pflanzschule, wo man nur Rosen cultivirte.

Nichts vermag dieses unendlich süße Gefühl, dieses Gefühl frischer Berauschung auszudrücken, das die zwei jungen Leute erfaßte, als sie in den Rosenharem eindrangen, dessen Sultan, eine Laterne in der Hand, die harmonischen Namen nannte, welche in ihren Ohren klangen wie den Gesängen der Vögel entschlüpfte Noten.

So Arm in Arm, und auf die Benennung der Ro-

sen horchend, gelangten sie vor das Grab oder die Kapelle der Schwester Louise von der Barmherzigkeit.

Carmelite zögerte, einzutreten, auf die Einladung von Colombau entschloß sie sich.

Doch fast in demselben Augenblicke ging sie mit einer Art von Schrecken wieder heraus, als sie an den Wänden angelehnt oder aufgehängt, — statt religiöser Embleme, die sie zu finden erwartete, — Schaufeln, Spaten, Gießkannen, Schiebkarren und all das Geräthe sah, dessen sich der Gärtner bediente.

Das Mädchen machte nun neugierig die Runde um das Grab.

Sechs bis acht Fuß hohe Rosenstöcke umgaben es einförmig.

„Was für herrliche Rosenstöcke sind das?“ fragte Carmelite.

„Das sind Alexandrien-Rosen mit weißen Blüthen,“ antwortete der Gärtner; „sie kommen vom Süden Europas oder von den Küsten der Barbarei; aus ihren Blumen macht man die Rosenessenz.“

„Wollen Sie einen solchen Stock an mich verkaufen?“

„Welchen?“ fragte der Gärtner.

„Diesen,“ erwiederte Carmelite.

Und sie deutete auf den, welcher sich am nächsten beim Grabe erschloß.

Der Gärtner trat in die Kapelle ein und nahm einen Spaten.

Eine Nachtigall sang zwanzig Schritte von da ihr verliebtestes Lied.

Der Mond war nicht mehr der Mond: es war die Phöbe der Griechen, welche verliebt auf die Erde schaute, ob sie den Schatten von Endymion nicht wiedersehe.

Die Nachtluft so sanft, daß sie ein vom Munde der Natur gegebener Kuß zu sein schien, zog durch die Haare der jungen Leute.

Es war in der That eine Scene voll Farbe und Poesie, dieses große Mädchen in Trauerkleidern, dieser schwarz gekleidete, blonde junge Mann, und dieser Gärtner, der die Erde zu dieser Stunde der Nacht, bei dieser kühlen Luft, beim Mondscheine, beim Gesange der Nachtigall ausgrub. Jeder Athem von ihnen schien auch zu sagen: „Oh! welch ein gutes Ding ist das Leben! Dank Dir, o Herr, daß Du es uns zu gleicher Zeit gegeben!“

Ach!

Der erste Spatenstoß des Gärtners wiederhallte schmerzlich im Herzen der beiden jungen Leute; es schien ihnen, diese Erde aufwühlen, in der der Leib der frommen Geliebten jenes königlichen Egoisten ruhte, den man Ludwig XIV. nannte, heiße etwas wie eine Ruchlosigkeit begehen.

Sie verließen die Pflanzschule, ihren Rosenstock mitnehmend, doch mit einer Angst, der der Kinder ähnlich, welche eine Rose auf einem Kirchhofe gepflückt haben.

Sobald sie aus dem Garten waren, vergaßen sie diese traurigen Gedanken, und einen letzten Blick auf die Pflanzschule werfend, die ihnen nur noch eine Art Wolke von Wohlgerüchen zusandte, die Sterne anschauend und alle Ausströmungen des Lebens, die sich um sie her erhoben, so zu sagen, einsaugend, dankten sie der Vorsehung für alle Wohlthaten, mit denen sie dieselbe in dieser unbeschreiblichen Frühlingsnacht überhäuft hatte!

XL.

Colomban.

Das Herz des jungen Bretagners, den wir Colombau genannt haben, war ein reiner Diamant mit vier Kanten: die Güte, die Sanftmuth, die Unschuld und die Redlichkeit.

Einige starke Geister des Collége hatten ihm den Beinamen Colombau der Einfaltspinsel zum Andenken an gewisse gute Thaten gegeben, wobei er der Bethörte gewesen.

Seine herculische Stärke hätte ihm wohl erlaubt, die bösen Zungen zum Schweigen zu bringen; doch er hatte für alle diese Kläffer dieselbe Verachtung, welche die Neufundländer und die Molossen auf dem St. Bernhard für einen türkischen Hund oder einen King-Charles haben.

Eines Tags jedoch fiel es einem armseligen, streitsüchtigen Bürschchen, einem jungen Creolen von Louisiana, der kürzlich erst ins Collége gekommen, als er sah, mit welcher unstörbaren Geduld Colombau, ohne das Gesicht zu verändern, die Schmähungen anhörte, mit denen er ihn seit einigen Augenblicken überhäufte; es fiel diesem Creolen ein, sagen wir, ihn, auf dem Rücken eines Großen reitend, von hinten an seinen blonden Haarlocken zu ziehen.

Wäre es eine Schäkerei gewesen, so würde Colombau nichts gesagt haben.

Doch es war ein Schmerz.

Es geschah dies während der Abendrecreation; man ging im Hofe der Turnanstalt umher.

Als er sich, unter dem Gelächter der ganzen Recreation, so grausam an den Haaren gezogen fühlte und einen heftigen Schmerz empfand, wandte sich Colombau um und packte, ohne das geringste Zeichen von Aufregung oder Zorn von sich zu geben, den Creolen am Kragen seines Rockes, riß ihn von den Schultern des Großen und trug ihn unter das Klettergerüst, wo ein Seil mit Knoten hing.

Hier befestigte er ihm das Seil um den Leib, und nachdem er sehr kalt diese Operation vollführt hatte, schleuderte er ihn, der Kopf und die Arme baumelnd, in den Raum, wo er sich mit einer wunderbaren Geschwindigkeit schaukelte.

Die anderen Schüler, welche nicht lachten, protestirten, doch sie protestirten vergebens.

Der Große, von dessen Schultern Camille Rozan, — so hieß der Creole, — gerissen worden war, trat hinzu und forderte Colombau auf, seinen Kameraden zu befreien.

Colombau zog aber ganz einfach seine Uhr, schaute darauf und sagte, während er sie wieder in die Tasche steckte:

„Noch fünf Minuten!"

Die Strafe währte schon fünf Minuten.

Der Große, der Colombau um einen Kopf überragte, sprang auf den Bretagner los; doch dieser faßte seinen Gegner um den Leib, hob ihn von der Erde auf, preßte ihn zusammen, um ihn zu ersticken, wie dies Hercules, nach dem, was man ihm in seinem Cursus der Mythologie gesagt, bei Antäos gethan, und legte ihn endlich auf den Boden, unter dem Beifallklatschen aller Schüler, welche schon im Collége sich immer auf die Seite des Stärkeren stellen lernten.

Colombau stützte sein Knie auf die Brust des Großen; dieser, der nicht athmen konnte, bat um Gnade;

doch der hartnäckige Bretagner zog abermals seine Uhr und sagte einfach:

„Noch zwei Minuten!“

Da erscholl ein Hurrah des Triumphes durch den ganzen Hof.

Während dieses Jubels nahm die dem Körper von Camille Rozan verliehene Bewegung ab, dauerte jedoch nichtsdestoweniger immer fort.

Nach Ablauf der fünf Minuten gab Colombau, der sein Wort so gewissenhaft hielt, als sein Landsmann Duguesclin, wieder den Athem dem Großen, welcher sich wohl hütete, seine Genugthuung zu nehmen, und band den streitsüchtigen Americaner los; dieser ging aus Wuth ins Krankenzimmer und blieb hier einen Monat mit Verrückung des Gehirnes im Bette.

Das Gelächter begleitete, wie man leicht begreift, den Rückzug des Creolen; Jeder beeiferte sich, Colombau Glück zu wünschen; Colombau gab sich aber den Anschein, als hörte er diese Lobeserhebungen nicht, nahm ruhig seinen Spaziergang wieder auf und wandte seinen Mitschülern den Rücken zu, nachdem er ihnen die brüderliche Warnung gegeben:

„Ihr seht, was ich zu thun vermag! Das erste Mal, daß Einer von Euch mich foppt, wird ihm dasselbe geschehen.“

Einen Monat lang hegte man ernste Besorgnisse für den kleinen Camille Rozan.

Derjenige aber, dessen Angst bis zur Verzweiflung ging, war der gute Colombau; er vergaß, daß ihn die Herausforderung in den Fall gerechter Selbstvertheidigung gesetzt hatte, und betrachtete sich als einzige Ursache dieses Fiebers.

Seine Verzweiflung verwandelte sich ganz natürlich in tiefe Freundschaft während der Genesung des jungen Menschen; er fühlte bald für den kleinen Camille die lebhafte Zärtlichkeit, welche die Starken für die Schwa-

chen, die Sieger für die Besiegten haben, — diese Zärtlichkeit, welche aus den göttlichsten Fibern des Herzens, ans der mildesten von allen Tugenden, dem Mitleid entspringt.

Allmälig wurde diese zufällige Zärtlichkeit eine wahre Zuneigung, eine beschirmende Freundschaft, wie die eines älteren Bruders für einen jüngeren.

Camille Rozan schien sich seinerseits aufrichtig Colombau anzuschließen, nur waren bei seiner Zuneigung zugleich die Furcht und die Sympathie betheiligt: seiner Schwäche war es angenehm, sich beschützt zu fühlen; zu gleicher Zeit setzte aber sein empörter Stolz eine unübersteigbare, obgleich unsichtbare Schranke zwischen ihn und seinen Beschützer.

Schwach und trotzig, war er jeden Tag der Gefahr ausgesetzt, von seinen Kameraden Lectionen der ähnlich, welche ihm Colombau gegeben, zu erhalten; doch dieser brauchte nur einen Schritt zu machen und mit seinem ruhigen Tone zu fragen: „Nun! was gibt es?" und die Drohung kehrte plötzlich wieder um.

Wie bei der Eiche, genügte es bei ihm, seine kräftigen Aeste auszustrecken, um das Rohr gegen den Sturm zu beschirmen.

Heranwachsend, schien Camille seinen Stolz zurückgedrängt und für Colombau nur noch eine aufrichtige Freundschaft bewahrt zu haben; er gab sie ihm unter tausend angenehmen Formen kund: Beide in abgesonderte Schlafsäle und getrennte Studienquartiere verwiesen, konnten sie sich nur in den Erholungsstunden sehen und sprechen; doch das Bedürfniß des Ergusses war so lebhaft bei dem Creolen, daß er, wenn er von seinem Freunde entfernt, sich nicht enthalten konnte, an ihn zu schreiben; sobald der briefliche Verkehr eröffnet war, bildete sich zwischen ihnen eine thätige und ununterbrochene Correspondenz, welche beinahe so zärtlich als die zwischen zwei Liebenden.

Die jungen Freundschaften, die sich zum ersten Male offenbaren, haben in der That die ganze Hitze einer ersten Liebe; wie eine Person, welche bis dahin einsam gelebt hat, wartet das Herz nur auf die Stunde der Freiheit, um in der Sonne den Schatz seiner innersten Gedanken erblühen zu lassen; es kommt dann aus zwei Herzen, welche in derselben Lage, ein Concert von Plaudereien hervor, das ziemlich ähnlich dem Geschwätze der Vögel in den ersten Frühlingstagen. Derjenige, welcher gleichsam ebenen Fußes in das Leben eingetreten ist und die Zaubereien der jungen, keuschen Göttin, die man die Freundschaft nennt, nicht kennen gelernt hat, ist zu beklagen! denn weder die leidenschaftliche Liebe der Frau, noch die selbstsüchtige Zuneigung des Mannes werden ihm die reinen Freuden enthüllen, welche die zwischen zwei sechzehnjährigen Herzen ausgetauschten geheimnißvollen Geständnisse geben.

Von diesem Augenblicke an waren also die zwei jungen Leute enge verbunden; und da Camille im nächsten Jahre in ein Quartier mit Colombau überging, so wurden sie Copains, nach dem technischen Ausdrucke des Collége, das heißt, sie bildeten eine Gemeinschaft von Allem, was sie besaßen, von den Federn und dem Papier bis zur Wäsche und dem Geld.

Schickte die Familie des Americaners Confituren von Gojaven und Conserven von Ananas, so schob Camille die Hälfte davon in die Truhe von Colombau; schickte der Graf von Penhoël einige gesalzene Eßwaaren von der Küste der Bretagne, so legte Colombau die Hälfte in das Pult von Camille Rozan.

Diese täglich an Zärtlichkeit zunehmende Freundschaft wurde plötzlich gebrochen durch die Abreise von Camille, den seine Eltern nach Louisiana in dem Augenblick zurückriefen, wo er seine Philosophie beendigen sollte. Man trennte sich unter zärtlichen Umarmungen,

und versprach sich einander wenigstens einmal alle vierzehn Tage zu schreiben.

Die drei ersten Monate hielt Camille das gegebene Wort; dann kamen seine Briefe nur noch von Monat zu Monat, dann von drei zu drei Monaten.

Was den treuen Bretagner betrifft, — er hielt gewissenhaft sein Versprechen, und nie gingen vierzehn Tage vorüber, ohne daß er seinem Freunde schrieb.

Am Tage nach der Nacht, die wir im vorhergehenden Kapitel zu schildern versucht haben, Morgens um zehn Uhr, brachte die alte Portière dem jungen Manne einen Brief, dessen geliebten Stempel er sogleich erkannte.

Der Brief war von Camille.

Er kam nach Frankreich zurück.

Sein Schreiben ging ihm um einige Tage voran.

Camille verlangte von Colombau, mit ihm in der Welt dasselbe gemeinschaftliche Leben wiederanzufangen, das sie im Collége geführt hatten.

„Du hast drei Zimmer und eine Küche," schrieb er: „mir die Hälfte Deiner Küche, mir die Hälfte Deiner drei Zimmer!"

„Bei Gott! ich glaube wohl!" antwortete laut der Bretagner, tief bewegt durch die unerwartete und unverhoffte Rückkunft des jungen Mannes.

Dann dachte er plötzlich, wenn sein theurer Camille komme, so brauche er ein Bett, eine Toilette, einen Tisch, und besonders ein Canapé, auf dem sich der träge Creole ausstrecken könne, um die schönen Cigarren zu rauchen, die er ohne Zweifel vom mexicanischen Meerbusen mitbringe, — und er stürzte aus dem Zimmer mit den zwei- bis dreihundert Franken Ersparnisse, die er besaß, um sich alle diese Dinge erster Nothwendigkeit zu verschaffen.

Auf der Treppe begegnete er Carmelite.

„Oh! mein Gott! wie glücklich sehen Sie diesen

Morgen aus, Herr Colombau!" sagte Carmelite, als sie die Freude auf dem Antlitz ihres Nachbars strahlen sah.

„Oh! mein Fräulein, ich bin glücklich, sehr glücklich!" erwiederte Colombau; „es kommt ein Freund von mir von America, von Mexico, von Louisiana an! ein Freund aus dem Collége, der theuerste von allen meinen Freunden!"

„Vortrefflich!" sagte das Mädchen. „Und wann kommt er an?"

„Ich kann Ihnen den Tag nicht genau sagen; doch ich wollte, er wäre schon hier."

Carmelite lächelte.

„Ah! ich wollte, er wäre schon da, wiederhole ich Ihnen, denn ich bin überzeugt, es würde Ihnen Vergnügen gewähren, ihn zu sehen und zu hören; es ist die lebendige Schönheit und Heiterkeit; nie, selbst in den Träumen der Maler, habe ich ein schöneres Gesicht gesehen . . . ein wenig weibisch vielleicht," fügte er bei, nicht um die Schönheit des Freundes zu vermindern, dessen Portrait er so offenherzig gemacht hatte, sondern einzig und allein, um in den Gränzen der Wahrheit zu bleiben; — „ein wenig weibisch; doch gerade diese Miene steht seiner ganzen Person bewunderungswürdig. Die Prinzen der Feenmährchen haben keinen anmuthigeren Kopf, die Studenten von Salamanca keinen so cavalièren Gang, und unsere Studenten in Paris keine so sorglose Leichtigkeit! Ueberdies . . . ah! das ist für Sie, die Sie die Musik lieben: überdies hat er eine bezaubernde Tenorstimme, und er bedient sich derselben wundervoll! Oh! Sie werden die alten Duette hören, die wir im Collége sangen. . . Und was die Musik betrifft, es kam mir heute Nacht, als ich Sie verließ, der Gedanke, Ihnen einen Vorschlag zu machen: Sie sagten mir, Sie haben in Saint-Denis die Musik studirt?"

„Ja, ich solfeggirte leidlich, und ich hatte, wie man mir sagte, eine schöne Altstimme. Als ich Saint-Denis verließ, bedauerte ich es auch, einmal, weil ich mich

von drei guten Freundinnen trennen mußte, woran mich Ihre Freundschaft für Herrn Camille Rozan erinnert, und sodann wegen meiner musikalischen Studien, die ich nicht fortsetzen konnte; mir scheint, durch Arbeit wäre ich eine gewisse Stärke zu erlangen im Stande gewesen."

„Nun, wenn Sie wollen," versetzte Colombau, „ich sage nicht, ich werde Ihnen Lectionen geben, ich bin nicht eitel genug hiezu, aber ich werde Sie studiren lassen: ohne selbst sehr stark zu sein, habe ich doch im Collége vortreffliche Grundsätze von einem alten deutschen Meister, Herrn Müller, erhalten; ich habe seitdem viel studirt, und ich stelle das Resultat meiner Kenntnisse zu Ihrer Verfügung."

Colombau hielt erschrocken inne: er hatte nie so viel gesagt; doch der, in seinem friedlichen Leben außerordentliche, Umstand der Ankunft seines Freundes Camille hatte ihn gewisser Maßen außer sich gebracht; er war entzückt, strahlend, berauscht, und das hatte ihm diese Kühnheit und Redseligkeit verliehen.

Carmelite nahm mit großer Dankbarkeit an; das Anbieten eines Vermögens wäre ihr nicht so angenehm gewesen, als dieser Vorschlag ihres jungen Nachbars, und sie war im Begriffe, ihm zu danken, als sie, die ersten Stufen der Treppe hinaufsteigend, den Dominicaner erblickte, der die Todtenwache bei ihrer Mutter vollzogen, und den sie seit jenem unglücklichen Tage schon mehrere Male zu seinem Freunde hatte kommen sehen.

Sie kehrte erröthend in ihr Zimmer zurück.

Colombau, seinerseits, schien ganz verlegen.

Der Mönch schaute Colombau erstaunt und mit einem Auge voller Vorwürfe an. Dieser Blick wollte besagen: „Ich glaubte alle Ihre Geheimnisse zu wissen, da ich Ihnen meine ganze Freundschaft gegeben habe; hier ist aber ein ziemlich wichtiges Geheimniß, von dem Sie mir nichts gestanden!"

Colombau erröthete wie das Mädchen; und den Ankauf des Zimmergeräthes auf später verschiebend, hieß er den jungen Mönch in seine Wohnung eintreten.

Nach fünf Minuten sah Dominique tiefer im Herzen seines Freundes, als dieser selbst darin sah.

Colombau hatte ihm übrigens Alles erzählt, — Alles, bis auf die letzte Nacht mit den reizenden Einzelnheiten, wovon sein Herz noch ganz berauscht war.

Colombau wegen dieser redlichen und keuschen Liebe tadelnd, wäre der Mönch im Widerspruche mit seinen Theorien über die allgemeine Liebe gewesen: denn er nannte die Liebe den Sinn für die Anderen, unter welcher Form sie sich auch offenbarte, den Knoten des Lebens, in dem er so das Leben mit einem Baume, die Liebe mit dem Knoten, aus dem das Blatt entsteht, und die Menschheit mit den Früchten, welche die Krone bilden, verglich.

Bruder Dominique sah also in dieser entstehenden, bis dahin dem jungen Manne unbekannten, Leidenschaft nur ein belebendes Fieber, dessen Symptome mehr beruhigend, als erschreckend waren.

Andererseits verzieh er Colombau, daß er nicht mit ihm von seiner Liebe gesprochen, da Colombau selbst den Zustand seines Herzens nicht kannte.

In dem Augenblicke, wo er erfuhr, er liebe, war der junge Bretagner darüber fast erschrocken.

Der Mönch lächelte, nahm ihn bei der Hand und sprach:

„Sie bedürfen dieser Liebe, mein Freund: sonst würde sich Ihre Jugend in einer apathischen Indolenz verzehren. Eine edle Leidenschaft, wie die, welche Ihr redliches Herz fassen muß, kann Ihnen nur Kräfte geben und Sie wiedergebären. Sehen Sie diese Gärten," fügte der Mönch auf die Pflanzschule deutend bei: „gestern um diese Stunde war die Erde vertrocknet, die Pflanzen schienen gelähmt, die Vegetation gehemmt; da ist der

Sturm losgebrochen und die Ambrosien sind aus der Erde hervorgekommen, die Wurzeln sind zu Stängeln, die Knospen sind zu Blumen und Blättern geworden. Liebe also, junger Mann! blühe und trage Früchte, junger Baum! nie werden glänzende Blumen, reife Früchte auf einem so grünen und kräftigen Baume gekeimt haben."

„Also, weit entfernt, mich zu tadeln, fordern Sie mich vielmehr auf, den Rathschlägen meines Herzens Gehör zu geben?"

„Ich lobe Sie, daß Sie lieben, Colombau! ich tadelte Sie, daß Sie Ihre Liebe vor mir verbargen, weil gewöhnlich die Liebe, die man verbirgt, eine strafbare Liebe ist. Ich kenne nichts Schöneres bei einem freien Menschen, als von seinem Herzen abzuhängen; denn eben so sehr als die Leidenschaft in einer gemeinen Seele den Menschen erniedrigen und entwürdigen kann, erhebt und heiligt sie die Menschheit. Wenden Sie die Augen gegen alle Punkte der Erde, mein Freund, und Sie werden sehen, daß es viel mehr die lebendigen Kräfte der Leidenschaft, als die Combinationen des Geistes sind, welche die Federn der Reiche in Bewegung gesetzt und die Welt erschüttert oder wiederbefestigt haben. So groß, so weit umfassend auch die Vernunft sein mag, sie ist immer ängstlich, besorgt, schläfrig und bereit, vor den ersten Hindernissen des Weges ihren Marsch einzustellen: unablässig bewegt, ist das Herz im Gegentheil rasch in seinen Plänen, fest in seinen Entschließungen, und kein Damm vermöchte sich dem Ungestüm seines Laufes zu widersetzen. Die Vernunft ist die Ruhe, das Herz ist das Leben. Die Ruhe in Ihrem Alter, Colombau, ist aber eine gefährliche Unthätigkeit, und eher als ich meine Kräfte in der Unthätigkeit, im Müßiggange verzehren und die kostbare Thätigkeit, die in mir kocht, nicht beschäftigen würde, würde ich wie Simson die Säulen des Tempels erschüttern, und sollte ich unter seinen Trümmern zermalmt werden."

„Und Sie können doch nicht lieben, mein Bruder,“ sagte Colombau.

Der junge Mönch lächelte traurig und erwiederte:

„Nein, ich kann nicht mit Ihrer irdischen, fleischlichen Liebe lieben, denn Gott hat mich für sich genommen, doch indem er mich der individuellen Liebe entzogen, hat er mir eine viel mächtigere Liebe gegeben: die Liebe für Alle! Sie lieben eine Frau glühend, mein Freund, ich, ich liebe die Menschheit leidenschaftlich! Damit Sie lieben, muß der Gegenstand Ihrer Liebe jung, reich sein und Sie durch Gegenliebe belohnen; ich, ich liebe im Gegentheil über Alles die Armen, die Schwachen, die Leidenden, und habe ich nicht die Stärke, diejenigen zu lieben, welche mich hassen, so beklage ich sie wenigstens! . . . Oh! Sie täuschen sich, Colombau, wenn Sie mir sagen, es sei mir verboten, zu lieben; der Gott, dem ich mich gegeben habe, ist die Quelle aller Liebe, und es gibt Augenblicke, wo ich, wie die heilige Therese, nahe daran bin, über Satan zu weinen, weil er das einzige Geschöpf, dem es nicht zu lieben erlaubt ist.“

Das Gespräch ging lange auf diesem fruchtbaren Boden fort, auf den es den Bruder Dominique geführt hatte; man ließ alle Eroberungen, die der Mensch den edlen Leidenschaften des Herzens verdankte, die Revue passiren, und nachdenkend ahnte Colombau allmälig, der Mönch habe zu dieser Stunde erst eine Ecke vom Schleier des Lebens vor seinen Augen aufgehoben: unter diesem Worte, das so befruchtend wie die großen Tropfen eines Sommerregens, fühlte er sich besser und würdiger, geliebt zu sein. Der Gedanke, das Mädchen theile vielleicht nicht seine Liebe, bot sich nicht einmal seinem Geiste; unter diesem Hauche der Wahrheit fühlte er seine Lunge behaglicher, und den ernsten, träumerischen Bretagner abstreifend, erschien er dem Mönche als ein enthusiastischer, leidenschaftlicher junger Mann; man hätte ihn für einen Dichter oder für einen Maler gehal-

ten; für einen Dichter, so sehr entlehnten seine Ausdrücke Bilder von der großen allgemeinen Poesie; für einen Maler, so sehr malte er eher, als daß er sie erzählte, seine Liebe mit den warmen Farben, die er aus seinem entflammten Herzen schöpfte.

Und ohne Zweifel würden sie den Tag mit dem Auspressen der Brüste dieser fruchtbaren Isis, die man die Liebe nennt, zugebracht haben, wäre nicht der Name Colombau, zweimal von einer frischen Stimme wiederholt, auf der Treppe ertönt.

„Oh!“ rief Colombau, „das ist die Stimme von Camille!“

Der fromme Bretagner hatte diese Stimme seit drei Jahren nicht gehört, und dennoch hatte er sie wiedererkannt.

„Colombau! Colombau!“ wiederholte die freudige Stimme.

Colombau öffnete die Thüre und empfing Camille in seinen Armen.

Nie schloß ein Blinder, es für seinen Freund haltend, das Unglück in einer so brüderlichen Umarmung an seine Brust.

XLI.

Camille.

Beim Anblicke von Camille, den er nicht kannte, zog sich der Bruder Dominique, trotz der dringenden Bitten von Colombau, um ihn zum Bleiben zu bewegen, discreter Weise zurück.

Camille folgte ihm mit den Augen, bis sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte.

„Ho! ho!“ sagte er mit einem komischen Ernst, „ein Römer hätte sich für gewarnt gehalten.“

„Wie so?“

„Hast Du das Sprüchwort der Alten vergessen: „„Solltest Du aus Deinem Hause tretend an einen Stein stoßen oder einen Raben links sehen, so kehre in Deine Wohnung zurück!““

Eine Wolke der Traurigkeit zog rasch und fast schmerzlich über das so offene, so freie, so heitere Gesicht von Colomban.

„Du bist also immer derselbe, mein armer Camille,“ sagte er, „und Dein erstes Wort ist eine Entzauberung für den Freund, der Dich seit drei Jahren erwartet?“

„Und warum dies?“

„Weil dieser Rabe, wie Du ihn nennst . . .“

„Du hast Recht, ich müßte ihn eine Elster nennen: er ist halb weiß, halb schwarz.“

Ein zweiter Schlag schien Colomban ins Herz zu treffen.

„Weil dieser Rabe oder diese Elster, wie Du sagst, einer der besten Menschen, eine der erhabensten Intelligenzen, eines der redlichsten Herzen ist, die ich kenne. Wirst Du ihn selbst kennen, so ist es Dir gewiß ärgerlich, daß Du ihn einen Augenblick mit jenen Priestern vermengt hast, welche gegen Gott kämpfen, statt für ihn zu kämpfen, und Du wirst die kindische Benennung, mit der Du ihn begrüßt, bereuen.“

„Ho! ho! immer ernst und sententiös wie ein Missionär, mein lieber Colomban!“ sagte lachend Camille. „Nun, es mag sein! ich habe Unrecht; Du weißt, daß dies meine Gewohnheit ist; ich bitte Dich um Verzeihung, wenn ich Deinen Freund verleumdet habe, — denn, nicht wahr, dieser schöne Mönch ist Dein Freund?“ fügte der Americaner mit minder spöttischem Tone bei.

„Und ein aufrichtiger Freund, ja, Camille," sprach ernst der Bretagner.

„Ich bereue meinen Spottnamen oder mein Beiwort, wie Du willst: doch Du begreifst, da ich Dich im Collége als einen ziemlich wenig frommen Menschen verlassen hatte, so konnte ich ein wenig erstaunt scheinen, als ich Dich in Conferenz mit einem Mönche fand."

„Dein Erstaunen wird aufhören, wenn Du Bruder Dominique kennen lernst. Aber," sprach Colombau, indem er Ton und Gesicht veränderte und seiner Stimme ihre liebkosende Milde, seiner Physiognomie ihr freundschaftliches Ansehen gab, „aber es handelt sich nicht um Bruder Dominique, sondern um Bruder Camille; der Eine ist mein Bruder Kraft Gottes, der Andere mein Bruder Kraft der Menschen. Du bist also hier! Du bist es! Umarme mich noch einmal! Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude mir Dein Brief bereitet hat, und welche Freude mir Deine Gegenwart gewährt und besonders gewähren wird, denn, nicht wahr, wir werden in Gemeinschaft leben, wie im Collége?"

„Mehr noch als im Collége," versetzte Camille fast so freudig als sein Freund. „Im Collége waren unserem gemeinschaftlichen Leben auf allen Seiten Fesseln angelegt; hier haben wir im Gegentheil weder tobende, noch verdrießliche Kameraden zu befürchten, und wir können unsere Tage damit zubringen, daß wir umherlaufen, Musik machen, ins Theater gehen, und unsere Nächte, daß wir plaudern, was uns im Collége sehr strenge verboten war.

„Ja," erwiederte Colombau, „ich erinnere mich der Plaudereien des Schlafsaales, — gute, theure Plaudereien!"

„Besonders die der Nächte vom Sonntag auf den Montag, nicht wahr?"

„Ja," sprach Colombau, mit einem halb traurigen, halb heiteren Lächeln der Erinnerung, „ja, die der Nächte

vom Sonntag auf den Montag besonders. Ich ging wenig aus, ich hatte keine Verwandte in Paris, ich blieb den ganzen Tag im Hofe des Collége mit meinen Gedanken und, — ich rühme mich dessen, — mit meinen Träumen eingesperrt. Und Du, als ein Herumschwärmer, erwachtest an diesem Tage am frühen Morgen wie eine Lerche, entflogst munter singend wie sie, und Gott weiß, auf welche reizende Nester Du niederfielst! Ich sah Dich immer ohne Neid, aber mit Bedauern weggehen und Du kamst doch zu mir beladen mit der Beute des Tages zurück, Du theiltest sie mit mir, und wir hatten für die ganze Nacht genug, Du, um die Erzählung Deiner leichtfertigen Freuden zu geben, ich, um sie anzuhören."

„Wir werden dieses Leben wiederanfangen, Colombau, und sei ruhig, weise, wie Du bist! thöricht, wie ich bin, werde ich noch mehr als eine Nacht damit zubringen, daß ich Dir die Abenteuer des Tages erzähle, denn ich habe dort gelebt wie ein wahrer Robinson, und ich hoffe wohl mein Pariser Leben wieder aufzunehmen, wo ich es verlassen habe."

„Die Jahre haben Dich nicht verändert," sagte freundlich, aber besorgt der ernste Bretagner.

„Nein! und sie haben mir besonders meinen guten Appetit gelassen. Sage mir, wo ißt man hier, wenn man Hunger hat?"

„Man hätte im Speisezimmer gegessen, wenn ich benachrichtigt gewesen wäre."

„Du hast also meinen Brief nicht erhalten?"

„Doch, aber erst vor einer Stunde."

„Oh! es ist wahr, in der That, er ist mit demselben Packetboot wie ich abgegangen, er ist im Havre mit demselben Packetboot wie ich angekommen, und er hat vor mir nur den Vorsprung der Post vor der Diligence. Ein Grund mehr, Dich zu fragen: „„Wo ißt man hier?""

„Mein lieber Colombau, es ist mir nicht unangenehm, daß Du Dich mit Robinson verglichen hast; das beweist mir, daß Du an Entbehrungen gewöhnt bist.“

„Du machst mich schauern, Colombau! keine Scherze dieser Art; ich bin kein Romanheld: ich esse! Ich frage Dich noch einmal: wo ißt man hier?“

„Hier, mein Freund, trifft man seine Anordnungen mit der Portière oder mit einer guten Frau aus der Nachbarschaft, die uns Kost in Bausch und Bogen gibt.“

„Ja, doch in außerordentlichen Fällen?“

„Man hat Flicoteaux.“

„Oh! der wackere Flicoteaux, Place de la Sorbonne! Flicoteaux besteht also immer noch? er hat noch nicht alle Beefsteaks gegessen?“

Und der Americaner rief:

„Flicoteaux! ein Beefsteak mit ungeheuer viel Kartoffeln!“

Dann nahm er seinen Hut.

„Wohin gehst Du?“ fragte Colombeau.

„Ich gehe nicht, ich laufe! ich laufe zu Flicoteaux. Läufst Du mit mir?“

„Nein.“

„Wie, nein?“

„Muß ich Dir nicht ein Bett zum Schlafen, einen Tisch zum Arbeiten, ein Canapé zum Rauchen kaufen?“

„Ah! was das Rauchen betrifft, — ich habe treffliche Cigarren von der Havanna! Das heißt, ich habe, wenn die Douane so gut sein will, sie mir zurückzugeben. Diese Herren Douaniers müssen hübsche Puros rauchen!“

„Ich beklage Dein Unglück, doch als Christ und nicht als Egoist: ich rauche nicht.“

„Du bist voller Laster, mein lieber Freund, und ich weiß nicht, wo Du eine Frau finden wirst, die Dich liebt.“

Colombau erröthete.

„Ist sie gefunden?“ sagte Camille. „Gut!“

Und Colombau die Hand reichend:

„Theurer Freund, meinen aufrichtigen Glückwunsch! Das ist also nicht wie bei der Kost? man findet Solches im Quartier! Colombau, Du kannst sicher sein, daß ich mich, sobald ich gefrühstückt, aufs Suchen lege. Ah! es thut mir leid, daß ich Dir nicht eine Negerin mitgebracht habe . . . Oh! verachte sie nicht, es gibt herrliche! doch die Douaniers hätten sie mir genommen; ausländisches Fabricat, confiscirt! . . . Kommst Du mit?“

„Nein, sage ich Dir.“

„Ah! es ist wahr, Du hattest nein gesagt. Warum hattest Du nein gesagt?“

„Leeres Hirn!“

„Leer? Du bist nicht der Ansicht meines Vaters, mein Vater behauptet, ich habe eine Krabbe im Hirn . . . Warum hattest Du nein gesagt?“

„Weil ich Deine Wohnung meubliren muß.“

„Das ist richtig. Meublire eiligst meine Wohnung, ich laufe, um meinen Magen zu meubliren. In einer Stunde Beide hier?

„Ja.“

„Willst Du Geld?“

„Ich danke, ich habe.“

„Gut, wenn Du keines mehr hast, wirst Du nehmen.“

„Wo dies?“ fragte Colombau lachend.

„In meiner Börse, wenn sich darin findet, mein Lieber. Ich bin sehr reich: Rothschild ist nicht mein Oheim, Laffitte ist nicht mein Pathe! Ich habe sechstausend Livres jährlich, fünfhundert Livres monatlich, sechzehn Franken dreizehn Sous und anderthalb Centimes täglich. Willst Du die Tuilerien, Saint-Cloud

oder Rambouillet kaufen? In meiner Börse sind drei Monate Vorschuß."

Hier zog Camille aus seiner Tasche eine Börse, durch deren Maschen man das Gold konnte funkeln sehen.

„Wir werden später hievon sprechen," sagte Colombau.

„In einer Stunde komm hierher zurück."

„In einer Stunde, abgemacht."

„Dann:

„Va mourir pour ton prince, et moi pour mon pays*)!" rief Camille.

Und er eilte die Stufen hinab, nicht in der Absicht, für seinen Fürsten zu sterben, wie so poetisch der Vers von Casimir Delavigne sagte, sondern um bei Flicoteaux zu frühstücken.

Colombau ging mit einem ruhigeren, mehr mit seinem Charakter harmonirenden Schritte hinab.

Sie sehen, lieber Leser, der spöttische Leichtsinn, mit dem Camille die wichtigsten Gegenstände behandelte, hatte sich sogleich bei seinem Eintritt bei Colombau durch das erste Wort, das er in Beziehung auf den Bruder Dominique gesprochen, geoffenbart.

Man beschuldigt die Franzosen, sie seien herzlos, leichtfertig, spöttisch.

Hier war es der Franzose, der den ganzen britischen Ernst zeigte, und der Americaner, der den ganzen französischen Leichtsinn hatte.

Wären nicht sein Alter, sein Gesicht, seine elegante Kleidung, seine ausgezeichnete Haltung gewesen, man hätte Camille für einen Pariser Gamin gehalten; er hatte den Witz, die Lebhaftigkeit, das treuherzige Gelächter und die Redeweise eines Solchen.

---

*) Stirb für Deinen Fürsten, ich sterbe für mein Vaterland!

Man mochte ihn immerhin in die Ecke eines Zimmers schieben, in eine Fenstervertiefung einsperren, zwischen zwei Thüren mauern und es hier versuchen, vernünftig mit ihm zu reden, eine ernste Idee in seinen Kopf zu bringen, — die erste Fliege riß ihn mit sich fort, und er war so wenig mehr beim Gespräche, als der auf der Straße Vorübergehende.

Er bot indessen den Vortheil, daß man nicht lange mit ihm zu sprechen brauchte, um seinen Charakter zu kennen; nach einer Conversation von fünf Minuten, wenn man nicht etwa ein Sieb im Geiste hatte, kannte man ihn durch und durch.

Sein Gesicht, seine Sprache, sein Gang, seine ganze Person enthüllten ihn.

Es war übrigens ein reizender Cavalier, wie ihn Colombau Carmelite angekündigt hatte.

Er hatte vor Allem einen herrlichen Kopf auf einem, ohne mager oder groß zu sein, schlanken Leibe von scheinbar zarter Complexion, weil er geschmeidig und anmuthig.

Seine Augen waren lang, lebhaft, von einem in das Kastanienbraune fallenden Schwarz, wahre Creolenaugen, sammetartig mit sechs Linien langen Wimpern.

Sein wundervoll schwarzes Haar umgab, wie ein Rahmen von Ebenholz mit bläulichen Reflexen, sein feines, leicht bräunlich gefärbtes Gesicht.

Die Nase war gerade, gut proportionirt, an die Stirne wie die Nase einer griechischen Statue angeschlossen.

Der Mund war klein, schön, frisch, mit ein wenig gegen außen gebogenen Lippen, Lippen, denen ein Kuß immer zu entschlüpfen bereit ist.

In seinem ganzen Aeußeren, in seiner Haltung, in seinen Manieren, sogar in seinem Anzuge, obgleich dieser reizende Vogel der Tropengegenden, dieser herrliche Schmetterling des Aequators vielleicht zu schreiende Hals-

binden, zu bunte Westen trug, Alles, bis auf seine Kleidung, sagen wir, hatte ein solches Ansehen von Distinction, daß ihn die ältesten Marquisen für einen Edelmann von altem Geschlechte gehalten hätten.

Seine launenhafte, coquette, glühende Schönheit bildete einen seltsamen Contrast mit der ernsten, strengen, ich möchte beinahe sagen, granitartigen Schönheit von Colombau.

Der Eine hatte die Stärke und die Schönheit des antiken Hercules, der Andere die Weichheit, die jugendliche Gracie, die Morbidezza von Castor, von Antinous und sogar von Hermaphroditos.

Wer immer Beide sich umschlungen haltend gesehen hätte, würde nicht begriffen haben, durch welche geheime Sympathien, durch welche mysteriöse Verwandtschaften dieser starke Mann und dieser schwache Jüngling sich gegenseitig in die Arme gezogen fanden; es waren nicht zwei Brüder, denn die Natur hat ein Grauen vor Unähnlichkeiten; — es waren also zwei Freunde.

Doch durch welche unbekannte Bande schlossen sich ihre zwei Herzen an einander an?

Wir haben es im vorhergehenden Kapitel gesagt; der Schutz, mit dem Colombau den jungen Menschen bedeckt hatte, war unmerklich eine tiefe Freundschaft geworden; statt sie auf die Einen und die Anderen zu zerstreuen, hatte Colombau in seinem Herzen die Reichthümer der Zuneigung vergraben, die er im Collége für Camille Rozan angehäuft.

Er nahm ihn also auf, man hat dies gesehen, wie ein Bruder seinen vielgeliebten Bruder aufnimmt, und was die Macht seiner Freundschaft beweist, ist der Umstand, daß er den ganzen Tag hindurch die neue Zuneigung vergaß, die ihm Bruder Dominique enthüllt hatte.

Er machte aus dem kleinen Salon, wo er die wenigen Kameraden aus dem Collége empfing, die ihn besuchten, das Schlafzimmer von Camille.

Da Colombau im Alcoven des anstoßenden Zimmers schlief, so waren sie nur durch eine Scheidewand getrennt, welche so dünn, daß man aus einer Stube Alles hörte, was in der anderen geschah oder gesagt wurde.

Colombau hatte zuerst die Tapezirer des Quartier Saint-Jacques besucht, hier aber hatte er, wie man weiß, nur nußbaumene Meubles gefunden, und Colombau, der auf einer angemalten Lagerstätte schlief, hatte begriffen, sein aristokratischer Freund werde nur Mahagonimeubles annehmen.

Er war allmälig die Rue Saint-Jacques hinabgegangen, hatte die zwei Arme der Seine überschritten und so die Rue de Cléry erreicht.

Dort hatte er gefunden, was er brauchte; ein Bett von Mahagoni, einen Schreibtisch von Mahagoni, ein Canapé und sechs Stühle ebenso.

Das kostete fünfhundert Franken.

Da dies gerade das Doppelte der Summe, die er besaß, so war er genöthigt, die Differenz zu entlehnen.

Was das Bettgeräth betrifft, so nahm er die zwei Matratzen, den Hauptpfühl und die Decke von seinem Bette, und behielt für sich den Strohsack, ein Kissen, das Leintuch und seinen Wintermantel.

Colombau kehrte ganz in Verzweiflung darüber zurück, daß er zwei Stunden später, als er gesagt, nach Hause komme. Seit zwei Stunden mußte Camille auf ihn warten.

Camille war zum Glücke nicht nach Hause gekommen.

„Ah! desto besser!" sagte Colombau zu sich selbst. „Der liebe Camille, er wird sein Zimmer bereit finden!"

Colombau wartete den ganzen Tag auf Camille.

Camille kam erst Abends um elf Uhr.

Colombau führte ihn ganz strahlend in sein Zimmer ein: er lächelte zum Voraus über das, was sein theurer Camille sagen würde.

„Uh!" sagte dieser, indem er in ein Gelächter ausbrach, „Mahagonimeubles? Mein Lieber, nur die Neger haben bei uns solche Meubles."

Colombau fühlte sich zum dritten Male im Herzen getroffen.

„Doch gleichviel, lieber Colombau," fügte Camille bei, „Du hast Dein Bestes gethan. Umarme mich und empfange meinen Dank."

Und er umarmte Colombau, ohne zu ahnen, wie wehe ihm die Anrede gethan, noch wie wohl ihm der Kuß thun sollte.

XLII.

Geschichte der Prinzessin von Vanvres.

Die ersten Tage verliefen mit Erinnerungen an die Vergangenheit und mit der Erzählung der verschiedenen Abenteuer, deren Opfer oder Held Camille gewesen war.

Alle Freuden dieser reichen, aber mitten in ihrem Reichthum egoistischen Natur kamen von der Befriedigung, wie alle ihre Traurigkeiten vom Mangel eines Vergnügens kamen.

Er war viel gereist; er hatte Griechenland, Italien, den Orient, America gesehen; seine Conversation mußte also voll Interesse für den Geist von Colombau sein, der begierig war, Alles zu erfahren, Alles kennen zu lernen.

Camille war aber weder als Gelehrter, noch als Künstler, noch in Handelsgeschäften gereist.

Er war als Vogel gereist, und jeder neue Wind

hatte von seinen Flügeln Alles bis auf den Staub des Landes, das er verließ, gestreift.

Eines war ihm jedoch auf seinen Reisen aufgefallen.

Dieses Eine, was ihm aufgefallen, waren aber weder die Monumente, noch die Landschaften, weder die Sitten, noch die Menschen, weder die Schönheiten der Kunst, noch die der Natur; nein! was ihn ergriffen, geblendet hatte, das waren die vielfachen Schönheiten der Frau in den verschiedenen Klimaten. Camille war mehr ein Mensch der Empfindungen, als der Eindrücke; seine Glückseligkeiten verbreiteten sich durch seinen ganzen Körper, doch sie überschritten nicht die Oberhaut: er nahm die Freude, das Glück, die Wollust, die Liebe, wie man ein Bad nimmt; er blieb mehr oder minder lang darein getaucht, je nachdem ihm das Bad mehr oder minder angenehm war.

Daraus ging hervor, daß Camille alle große Wälder, alle Urwälder, alle Savannen, alle Seen, alle Prairien, Griechenland mit seinen Ruinen, Jerusalem mit seinen Erinnerungen, den Nil mit seinen tausend Städten für den Kuß des ersten schönen Mädchens, dem er auf seinem Wege begegnet wäre, gegeben hätte.

Vergebens versuchte es Colombau mit einer Hartnäckigkeit, welche von seiner Naivetät zeugte, ihn zu bewegen, auf eine pittoreske oder interessante Weise von den verschiedenen Orten zu sprechen, die er durchlaufen: er blieb stumm; nicht als hätte es ihm an der Form gefehlt, um seine Eindrücke wiederzugeben: die Form war im Gegentheil zugleich bestimmt und poetisch; rief ihn aber sein Freund an die Ufer des Ohio oder in die große Moschee von Kairo, so kam ihm die Erinnerung an eine junge Indianerin mit der rothen Haut oder an eine schöne Griechin mit den schwarzen Augen in den Kopf, und die ernste Erzählung lief querfeldein.

Als er eines Tages mit Colombau von Griechenland sprach, von diesem classischen Lande, das mehr als

irgend ein anderes die Begeisterung des jungen Bretagners erregte, bat ihn dieser, nachdem er es vergebens versucht hatte, ihn zur Beschreibung aller der pittoresken Inseln, die er besucht, zu bestimmen, zur Beschreibung von Delos, Zea, Paphos, Cythere, Paros, Ithaka, Lesbos, Amathunt, diesen Blumenkörben des Jonischen Archipels, deren Namen allein zum Herzen alle jugendliche Strömungen jener antiken Poesie, woran sich der Geist mit fünfzehn Jahren tränkt, steigen machen; nachdem er ihn in allen ihren Einzelheiten seine Liebschaft mit einem jungen Mädchen der Dardanellen, unter den Oleandern von Abydos, hatte erzählen lassen; — eines Tags, sagen wir, bat ihn Colombau inständig, ernst mit ihm von Athen zu sprechen und ihm zu sagen, was sein Eindruck bei seiner Ankunft in dieser großen Stadt gewesen, nach der sie mit einander durch den Archipel der Bänke des Collége gereist.

„Ah! Du willst, daß ich mit Dir von Athen rede?" fragte Camille.

„Ja, Du sollst mir sagen, was Du davon denkst."

„Was ich von Athen denke? . . . Teufel! Ich habe Dir hierüber nichts zu sagen."

„Wie, Du hast mir hierüber nichts zu sagen?"

„Nein . . . Ei! Du kennst Montmartre, nicht wahr? Nun, es ist auf einer Anhöhe wie Montmartre, nur beherrscht diese Anhöhe den Piräus."

Camille, sein Geist, sein Temperament, sein Charakter lagen ganz in dieser Schätzung von Athen.

Er betrachtete die ernstesten Seiten des Lebens mit derselben Gleichgültigkeit und demselben Leichtsinn.

Und dennoch wird man bei Gelegenheit sehen, welche Schätze von Erinnerungen zuweilen in seinem Gedächtniß der vergeßliche Creole wiederfand.

Eines Tags sagte Colombau, das heißt der Schauspieler, der in der Komödie des Daseins von Camille

die Rolle des Moralisten spielte, — Colombau sagte zu ihm:

„Höre, Camille, Du kannst nicht so nichsthuend bleiben. Mache Dir Vergnügen, so viel Du willst, wenn es Deine Gesundheit aushält, das ist Deine Sache; doch das Vergnügen ist nicht der Zweck des Lebens; der Zweck des Lebens, der wahre Zweck ist die Arbeit; Du mußt also darauf bedacht sein, etwas zu thun. Jede Beschäftigung wird Dir überdies das Vergnügen theurer machen; und dann ist Dein Vermögen nicht so groß, daß es Dir nicht eines Tags unzulänglich scheinen sollte, wenn Du heirathest und Frau und Kinder hast. Nimmst Du gleich beim Eintritt ins Leben die Gewohnheit des Müßiggangs an, so wirst Du nicht mehr im Stande sein, Dir das abzugewöhnen; Du wirst nirgends mehr empfangen werden, denn Deine Ruhetage werden die Arbeitsstunden der Andern sein. Hättest Du einen beschränkten Geist, eine schwache Einbildungskraft, so ließe ich Dich vielleicht nach Deinem Belieben gehen; doch Du hast ganz im Gegentheil herrliche Anlagen, wunderbare Fähigkeiten . . . Was kannst Du thun? Ei! mein Gott! ich weiß es wie Du nicht! Wir werden darüber reden, wenn Du willst; doch mittlerweile erkenne ich bei Dir eine für alle Arbeiten, sowohl für die Werke der Kunst, als für die der Wissenschaft, geeignete Intelligenz; Du kannst einen guten Advocaten, einen guten Arzt, einen guten Compositeur geben; Du hast die Erhabenheit der Musik: ich habe mehrere von den Melodieen, die Du im Collége gemacht, aufbewahrt, und in einer Entfernung von fünf Jahren habe ich in diesen Melodien Motive von bewunderungswürdiger Frische und Originalität gefunden. Wähle also um Gotteswillen ein Gewerbe! treibe Jurisprudenz oder Medicin; werde ein Gelehrter oder ein Künstler; werde aber Etwas! Ich weiß nicht, wie ich Dich leiten soll; ich kenne Deine Neigungen nicht seit der langen Zeit, daß Du mich verlassen hast; doch glaube

mir, mein lieber Camille, es ist besser, Du thust irgend eine Arbeit, und wäre sie auch nicht nach Deinem Geschmacke, als Du thust keine."

„Ich werde hieran denken," erwiederte Camille, welcher aussah, als hätte er eben so viel Lust, zu denken, als sich zu henken.

„Glaubte ich Dir so theuer zu sein, als Du es mir bist," fuhr Colombau mit einem unstörbaren Ernste fort, „so würde ich Dich mit dem Verluste meiner Freundschaft bedrohen, wählst Du nicht irgend einen Stand. Bruder Dominique nennt den Menschen, der nicht arbeitet, einen unredlichen Menschen, und er hat Recht."

„Es ist gut," sprach Camille halb heiter, halb ernst: „man wird ihn wählen, Deinen Stand. Ich denke bei mir selbst hieran, ohne daß ich das Ansehen habe, doch im Grunde denke ich nur hieran: so frage ich mich alle Abende, wenn ich mich auskleide, aus welcher geheimnißvollen Ursache meine Hosenträger, welche am Morgen flach und gerade auf meinem Rücken liegen, am Abend wie Kabel zusammengerollt und verkrümmt seien. Nun, mein lieber Freund, diese Wahrnehmung hat mich tiefe Reflexionen machen lassen, und ich glaube, es wäre ein philanthropisches Werk, eine Verbesserung in der Verfertigung der Hosenträger herbeizuführen."

Colombau gab einen Seufzer von sich.

„Ah! Colombau," sagte Camille: „seufze nicht so wegen eines Scherzes. Was Teufels wirst Du bei einem Unglücke machen? . . . Morgen lasse ich mich bei der Rechtsschule einschreiben; ich kaufe einen Codex und lasse ihn in Chagrin binden, damit er ein rührendes Emblem desjenigen sei, welchen ich Dir verursacht *)."

„Camille! Camille!" rief Colombau. „Du bringst

---

*) Ein unübersetzbares Wortspiel: chagrin eine Art von Leder, le chagrin der Kummer.

mich in Verzweiflung, und ich befürchte, Du wirst nie ein Mann."

Camille sah, daß er das Gespräch auf ein anderes Terrain überführen mußte, oder der Dialog würde sich zur Melancholie hinwenden.

„Ah! Du befürchtest, ich werde nie ein Mann!" sagte er; „in jedem Falle ist diese Furcht nicht die Deiner Wäscherin."

Colombau schaute Camille mit der Miene eines Menschen an, zu dem man mitten in der Conversation plötzlich in einer fremden Sprache spricht.

„Meine Wäscherin?" versetzte er.

„Ah! mein Schalk, Du sagtest mir nichts davon, daß Du die Hände mit dieser Seife waschest! . . Teufel! mein Herr Doctor, mein Herr Weiser, mein heiliger Hieronymus hat eine achtzehnjährige Wäscherin, der man wegen ihrer bezaubernden Schönheit einstimmig den Namen: die Prinzessin von Vanvres und die Königin der Mi-Carême *) gegeben! Nun kommt sein bester Freund aus den Urwäldern von Amerika zu ihm mit einem aus eben diesen Wäldern entlehnten Ueberflusse an Saft, und der Herr wird zum Verräther an den ersten Pflichten der Gastfreundschaft, indem er vor seinem Gaste seine kostbarsten Schätze verbirgt. Ventre-Mahon! wie, ich weiß nicht, welche Person von Walter Scott sagt, verstehen Sie so die elementarsten Regeln der Gemeinschaft, und ist nicht eine Art von Verrath in Ihrer Geheimnißkrämerei?"

„Mein Freund," erwiederte Colombau, „Du magst mir glauben, wenn Du willst, doch ich kenne nur sehr wenig das Gesicht meiner Wäscherin."

„Du kennst das Gesicht Deiner Wäscherin sehr wenig?"

---

*) Mitte der Fasten.

„Ich schwöre es Dir.“

„Dann ist es wohl der Mühe werth, ein solches Gesicht zu haben, damit ein dreijähriger Kunde, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren gar nicht darauf merkt; denn ich habe sie gefragt, wie lange Du ihr Kunde seist, und sie antwortete mir: „„Drei Jahre!““

„Das ist möglich,“ versetzte Colombau, „ich habe keinen Grund, die Wäscherin zu wechseln, wenn meine Wäscherin gut wäscht.“

„Und wenn sie hübsch ist!“

„Camille, es gibt gewisse Frauen, um deren Schönheit oder Häßlichkeit ich mich nie bekümmere.“

„Seht doch den Herrn Vicomte von Penhoël! . . Du Aristokrat! . . Herr von Béranger mit seiner Lisette ist also ein Pöbelmensch? Wer war denn Lisette, wenn nicht die Wäscherin von Herrn von Béranger? Ah! es ist wahr, Herr von Béranger hat ein Lied gemacht, in welchem er sagt, er sei nicht adelig, sondern gemein, sehr gemein: das erklärt Lisette, Frétillon, Suzon. . . Doch Herr Colombau von Penhoël, Teufel!“

„Was willst Du, Camille? es ist so.“

Camille erhob die Arme mit einem komischen Mitleid zum Himmel.

„Es ist so?“ sagte er. „Wie! das höchste Wesen strengt sich an, um vor Deine Augen alle Wunder der Schönheit verkörpert in einem einzigen Geschöpfe zu stellen, und Du, Heide, behauptest, Du habest etwas Wichtigeres zu thun, als dieses Meisterwerk zu betrachten! Würde der selige Raphael die Fornarina mit derselben Verachtung behandelt haben, wie Du die Prinzessin von Vanvres, so hätten wir die Madonna della Sedia nicht, Unglücklicher! Und wer war die Fornarina? Eine Wäscherin, welche ihre Wäsche in der Tiber wusch. Sage nicht nein: ich habe mich im Hafen der Ripetta erkundigt.“

„Gut, es mag sein: ich gebe Alles dies zu. Nun

sage: woher kennst Du meine Wäscherin, wo hast Du sie gesehen?"

„Ah! dahin wollte ich Dich führen! Die Schlangen der Eifersucht zerreißen Dir die Brust, nicht wahr?"

„Du bist ein Narr!" erwiederte Colombau die Achseln zuckend.

„Du gibst mir Dein Wort, daß Dich die Prinzessin von Vanvres nicht besonders interessirt?"

„Oh! das versichere ich Dir, so wahr ich ein Edelmann bin."

„Dieser Fee des Gewässers, dieser Najade der Seine den Hof machen, hieße also nicht auf Deinen Gütern jagen?"

„Nein, hundertmal nein!"

„Dann höre aufmerksam; ich fange an:

„Geschichte des ersten Zusammentreffens von Guillaume Felix Camille von Rozan, Creolen von Louisiana, mit Ihrer Hoheit Mademoiselle Chante-Lilas, Prinzessin von Vanvres, Wäscherin im Fürstenthum Vanvres.

„Es war gestern . . . Ein Romanendichter würde sagen, es war an einem blendenden Nachmittage des Monats Mai; doch dieser Romanendichter würde Dich betrügen, mein Lieber, denn es regnete gewaltig, wie Du weißt, da Du den Regenschirm mitgenommen; ein Grund, der mich in Betracht der Entfernung der Fiacres, welches Beförderungsmittel man nur in den civilisirten Ländern findet, verhinderte, auszugehen, während Du in der Rechtsschule warst. Ich beklage mich nicht hierüber, denn das machte, daß ich in Deiner Abwesenheit das Vergnügen hatte, die Wäscherin zu empfangen, welche hier ganz durchwässert wie der Wein im Collége ankam. . . Du erinnerst Dich unseres Ueberflusses? . . . Nun, so war die Prinzessin von Vanvres durchwässert. Mein erster Gedanke, als ich sie so naß sah, war, — bewundere meine Philosophie! — mein erster Gedanke

war, einen zweiten Regenschirm zu kaufen; denn, — behalte dieses Axiom wohl, Colombau, — so unnütz zwei Regenschirme sind, wenn das Wetter schön ist, ebenso unzulänglich ist ein Regenschirm, wenn das Wetter schlecht ist, und man geht Jeder seinerseits."

„Doch das ist ein Detail.

„Deine Wäscherin kam also in Deine Arche, eine weiße Taube! nur kam sie am Anfange der Sündfluth, so daß sie, als sie von Deinem Zimmer aus sah, welches Wetter außen herrschte, und wie das Gewässer, nach dem Worte der Bibel, auf Erden wuchs, daß alle hohen Berge bedeckt wurden, kein Bedenken trug, das Anerbieten, für den Augenblick hier zu verweilen, das ich ihr machte, anzunehmen.

„Laß hören, Colombau, was hättest Du an meiner Stelle gethan? . . Sprich offenherzig."

„Ei! fahre in Deiner Erzählung fort, ungezogener Junge!" erwiederte Colombau, den das Geschwätze dieses Spottvogels unwillkürlich belustigte.

„Offenbar hättest Du, wenn ich Dich gut kenne, entweder die Wäscherin sich ganz und gar mit Wasser füllen lassen, oder wenn Du menschlich genug gewesen wärest, ihr Dein Dach anzubieten, so würdest Du ihr den Rücken zugewandt und sie so der Reize Deines Gesichtes beraubt haben; oder Du hättest wieder angefangen zu lesen und sie des Zaubers Deiner Conversation beraubt. Das hättest Du gethan, nicht wahr? unter dem Vorwande, Herr Edelmann, es gebe Frauen, welche keine Frauen für Sie seien! Ich, ich bin nur ein Wilder; ich habe auch gethan, was der Indianer in seinem Wigwam, der Araber unter seinem Zelte thut: ich habe gewissenhaft alle Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt. Die erste, der ich mich, nach einigen kleinen Redensarten, entledigen zu müssen glaubte, war die, daß ich sie ihr Halstuch ablegen ließ, in Betracht, daß es von der Ecke genannten Halstuches auf ihren Rücken rieselte, wie vom

Fischbeine eines Regenschirmes; ohne diese mildthätige Vorsichtsmaßregel hätte die Prinzessin von Vanvres unfehlbar einen heftigen Katarrh bekommen, und das würde ich mir bitter zum Vorwurfe gemacht haben! . . . Ah! ich sehe von hier aus den schlimmen Gedanken, der Dich sticht, wie Meister Amyot sagt. . . Nun wohl, nein, ich hatte keine böse Absicht, und ich kann, wie Hippolyt, sagen, der Tag war nicht reiner als der Grund meines Herzens! Der Vers ist nicht da, und hierüber bin ich entzückt: ich habe die Verse nie leiden können. Es geschah, ich wiederhole es Dir, aus reiner Menschenliebe, und zum Beweise dient, daß ich ihr, die eisige Kälte Deines Zimmers für sie befürchtend, ein Foulard bot, das sich auf Deinem Stuhle fand.

„Wie! Herr Tartuffe hätte es hoffentlich nicht besser gemacht?

„Es war Dein weißes Foulard, das schönste von allen Deinen Foulards! ich muß Dir sogar sagen, daß es die Prinzessin mitgenommen hat, im Glauben, es gehöre ihr.

„Doch das ist abermals ein Detail.

„Sobald sie in dieser Hinsicht geschützt war, bot ich ihr einen Stuhl an, doch zu ihrem Ruhme muß ich bemerken, daß sie sich weigerte, sich darauf zu setzen, nicht als ob sie, die Prinzessin von Vanvres, sich unwürdig erachtet hätte, vor dem Demüthigsten ihrer Diener Platz zu nehmen, sondern, weil sie, ganz triefend, wie sie war, den Utrechter Sammet Deines Mobiliars zu beschädigen befürchtete. . . Ich glaubte das wenigstens aus der Art zu errathen, wie sie, nach einigen Manieren, einen Platz an meiner Seite auf dem Canapé nahm, das ihr, mit einem Zwilchüberzuge bekleidet, keine Gefahr zu laufen schien.

„Und was Du mir nun nicht wirst glauben wollen, o Colombau! Du, der Du die Lisetten leugnest, die Frétillons geringschätzst und die Suzons von Herrn von

Béranger verachtest, ist, daß wenn man unter dem 86° 40′ — 92° 55′ westlicher Länge und dem 29° — 33° nördlicher Länge geboren ist, nicht ungestraft neben einem hübschen Mädchen sitzt, und wäre dieses Mädchen eine Wäscherin; siehst Du, Colombau, es entsteht zwischen ihr und uns ein gewisses Etwas, das dem gleichkommt, was unser Professor der Physik im Collége die elektrischen Strömungen nannte. Diese Strömungen, — Du weißt das nicht, Don Sokrates, König der Weisen! — diese Strömungen machen in zehn Minuten im Gehirne tausend muntere Gedanken keimen, wachsen und blühen, welche nie ein Artikel des Codex, so hinreißend er auch sein möchte, sich erschließen machen würde.

„Ein Gedanke dieser Art, lieber Freund, trieb mich an, zu ihr zu sagen:

„„Prinzessin von Vanvres, bei meiner Ehre, ich finde Eure Hoheit bezaubernd!““

„Und es war ohne Zweifel ein ähnlicher Gedanke, der sie wie eine Klapperrose erröthen machte.

„So unschuldig Du bist, mein lieber Colombau, brauche ich Dir doch nicht zu sagen: eine Frau, je mehr sie erröthet, desto schöner ist sie. Die Prinzessin von Vanvres war also die Schönste der Prinzessinnen, und mein Kopf fing an sich zu drehen, als sich zum Glücke meine Augen, die sich mit meinem Kopfe drehten, auf das weiße Foulard hefteten, welches ihr Halstuch ersetzt hatte.

„Dieses Foulard, Freund, gehörte Dir; ich wußte nichts von Deiner Antipathie gegen die Feen, die Najaden, die Wassernixen; ich befürchtete zum Verräther an der Freundschaft zu werden, und diese Furcht hielt mich am Rande des Abgrundes zurück.

„Du schwörst mir nun, daß Dir die Prinzessin von Vanvres fremd ist: sehr gut! da ich vom Lande der Abgründe bin, so fürchte ich diese nicht. Es biete sich die Gelegenheit, und ich werde mich ganz sicher hinabgleiten lassen!“

Als dieser Redeschluß beendigt war, wollte Colombau einige Bemerkungen machen; doch Camille fing an mit reizender Stimme zu singen:

Lisette, ma Lisette,
Tu m'as trompé toujours;
Mais vive la grisette!
Je veux, Lisette,
Boire à nos amours *)!

Und bei den Tönen dieser harmonischen, klangvollen, zauberhaften Stimme, welche die geheimsten Fibern des Herzens schauern machte, wußte Colombau nichts Anderes mehr zu thun, als Beifall zu klatschen.

XLIII.

Die Eiche und das Schilfrohr.

Diese Erzählung vom ersten Zusammentreffen von Camille mit der Prinzessin von Vanvres, eine Erzählung, die wir nicht nur in ihrem Ganzen, sondern auch in ihren Einzelheiten zu wiederholen versucht haben, wird besser als alle Analysen, die wir hätten machen können, einen Begriff vom Charakter von Camille, einem Charakter voll Sorglosigkeit und Heiterkeit, geben.

*) Lisette, meine Lisette, Du hast mich immer betrogen; doch es lebe die Grisette! Ich will, Lisette, auf unsere Liebschaft trinken!

Diese Heiterkeit, welche unter Männern nicht gerade immer von einem sehr geläuterten Geschmacke war, wirkte jedoch auf den ernsten Bretagner ungefähr wie die Schönthuereien einer Katze oder das Geschwätz eines Papageis gewirkt haben würden; Camille fing immer damit an, daß er Unrecht hatte, und endigte immer damit, daß er Recht hatte.

Es gab indessen einen Punkt, an welchem seine Beharrlichkeit scheiterte.

Das regelmäßige, sogar monotane Leben, das Colombau führte, war nicht gerade das ideale Leben, das Camille geträumt hatte; er fühlte sich auch unbehaglich und beengt in diesem friedlichen Winkel. Die Mobilien des Bretagners flößten ihm jene Art von Angst ein, welche einem jungen Manne ohne Beruf der Anblick seiner Zelle beim Eintritt in ein Kloster einflößen muß.

Als Colombau eines Tags von der Schule zurückkam, fand er oben an seinem Bette einen Todtenkopf mit zwei Knochen im Kreuze befestigt und darüber die tröstlichen Worte:

Camille, man muß sterben!

Der ernste, nachdenkende Geist des jungen Mannes erschrak durchaus nicht vor dieser finstern Maxime, und er ließ über seinem Bette die trübselige Zierrath, welche Camille hier angebracht hatte.

So dünstete diese, in den Augen von Colombau so lachende, Wohnung für Camille die Miasmen des Seminars aus; Alles reizte ihn auf, Alles stimmte ihn traurig, bis auf das poetische Grab der la Vallière, das Colombau und Carmelite so viel träumen gemacht hatte: dieses ewige Bild des Todes, das er vor den Augen hatte, ein tröstliches Bild für eine fromme Seele, empörte ihn und gab ihm die bittersten Sarkasmen ein.

„Warum,“ sagte er zu Colombau, „warum kaufst

Du nicht sogleich eine Concession auf einem Kirchhofe? Ließest Du die Wände mit einem schwarzen Tuche mit silbernen Thränen behängen, so hättest Du Dein Leben lang eine Behausung von toller Heiterkeit, und Du könntest sie selbst nach Deinem Hinscheiden bewohnen."

Zwanzigmal machte er Colombau den Vorschlag, das, was er ihre Einkerkerung nannte, gegen eine Wohnung in Paris, oder wäre es sogar in den Vorstädten von Paris, wie die Rue de Tournon oder die Rue du Bac, zu vertauschen.

Nie wollte sich Colombau hiezu herbeilassen.

Dann hörte Camille, wie einem Geiste der Fügsamkeit nachgebend, auf, vom Ausziehen zu sprechen, aber er fuhr fort durch unabläßige Witze und Einfälle gegen ihre mönchische Einklosterung nach diesem Ziele hinzustreben. Obgleich ungeduldiger Natur, hatte er aber, wenn er einen Widerstand fand, der stärker als sein Wille, eine Geschmeidigkeit in den Wirbelbeinen seiner Einbildungskraft, wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken, die ihm die Leichtigkeit der Natter, durch die engsten Ausgänge durchzukommen, verlieh; er temporisirte also und versuchte es, unter dem Hindernisse, das er nicht umzustürzen vermochte, hinzuschlüpfen, wobei er sich, so oft sich die Gelegenheit bot, die ergebene Freundschaft von Colombau, seine Schwäche gegen das verzogene Kind zu Nutze machte; alle seine Bestrebungen waren aber auf den einzigen Punkt gerichtet, so schnell als möglich das Quartier Saint-Jacques zu verlassen.

Zu seinem Unglücke, abgesehen vom hohen Preise der Hausmiethe in einem anderen Quartier, welcher Preis das Gleichgewicht des Budget von Colombau gestört hätte, abgesehen davon, daß dieser einsame Aufenthaltsort dem emsig seinen Studien obliegenden Bretagner trefflich zusagte, — zum Unglücke für Camille, sagen wir, widerstrebte es Colombau, diese Wohnung zu verlassen,

wo ihm zum ersten Male die Liebe unter ihren frischesten Farben erschienen war.

Den Leichtsinn von Camille befürchtend, hatte er es nicht gewagt, ihm das Geheimniß anzuvertrauen, von dem sein Herz voll war; daher kam es, daß die Hartnäckgkeit von Colombau, weder seine Wohnung, noch sogar das Quartier zu verlassen, ein Räthsel für den Americaner blieb.

Camille war mehr als einmal Carmelite begegnet, mehr als einmal hatte der feurige Creole die köstliche Schönheit seiner Nachbarin bewundert und Colombau über diese reizende Betrübte befragt; — in Trauer um ihre Mutter, war Carmelite schwarz gekleidet; — doch Colombau hatte nur kurz geantwortet:

„Die Trauer, die diese junge Person trägt, ist die um ihre Mutter, ich hoffe, ihr Schmerz wird sie in Deinen Augen ehrwürdig machen."

Und Camille hatte nicht mehr von Carmelite gesprochen.

Nur eines Tages, als er von Paris zurückkam, wie er sagte, setzte sich der Creole breit in einen Lehnstuhl, zündete eine Havanna an und begann folgende Erzählung:

„Ich komme vom Luxembourg . . ."

„Sehr gut!" sagte Colombau.

„Ich bin unserer Nachbarin begegnet."

„Wo dies?"

„Ich kehrte nach Hause zurück, als sie ausging."

Colombau schwieg.

„Sie hielt ein Päckchen in der Hand."

„Nun, was siehst Du hierin Interessantes?"

„Warte doch."

„Ich warte, wie Du bemerkst."

„Ich fragte den Concierge, was sie in ihrem Päckchen habe."

„Warum dies?"

„Um es zu wissen.“

„Ah!“

„Er antwortete mir: „„Hemden.““

Colombau schwieg.

„Weißt Du aber, für wen diese Hemden sind?“ fuhr Camille fort.

„Ei! ich denke für eine Weißzeughandlung.“

„Für die Hospitäler und die Klöster, mein Lieber!“

„Armes Kind!“ murmelte Colombau.

„Da fragte ich Marie Jeanne . . .“

„Wer ist das, Marie Jeanne?“

„Deine Portière! Du wußtest nicht, daß Deine Portière Marie Jeanne heißt?“

„Nein!“

„Wie! und Du bist seit drei Jahren im Hause?“

Colombau machte eine Bewegung mit den Augen, dem Munde und den Schultern, welche besagen wollte: „In welcher Beziehung interessirt es mich, daß meine Portière Marie Jeanne heißt?“

„Nun!“ sprach Camille, „das ist Dein Charakter, doch es handelt sich nicht um dieses . . . Ich fragte also Marie Jeanne: „„Wie viel kann diese schöne junge Person damit verdienen, daß sie Hemden für die Klöster und die Hospitäler macht?““ Weißt Du, was sie verdient?“

„Nein,“ erwiederte Colombau, „doch sie muß wenig verdienen.“

„Einen Frank für das Hemd, mein Lieber.“

„Oh! mein Gott!“

„Weißt Du aber, wie viel Zeit sie braucht, um ein Hemd zu machen?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Es ist wahr, ich vergaß, daß Du nicht neugierig bist. Nun wohl, mein Lieber, sie braucht einen ganzen Tag, um ein Hemd zu machen, und noch indem sie wie eine Negerin hackt, das heißt von sechs Uhr Morgens

bis zehn Uhr Abends arbeitet, und will sie dreißig Sous verdienen, — gerade so viel, um ihr Essen zu haben, begreifst Du? — so muß sie die Nacht dazu verwenden."

Colombau wischte den Schweiß ab, der auf seiner Stirne perlte.

„Ist das nicht erschrecklich?" fuhr Camille fort. „Antworte, Granitherz! Ist es möglich, daß Geschöpfe des guten Gottes, schön, jung, von ausgezeichnetem Wesen, dieses Leben der Lastthiere führen?"

„Du hast Recht, Camille, sehr Recht!" sprach Colombau, beinahe ebenso bewegt durch die Empfindsamkeit seines Freundes, als durch die Armuth des Mädchens, „und ich weiß Dir Dank für Deine Rührung zu Gunsten der fleißigen Frauen, dieser frommen im Dunklen Waltenden, welche in den Augen Gottes durch ihre beharrliche Arbeit den Müßiggang der Andern sühnen."

„Gut! das sagst Du wohl in Beziehung auf mich? Meinen Dank! . . . Doch gleichviel! Ueberdies bin ich auch Deiner Ansicht. Wie! — das ist eine Schändlichkeit, bei meinem Ehrenwort! — die Frau . . . die Frau, welche Gott in die Welt gesetzt hat, um die Glückseligkeit des Mannes zu bilden, um seine Kinder zu schaffen, zu nähren, zu erziehen; dieses Geschöpf, geknetet aus Rosenblättern, Blumenduft und Thautropfen; dieses Geschöpf, dessen Lächeln für das Herz des Mannes ist, was der Sonnenstrahl für die Natur; dieses Geschöpf ist im Lohne der Klöster und der Hospitäler um einen Frank im Tage! Rechnet man die Sonntage und das Feiern ab, so macht das kaum dreihundert Franken jährlich! . . . Da nun, um die Wohnung ihrer Mutter zu behalten, Deine Nachbarin Carmelite . . . Wußtest Du, daß sie Carmelite heißt?"

„Ja!"

„Da Deine Nachbarin Carmelite hundert und fünfzig Franken Miethe bezahlt, so bleiben ihr für die Kleidung, die Heizung, die Kost hundert und fünfzig Fran-

ken jährlich, das heißt ein und vierzig Centimes täglich, wenn sie nicht etwa die Nacht zubringt wie den Tag, und diese Nachtarbeit würde ihr dann höchstens fünfzig Franken mehr eintragen! . . . Und wenn ich bedenke, daß ein Wesen wie ich, meines Gleichen, — nur daß sie schöner ist, als ich, — zu einer solchen Marter verdammt sein soll! . . . Aber, mein Freund, es gibt keine menschliche Gerechtigkeit, und man muß eine Revolution machen, um Alles dies zu ändern!“

„Ich glaube,“ sagte Colombau, „sie hat nebst dem eine kleine Pension von dreihundert Franken.“

„Ah! wahrhaftig, Du glaubst? dreihundert Franken! eine kleine Pension von dreihundert Franken, und hundert und fünzig Franken, die sie verdient, Summe: vierhundert und fünfzig Franken . . . Und das scheint Ihnen genügend, Ihnen, der Sie zwölfhundert Franken jährlich haben? Ah! Herr Philanthrop, vierhundert und fünfzig Franken für dreihundert und fünfundsechzig Tage, und sogar für dreihundert und sechsundsechzig, wenn das Jahr ein Schaltjahr ist, scheinen Ihnen genügend, um zu wohnen, sich zu kleiden, zu frühstücken, zu Mittag zu essen, zu Nacht zu essen, seinen Stuhl in der Kirche zu bezahlen? Aber, Unglücklicher! wenn die Regierung genöthigt wäre, die Pflanzen zu nähren, weißt Du, daß der Sauerstoff und der Kohlenstoff, die man verdunsten müßte, auf das Doppelte der Summe, welche dieses arme Kind ausgibt, zu stehen kämen?“

„Das ist wahr,“ erwiederte der Bretagner, der die Armuth von Carmelite noch nicht unter diesem engen Gesichtspunkte ins Auge gefaßt hatte, „das ist wahr, das ist betrübend; ich frage mich, wie sie es machen kann?“

„Du fragst Dich das?“ versetzte Camille entzückt, seine Genugthuung an Colombau zu nehmen. „Ah! Du fragst Dich das? Nun! ich will Dir antworten: sie arbeitet fast alle Nächte bis Morgens um drei Uhr!“

„Das hat Dir die Portière gesagt?“

„Nein, die Portière hat es mir nicht gesagt, ich habe es gesehen.“

„Du, Camille?“

„Ja, ich, Camille von Rozan, Creole von Louisiana, ich habe es gesehen.“

„Wann dies?“

„Ei! . . . gestern . . . vorgestern und die vorhergehenden Tage.“

„Und wie hast Du es gesehen?“

„Nicht wahr, sie ist nicht reich genug, um bei Nacht eine Lampe oder eine Kerze zu brennen, wenn sie schläft? Sobald nun also die Lampe oder die Kerze im Zimmer der Nachbarin brennt, wacht sie. Es brennt aber alle Nächte die Lampe oder die Kerze in ihrem Zimmer bis Morgens um drei Uhr.“

„Woher weißt Du das, Du, der Du nicht bis um drei Uhr Morgens wachst?“

„Ah! gut! ich wache nicht bis um drei Uhr Morgens! wer sagt Dir das? Nun, darin täuschst Du Dich: vorgestern, zum Beispiel, war Opertag, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube . . . ich weiß es nicht . . .“

„Oh! er kennt nicht die Opertage! Montag, Mittwoch, Freitag, Wilder! Vorgestern war also Opertag ... Montag!“

„Gut.“

„Und wenn Du auch nicht wolltest, es ist doch so ... Nun wohl, als ich aus der Oper wegging, traf ich einen alten Kameraden vom Collége . . .“

„Einen Kameraden von uns?“

„Von wem denn?“

„Und welchen?“

„Ludovic.“

„Ah! ja, einer der wackeren Jungen des Collége. Es ist erstaunlich, wie man sich aus dem Gesichte verliert!“

„Sprich mir nicht hievon! es würde zu den trau-

rigsten Reflexionen führen, wenn man darüber nachdächte."

„Was ist aus ihm geworden?"

„Er treibt Arzneiwissenschaft: sie haben Alle die Wuth, etwas zu thun."

„Nur Du . . ."

„Ah! hiebei erwartete ich Dich, und Du bist glücklich hineingetappt . . . Doch lassen wir das! . . . Er treibt also Arzneiwissenschaft."

„Und es wird ihm gelingen: das ist eine bewunderungswürdige Intelligenz, nur ein wenig zu materialistisch in der Form."

„Ja, sehr materialistisch in der Form: die Prinzessin von Vanvres wird Dir ein Wort hievon sagen können."

„So daß? . . ."

„Ja, ad eventum . . . Doch um festinare ad eventum zu können, muß man die Einzelheiten beendigen. Ludovic wird Dich besuchen; Ihr seid Nachbarn, ich habe ihm Deine Adresse gegeben."

„Oh! ewiger Wiederkäuer, welche Beziehung findet zwischen Ludovic . . ."

„Und Carmelite statt?"

„Das frage ich Dich."

„Warte, ich will es Dir sagen! . . . Das ist ein wahrer Erwürger der Entwickelungen! Wenn Du Theseus gewesen wärest, hättest Du wohl die Erzählung von Theramen beim zehnten Verse abgeschnitten? Und Du hättest nie erfahren, daß die Welle, die das Ungeheuer gebracht, vor Schrecken zurückgewichen war; Du hättest nicht erfahren, daß der Leib des genannten Ungeheuers mit gelblichen Schuppen bedeckt, daß sein Kreuz sich in gekrümmten, umgeschlagenen Falten bog, lauter Einzelheiten vom größten Interesse für einen Vater! Was Teufel! wenn einem Vater sein Sohn von einem Ungeheuer gefressen worden ist, so ist es das Wenigste, daß er weiß, von welchem Ungeheuer,

und ist das Ungeheuer schön, so hat er den Trost, sich zu sagen: „„Mein Sohn ist von einem Ungeheuer gefressen worden, doch das Ungeheuer, das ihn gefressen, ist ein schönes Ungeheuer.““

„Du weißt, daß ich Dich höre?“

„Das ist Deine Pflicht! Doch ich habe Mitleid mit Dir und kürze ab. Welche Beziehung zwischen Ludovic und Carmelite stattfinde? Ich will es Dir sagen. Ich traf also Ludovic beim Ausgange der Oper.“

„Du hast mir das schon gesagt.“

„Ich wiederhole es Dir. Man begegnet nicht einem Freunde, Du begreifst das wohl? einem Freunde aus dem Collége, den man seit drei Jahren nicht gesehen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sich einander die Episoden seiner Jugend noch einmal zu erzählen. Ich trat folglich mit Ludovic ins Café der Oper ein; es handelte sich darum, der Erzählung Körper zu geben: das ist ein Detail, das ich Dir erklären muß . . .“

„Uebergehe das Detail.“

„Ja, weil Dir das Detail zur Schande gereicht, nicht wahr, Egoïst?“

„Also das Detail?“

„Höre: Du hast mich vorgestern fasten lassen, Scheinheiliger!“

„Ich?“

„Ein Montag! Allerdings, ohne es zu vermuthen; ich mache Dir auch keinen Vorwurf, ich constatire ganz einfach. Da Du mich ohne Dein Wissen hattest fasten lassen, in Betracht, daß Du frisches Schweinefleisch verlangt, und man uns harte Eier vorsetzte, — eine Metamorphose, der Du mit Deiner gewöhnlichen Zerstreuung keine Aufmerksamkeit schenktest, — so glaubte ich meine Kräfte dadurch wiederherstellen zu müssen, daß ich ein Huhn in Gesellschaft unseres Freundes Ludovic speiste. War das Huhn nur ein Vorwand, um zu plaudern, oder die Conversation nur ein Vorwand, um das Huhn

zu essen? Ich weiß es nicht. Ich muß Dir indessen sagen, daß die Conversation unendlich viel länger währte, als das Huhn, und daß es gegen drei Uhr Morgens war, als ich die Mauern unseres Klosters wiedererreichte. Den Himmel anschauend, — eher im Müssiggange, als um zu wissen, wie das Wetter am andern Tage sein werde, — erblickte ich durch das Fenster unserer Nachbarin die bleiche Helle der Arbeitslampe, und es geschah in einem reinen Gefühle der Menschlichkeit, daß ich mich zwei Tage nachher, nämlich heute, als ich sie mit einem Päckchen in der Hand ausgehen sah, jener Nachtwache erinnerte und Marie Jeanne befragte . . . Du weißt nun Alles, was Marie Jeanne geantwortet hat. Armes Mädchen!"

„Ja, armes Mädchen! Du hast Recht, Camille, und noch ärmer, als Du glaubst; denn sie hat keinen Verwandten auf dieser Welt, keinen Freund, keine Zuneigung!"

„Das ist ja erschrecklich!" rief Camille. „Und, wie! Du, ihr Nachbar seit fünf bis sechs Monaten, seit einem Jahre vielleicht, hast nicht ihre Bekanntschaft zu machen gesucht?"

„Doch," erwiederte seufzend der Bretagner; „ich habe mehrere Male mit ihr geplaudert . . ."

Und Colomban war vielleicht in diesem Augenblicke im Begriffe, seinem Freunde Alles zu sagen, hätte dieser nicht sein Vertrauen durch eine von jenen Phrasen zurückgedrängt, welche Columban, wenn er eben nachgeben wollte, unabläßig wieder in den Vertheidigungsstand versetzten.

„Ah! geheimnißvoller Bretagner!" rief Camille, „Du hast mit ihr geplaudert, und Du hast mir nicht ein Wort von dieser Plauderei gesagt. Du willst also die Redlichkeit, deren Privilegium Deine Race an sich gerissen hat, lügen machen, unter dem Vorwande, sie habe einen harten Kopf und eine viereckige Stirne? In der

That, Deine Verschwiegenheit in Betreff der Prinzessin von Vanvres hätte mich müssen bestimmen, auf meiner Hut zu sein. Ich verzeihe Dir nur unter einer Bedingung: daß Du mir sogleich diese Pastorale in allen ihren Einzelheiten erzählst, und zwar, ohne die rhetorischen Blumen zu sparen; ganz das Gegentheil von Dir in dieser Hinsicht, liebe ich die langen Erzählungen . . . Ich nehme eine Cigarre, ich zünde sie an, und ich höre Dich. Sprich, Colombau, Du sprichst so gut!"

„Ich versichere Dir, Camille," erwiederte Colombau verlegen, „es ist in unseren Plaudereien nichts für Dich Interessantes gewesen."

„Ah! hiebei fasse ich Dich, Bursche!"

„Wie so?"

„Sagen, es sei nicht interessant für mich, heißt das nicht mit hierunter verstehen, es sei interessant für Dich? Ich bitte Dich, mir die Nuance von Interesse zu schildern, welche diese Conversation für Deinen Geist, für Deine Einbildungskraft oder für Dein Herz gehabt hat; mit einem Wort, ich wiederhole Dir in Beziehung auf Carmelite, was ich Dir hinsichtlich der Prinzessin von Vanvres gesagt habe; obgleich es mir, dessen sei sicher, nie eingefallen ist, unsere Nachbarin in dieselbe Kategorie zu setzen, wie meine Prinzessin . . . Diese schöne Person, welche die Nächte damit zubringt, daß sie Hemden für die Klöster und die Hospitäler macht, interessirt sie Dich besonders? . . . Antworte mir, Colombau! Colombau, antworte mir!"

So unmittelbar von seinem Freunde aufgefordert, streckte Colombau die Hand gegen ihn aus, berührte mit dieser Hand sein Knie und sprach mit sanftem, ernstem Tone:

„Höre, Camille, ich will Dir Alles erzählen; aber, um Gottes willen, behandle mein vertrauliches Geständniß nicht mit Deinem gewöhnlichen Leichtsinne, und bewahre mein Geheimniß, wie ich es selbst bewahrt haben

würde, hätte ich nicht geglaubt einen Winkel meines Herzens vor Dir verbergen, wäre ein Verrath an unserer Freundschaft."

Hienach begann Colombau wieder für Camille die umständliche Erzählung, die er schon Bruder Dominique gemacht hatte.

„Und was hat Bruder Dominique gesagt?" fragte Camille, als sein Freund zu sprechen aufgehört.

Colombau wiederholte dem jungen Creolen, welche Ermuthigungen ihm der Mönch gegeben.

„Ah! gut!" rief Camille, „das ist der Geistliche meiner Träume! wäre ich der Sohn eines Geistlichen, ich wollte nicht, daß mein Vater von einem anderen Holze als dieser. Er hat sehr wohl daran gethan, Dich zu ermuthigen, der Bruder Dominique, obschon Du, offenherzig gesprochen, mir nicht aussiehst, als bedürftest Du sehr der Ermuthigung; Feuer an entzündetes Werg legen schien mir immer eine müssige Arbeit zu sein. Was mich ärgert, ist, daß ich das nicht errathen habe; ich hätte es doch nach den kindischen Reden, die Du in den ersten Tagen nach meiner Ankunft führtest, und nach der Hartnäckigkeit, mit der Du dieses Quartier nicht verlassen wolltest, vermuthen müssen. Ah! Du hast wohl daran gethan, mich hievon in Kenntniß zu setzen; es war Zeit: morgen rückte ich ins Feld. Doch von diesem Augenblicke an ist es vorbei; die Geliebte meines Wirthes ist wie die Frau von Cäsar: sie darf nicht einmal beargwohnt sein! Verlaß Dich auf meine Discretion und sage mir, wie Du zu handeln gedenkst . . . Dein Gang zum Ziele scheint mir, erlaube mir, Dir dies zu bemerken, im umgekehrten Verhältniß des Ganges Deiner Leidenschaft abzunehmen; Du betest ungeheuer an, doch Du rückst nicht vor."

„Was nennst Du vorrücken?" fragte Colombau fast erschrocken.

„Ei! ich nenne vorrücken Alles, was nicht zurück-

weichen heißt, und ich nenne zurückweichen den Rückzug, den Du seit einem Monat, daß ich hier bin, operirt hast. Ah! ich bedenke Eines . . . Ich Dummkopf, ich Einfaltspinsel, der ich bin! oh! ich gerupfter Vogel! meine Gegenwart beengt Dich, theurer Freund! Schon morgen befreie ich dich davon."

„Camille, Camille, mein Freund, überlegst Du wohl!"

Es war der Löwe im Jardin des Plantes, der in seinem Käfich dieses bellenden Pommers bedurfte.

„Gewiß überlege ich, Colombau: ich will der Glückseligkeit meines einzigen Freundes keine Fesseln entgegensetzen."

„Du fesselst mich durchaus nicht, Camille."

„Oh! ich thue dies übermäßig, und schon morgen suche ich mir eine Junggesellenwohnung."

„Ja, das ist es," sprach Colombau traurig, „Du willst mich verlassen; Du bist meiner Nachbarschaft müde; unsere Freundschaft ist Dir beschwerlich!"

„Ah! Colombau, mein Freund, nun sprichst Du Albernheiten!"

„Nun wohl, es sei, geh; doch ich werde mit Dir gehen."

„Dann lauf zum Hauseigenthümer, und wenn meine Gegenwart Dir nicht unangenehm ist . . ."

„Kind!" rief der treffliche Bretagner.

„Nun wohl, so schließe in unserer Beider Namen einen Vertrag von drei, sechs, neun . . . vorausgesetzt, ich wiederhole es Dir, daß . . ."

„Camille," unterbrach Colombau, „ich liebe Carmelite von ganzer Seele, doch wenn Du mir sagtest: „„Colombau, meine Besitzungen in America sind in Brand gesteckt worden, ich bin zu Grunde gerichtet, ich muß mir ein neues Vermögen schaffen; sieh meine Arme: sie sind schwach! Ich brauche Deine beiden kräftigen Arme, Sohn der alten Bretagne!"" Camille,

ich würde auf der Stelle gehen, ohne Bedauern, ohne Schmerz, ohne einen Blick zurückzuwerfen, ohne nur zu seufzen über diese Hälfte meines Lebens, die ich hier ließe."

„Gut! gut! gut! das ist abgemacht; ich weiß, daß Du es thun würdest, wie Du es sagst."

Der Bretagner lächelte traurig und sprach:

„Allerdings würde ich es thun."

„Nun, laß hören: wohin wird Dich diese Liebe noch führen?

„Wahrscheinlich zur Heirath."

„Ho! ho! mit einem kleinen Mädchen, das Hemden für die Klöster und die Hospitäler macht, Du, der Vicomte von Penhoël, der Du aus der Zeit von Robert dem Starken stammst?"

„Es ist die Tochter eines Kapitäns, eines Officiers der Ehrenlegion."

„Ja, Kanonenadel . . . Gleichviel! wenn das Dir zusagt, wenn es Deinem Vater zusagt, so kann Niemand etwas dagegen haben."

„Mein Vater wird Alles für das Glück seines einzigen Sohnes thun."

„Warum nimmst Du dann die Besprechungen nicht in Angriff?"

„Ei! mein lieber Camille, ich weiß vor Allem nicht, ob mich Carmelite liebt."

„Und dann willst Du, ehe Du Dich auf den dornenvollen Pfad wirfst, den man die Ehe nennt, den Wohlgeruch der blühenden Wiesen der Liebe athmen; gut; das ist eine Anwandlung von Sinnlichkeit, die ich begreife, ein Raffinement der Wollust, das ich schätze; mittlerweile wirst Du aber, wie ich hoffe, das arme Geschöpf nicht die Augen sich bei dieser Spinnenarbeit zu Grunde richten lassen."

„Welches Mittel habe ich, um es anders zu machen, Camille? bin ich reich genug, um ihr zu Hülfe zu

kommen? wäre ich Millionär, würde sie das Anerbieten einer Unterstützung annehmen, was wäre die Form, unter der ich es verkleiden wollte?"

„Sie wird eine Unterstützung nicht annehmen, doch sie wird Arbeit annehmen."

„Wie soll ich ihr Arbeit verschaffen?"

„Oh! wie schwerfällig bist Du, Freund!"

„Erkläre mir das; Du machst mich vor Ungeduld sterben!"

„Einer meiner Freunde von den Colonien hat mich beauftragt, ihm sechs Dutzend Hemden, halb von holländischer Leinwand, halb von Batist zu schicken; ich habe den Stoff dieser Tage gekauft, und man bringt ihn mir heute Abend oder morgen. Der Freund, der mir diesen Auftrag gibt, hat im Durchschnitt den Preis von jedem Hemd zu fünfundzwanzig Franken bestimmt; man braucht für ein Männerhemd drei Mètres fünfundzwanzig Centimètres Stoff: nehmen wir die Leinwand zu fünf Franken an, so macht das sechzehn Franken fünfundzwanzig Centimes für das Hemd; es bleiben also acht Franken fünfundsiebzig Centimes für die Façon. Nun wohl, wir geben diese Hemden der Nachbarin zu machen: es scheint, sie arbeitet wie eine Fee; sie wird acht Franken fünfundsiebenzig Centimes für das Hemd verdienen, statt eines Franks . . . Ist das klar?"

„Sie wird das nicht annehmen," erwiederte Colombau den Kopf schüttelnd.

„Wie, sie wird es nicht annehmen?"

„Sie wird glauben, es sei nur ein sinnreiches Mittel, am ihr zu Hülfe zu kommen; sie kennt den Preis der Arbeit, und ist die Rede von der fabelhaften Ziffer, die Du nennst, so wird sie es ausschlagen."

„Oh! was für ein halsstarriger Bretagner bist Du! Wie sollte sie sich weigern, für ihre Arbeit den Preis anzunehmen, den man mich in einem großen Verfer-

tigungsmagazine bezahlen läßt? Was Teufels, ich werde ihr meine Rechnungen zeigen!"

„Auf diese Art scheint mir die Sache annehmbar, und ich danke Dir aufrichtig, daß Du die Idee gehabt hast."

„Nun, so schlage es ihr heute Abend vor."

„Ich werde daran denken."

„Denke zugleich daran, daß Hemden nähen kein Gewerbe ist. Ich bin in der Welt umhergelaufen und habe zuweilen, — das wird Dich lachen machen, — ich habe zuweilen, ein Widerspiel von vielen Anderen, welche schauen, ohne zu sehen, gesehen, ohne zu schauen . . . Ich habe gesehen, daß die Zeit nicht fern ist, wo die Maschinen in einer Stunde die Nadelarbeit verrichten werden, welche hundert Frauen nicht in einer Woche verrichten. Schau die indischen Kaschemire an: ein ganzes Dorf arbeitet sechs Monate, um einen Shawl zu machen, den die Lyoner Werkstühle in zwölf Stunden verfertigen! . . Nun, man muß Carmelite ein anderes Gewerbe suchen, welches, im Falle der Herr Graf von Penhoël seinem Herrn Sohne nicht erlauben sollte, eine Hemdenmacherin zu heirathen, wenigstens erlaubt, daß das arme Mädchen nicht Hungers stirbt."

Colomban schaute Camille mit Augen voll von Thränen an.

„Ich habe Dich nie so ernst, so gut, und so richtig urtheilend gesehen, Camille! ich danke Dir; denn es ist Deine Freundschaft für mich, was Dich beseelt und leitet."

Doch ohne bei diesen liebevollen Schmeicheleien zu verweilen, fragte Camille:

„Hast Du mir nicht gesagt, sie liebe die Musik?"

„Leidenschaftlich! sie ist sogar eine gute Tonkünstlerin, wie ich glaube."

„Hast Du sie singen oder spielen hören?"

„Nie; die Arme hat kein Klavier."

„Sie wird eines haben.“

„Wie so?“

„Ich weiß es nicht; doch ich sage Dir, sie wird eines haben.“

„Du willst augenblicklich zu weit gehen, Camille.“

„Ich werde nicht weit gehen, um ein Klavier für sie zu finden: es wird das Deinige sein.“

„Wie, das meinige?“

„Allerdings.“

„Mein Klavier ist aber ein alter Kasten.“

„Ich weiß es wohl, und gerade deshalb.“

„Du wirst ihr ein schlechtes Klavier geben? pfui doch!“

„Oh! wie einfältig bist Du, lieber Freund!“

„Ich danke Dir.“

„Nein, das ist ein Freundschaftswort. Doch begreifst Du, ich habe Dir hundertmal gesagt, ich könne Dein Klavier nicht leiden, sein Ton sei zu hoch für mich . . . Was für eine Stimme hat sie?“

„Eine Altstimme.“

„Gut so! Du hast eine Barytonstimme. Wir werden Dein Klavier vertauschen; ich lege fünfhundert Franken darauf: Ihr habt ein vortreffliches Klavier! Ist ein Klavier nicht wie ein Regenschirm? Ein einziges genügt für zwei und sogar für drei.“

„Aber, Camille . . .“

„Es ist schon geschehen: das Klavier ist gekauft; morgen wird es hier sein.“

„Du täuschst mich, Camille!“

„Es ist, wie ich Dir zu sagen die Ehre habe. Ich wollte Dir diese Ueberraschung an Deinem Namenstage bereiten, weil aber Dein Namenstag vorüber ist, so habe ich sie auf Deinen Geburtstag verschoben; nur, da Dein Geburtstag noch nicht gekommen ist, und es mich langweilt, auf einem für mich zu hohen Klavier zu spielen, gebe ich Dir den Gegenstand morgen, das heißt

am Geburtstage Deines Vaters, Deines Oheims, Deiner Tante oder eines Deiner Vetter . . . Was Teufel! es muß wohl Jemand von Deiner Familie morgen geboren sein!"

„Oh! Camille!" rief der Bretagner, „Dank, mein Freund! Dank!"

XLIV.

La Gemma di Parigi.

Trotz des Umfangs des Buches, das wir veröffentlichen, und des Vergnügens, das ein Autor immer in der Analyse des Charakters seiner Personen findet, entspricht es nicht unserem Plane, Tag für Tag das Leben unserer drei jungen Leute zu verfolgen, was wir gethan haben würden, hätten wir ihre Geschichte abgesondert herausgegeben, was wir aber nicht wagen wollen, sobald diese Geschichte nur eine Episode des großen Ganzen ist, das wir der Neugierde unserer Leser überliefern.

Wir sagen also nur, daß Camille seine Entwürfe ausführte, wie er sie Colombau auseinandergesetzt hatte.

Carmelite, welche keine Einwendung gegen die Belohnung ihrer Arbeit zu machen hatte, als sie den übermäßigen Betrag der Rechnungen von Camille sah, nahm das Anerbieten des jungen Mannes an, und von diesem Tage, da der Vermittler, dieser Blutegel, der sich von der Substanz des Erzeugers und des Käufers mästet, beseitigt war, trat der Wohlstand in das Haus ein; nur machte Carmelite mehr Schwierigkeiten in Betreff des

neu gekauften Klaviers, das von der Wohnung der zwei Freunde in die ihrige versetzt werden sollte. Doch bedrängt von Colombau, für den sie eine mit Ehrfurcht gemischte Zuneigung hegte, entschloß sie sich, ihre Thüre dem melodischen Gaste zu öffnen.

Mehr noch: sie willigte ein, Lectionen im Gesange zu nehmen, welche ihr die zwei jungen Leute abwechselnd zu geben sich anheischig machten.

Die schwierigsten Stücke entzifferte Carmelite mit dem ersten Blicke, und sie führte dieselben glänzend aus; ihr Fingersatz war elegant; ihre Unwissenheit in der Musik kam aber wenigstens ihrer Unwissenheit in der Liebe gleich.

Sie spielte, ohne genau den Werth dessen, was sie spielte, zu kennen, und das ist, — man erlaube einen Augenblick einem Profanen, sich in eine Sache zu mischen, die ihn nichts angeht, — das ist das große Laster der musikalischen Bildung, welche die Mädchen in den Pensionats erhalten. Man füllt den Kopf der Zöglinge mit einer abscheulichen Musik unter dem Vorwande, das sei die leichte Musik. So sei der Professor unglücklicher Weise mit einer von jenen Stimmen begabt, die man Salonstimmen nennt, — was klar eine für das Theater unmögliche Stimme bezeichnet, — er habe überdies das endemische Fieber der Sänger, das darin besteht, daß man selbst Romanzen componirt, als wäre es genügend, irgend eine Stimme zu haben, um Musiker zu sein; nun, dieser Professor wird allen den jungen Köpfen Fantasien von einem fast zweideutigen Geschmacke eingießen; singt er nicht, so ist die Gefahr ungefähr dieselbe: statt seiner Romanzen wird er seine Quadrillen, seine Walzer, seine Galoppe, seine Fantasien, seine Variationen, seine Capricen auferlegen, — traurige Capricen! einfältige Variationen!

Um Gottes willen! meine Damen Pensionsvorsteherinnen, verlangen Sie doch von Ihren Professoren,

daß sie die Musik lehren, die sie gelernt haben, und nicht die, welche Sie machen! Wie! Sie haben die unübertrefflichen Werke der großen Meister, der riesigen Genies, die man Haydn, Händel, Gluck, Mozart, Weber und Beethoven nennt, und Sie genehmigen die Gavotten dieser Herren?

Man sollte glauben, das sei unmöglich!

Durchaus nicht: die Sache geschieht im Gegentheil alle Tage.

Die arme Carmelite mit allen ihren natürlichen Anlagen war sie so: man hatte ihr immer nur Musik dritten oder vierten Ranges in die Hände gegeben, und sie wußte nichts von allen Zaubern der wahren Musik.

Sie empfing auch die ersten Worte der zwei jungen Leute über diesen Gegenstand mit Begeisterung.

Das war ganz einfach eine Offenbarung.

Nur entspann sich ein Streit zwischen den zwei Freunden.

Ernst wie ein Deutscher, überdies ein Schüler von Müller, fand Colombau die ganze Formel seiner Gedanken und seiner Träumereien in der deutschen Musik.

Lebhaft und leicht wie ein Neapolitaner, begriff und bewunderte Camille nur die italienische Musik.

Zwischen ihren Geschmacksrichtungen in der Musik war gerade der Unterschied, der zwischen ihren Charakteren stattfand.

Tausend Discussionen erhoben sich unter ihnen in Betreff der musikalischen Bildung von Carmelite.

„Die deutsche Musik,“ sagte Colombau, „das sind die menschlichen Leidenschaften in Musik gesetzt.“

„Die italienische Musik,“ sagte Camille, „das ist die Träumerei in den Gesang gebracht.“

„Die deutsche Musik ist tief und traurig wie der im Schatten seiner Tannen und seiner Felsen fließende Rhein,“ sagte Colombau.

„Die italienische Musik ist heiter und azurblau wie

das Mittelländische Meer im Schatten der Oleander," sagte Camille.

Der Kampf würde ewig gewährt haben, hätte der vernünftige Bretagner nicht einen Waffenstillstand vorgeschlagen. Colombau erbot sich, das Mädchen gleichzeitig die Musik von Beethoven und von Cimarosa, von Mozart und von Rossini, von Weber und von Bellini studiren zu lassen.

Die zwei Straßen waren verschieden, führten aber auf einem Umwege zu demselben Ziele.

Man fing also an, und Carmelite erhielt Lectionen von beiden Freunden.

Nach Verlauf von drei Monaten war sie im Stande, ein Terzett ausgezeichnet mit ihnen zu singen.

Von diesem Tage an war das Glück in das Haus eingezogen, wie drei Monate vorher der Wohlstand durch dieselbe Thüre und auf demselben Wege eingezogen war.

Man kam fast alle Abende im kleinen Salon des Mädchens zusammen, — Camille, der erfindsame Mensch, hatte eines Tags die Idee gehabt, die Tapete in Abwesenheit von Carmelite erneuern zu lassen, um der Waise so viel als möglich das grausame Andenken an das Zimmer, wo ihre Mutter gestorben, zu ersparen; man brachte hier zwischen sieben und zwölf Uhr köstliche Abende zu, welche so rasch verlaufen zu sehen man ganz erstaunt war.

Begabt mit einer Barytonstimme von wunderbarem Umfange, sang Colombau bald ein Stück von Weber oder Mozart, bald eine Arie von Méhul oder Grétry.

Camille hatte eine Tenorstimme von engelischer Milde, Reinheit und Lieblichkeit. Sang er die bekannte Arie von Joseph, so hatte sein Ausdruck eine solche Zartheit, eine so tiefe Traurigkeit, daß weder Colombau, noch das Mädchen ihn bis zum Ende hören konnten, ohne daß sich ihre Augen von Thränen befeuchteten.

Carmelite wagte es nicht, allein zu singen; sie hatte bis dahin ihre Stimme, und zwar schüchtern, nur

in Duetten mit dem Einen oder dem Andern der zwei Freunde oder in Terzetten mit Beiden hören lassen.

Es war eine Stimme von bedeutendem Umfang und außerordentlicher Stärke; bei gewissen Melodien in Moll kamen aus diesem Kindermunde Noten, ergreifend wie die Töne einer Trompete bei einem Todtenmarsche.

In anderen Augenblicken schluchzte diese Stimme wie die Töne eines Violoncells.

Dann waren wieder die Noten, welche daraus hervorgingen, sanft wie die Töne einer Kristallflöte oder die Klänge des Hautbois.

Die zwei Freunde hörten sie mit Entzücken an, und Camille, der sonst nicht einen Tag in der Oper fehlte, hatte keinen Fuß mehr dahin gesetzt, seitdem er das gehört hatte, was er die Perle von Paris, la gemma di Parigi, nannte. Beide waren erstaunt über die Fortschritte, welche Carmelite von Stunde zu Stunde machte.

Eines Abends waren sie wie verblüfft, als sie Carmelite die ganze Partitur von Don Juan, die sie ihr erst den Tag vorher gegeben, singen hörten. Sie besaß in der That ein wunderbares Gedächtniß: es war für sie hinreichend, ein Stück ein einziges Mal zu hören, um es eine Viertelstunde nachher Note für Note zu wiederholen.

Colombau hatte eine ganze Sammlung von deutscher Musik: doch in ein paar Monaten war sie erschöpft. Dann übernahm es Camille, für die Bedürfnisse der philharmonischen Gesellschaft zu sorgen; er durchstörte alle Magazine und wählte mit Recht Stücke von seinen Lieblingsmeistern, welche Colombau aber Werke aus den Zeiten des verdorbenen Lateins nannte.

Carmelite verschlang mit fieberhaftem Eifer alle Partituren, und nach und nach schmückte sich ihr Kopf mit den Hauptwerken aller großen Meister; und da sie über dem Gesange das Spiel nicht vernachlässigte,

so war sie nach einiger Zeit eine Tonkünstlerin von ausgezeichnetem Wissen und Talent geworden.

Die Abende vergingen so damit, daß man einander singen hörte; das war die Hauptbeschäftigung; dann, nach jedem Stücke, kam ein witziger Einfall von Camille, ein unwiderstehlicher Einfall, der seine Zuhörer wie tolle Kinder lachen machte.

Oder war es auch ein Reiseabenteuer, ein piquantes oder verwegenes Abenteuer, doch immer züchtig erzählt.

Eines setzte Colombau besonders in Erstaunen: daß dieser gleichgültige Reisende, welcher für ihn Italien, Griechenland, Kleinasien als ein Zugvogel, der nichts gesehen, nichts behalten, nichts begriffen, besucht hatte, seitdem er Carmelite seine Reisen erzählte, zugleich als Gelehrter, als Maler und als Dichter gereist war. Bald erzählte er seine Forschungen unter Ruinen; bald seine Spaziergänge im Mondscheine am Ufer der großen Seen; seine Lagerungen in der Wüste oder in den Urwäldern; und dann war es ein neuer Camille, ein unbekannter Camille mit Erzählungen voller Farbe, Leidenschaft, Begeisterung und Treuherzigkeit.

Colombau war ganz verwundert über die Metamorphose; sein Freund erschien ihm in einem blendenden Glanze. Das war nicht mehr der leichtsinnige, windige, sorglose, prahlerische Junge: es war ein reizender Cavalier, der zugleich die Eigenschaften und die Distinction des Mannes der Gesellschaft, das Ungestüm, die Leidenschaft und das Abenteuerliche des Künstlers vereinigte.

Wer hatte dieses Wunder bewirkt? Colombau wußte es nicht; auch fiel es ihm nicht ein, sich das zu fragen.

Wir aber, meine Leser, die wir neugieriger sind als der Bretagner, suchen wir mit einander, woher diese Veränderung im Geiste und in den Manieren von Camille von Rozan kam, wie er sich zuweilen selbst halb im Scherze, halb stolz nannte.

Die Ursache dieser Veränderung ist nicht schwer zu finden.

Haben Sie einen Pfauen allein auf der scharfen Kante eines Daches spazieren gehen sehen? Es kann nichts Schöneres, zugleich aber auch nichts so Trauriges und besonders in seine Person so Vernarrtes geben! nur, wenn er eine Pfauin erblickt, hebt er sogleich seinen Fächer von Diamanten, Perlen und Rubinen empor.

Nun wohl, die Diamanten, die Perlen und die Rubine, mit denen die Erzählungen von Camille besäet waren, strahlten auf diese Art unter den Blicken des Mädchens.

Er schlug das Rad, wie eine triviale, aber ausdrucksvolle Phrase sagt.

Würde er zwanzig Jahre mit Colombau gelebt haben, er hätte der Freundschaft nicht die Ehre erwiesen, für sie einen von den Edelsteinen seines reichen Schmuckkästchens auszulegen.

Doch für den geheimnißvollen, unbekannten Gott, der unsichtbar über dem Haupte der Mädchen schwebt, hatte Camille nicht genug Schätze der Schönheit, des Geistes und der Einbildungskraft.

Es ist mit zwei alten Freunden wie mit dem Manne und der Frau; sie halten sich nicht für verbunden, sich für einander in Unkosten zu setzen; doch es erscheine ein Dritter, und auf der Stelle wird das Gespräch funkelnd werden, wie das von zwei Stummen, welche plötzlich die Sprache wiederfinden.

Der ehrliche Colombau schrieb die frühere Schweigsamkeit und die gegenwärtige Zungenfertigkeit von Camille keiner andern Ursache, als dem ungleichen und launenhaften Charakter des jungen Mannes zu.

Für Carmelite, welche, in der strengen Pension von Saint-Denis erzogen, sodann Krankenwärterin ihrer Mutter und Zeuge von ihrem Tode geworden war, hatte die Traurigkeit bis dahin den wahren Grund ihres Lebens gebildet, und der ernste Bretagner setzte ohne sein Wissen und sogar ohne Wissen des Mädchens die

wohlthätigen, aber betrübenden Lectionen des Pensionats fort.

Würde in diesem Augenblicke gerade zu ihrem Herzen gehend eine unmittelbare Aufforderung sie gefragt haben, welchen von den zwei jungen Leuten sie am meisten liebe, sie hätte unzweifelhaft, ohne Zögern, mit natürlichem Instinct, in einer unwiderstehlichen Hinreißung, Colombau bezeichnet.

Weit entfernt, sie zurückzustoßen, zog sie sein ernster Charakter an; sie begegneten einander jeden Augenblick in den Schätzungen, die sie über alle Gegenstände hegten.

Camille aber hatte einen dem von Carmelite ganz entgegengesetzten Charakter: seine Lebhaftigkeiten beunruhigten sie; sein Leichtsinn war ihr anstößig; sie war immer bereit, ihn als ältere Schwester wie einen Schüler auszuzanken, denn ihre kräftige, entschlossene Natur hatte ihr über Camille ein wenig von der Herrschaft gegeben, welche Colombau schon im Collége über seinen americanischen Mitschüler gewonnen. Sie hatte für ihn viel mehr die Sorgsamkeit, die man für die Kinder hegt, als die Zärtlichkeit, welche man für einen jungen Mann empfindet.

Wenn sie arbeitete oder allein sein wollte, und Camille trat unversehens ein, war sie nicht verlegen, ihm zu sagen: „Gehen Sie, Sie belästigen mich.“

Nie hätte sie es gewagt, ein solches Wort zu Colombau zu sprechen.

Colombau belästigte sie übrigens auch nie.

Eine Folge hievon war, daß Carmelite selbst sich über ihre Gefühle täuschte; sie hielt allmälig die Vertraulichkeit, die sich zwischen ihr und Camille gründete, für eine größere Lebhaftigkeit der Zuneigung; sie hielt für Furcht die ehrerbietige, aber tiefe Liebe, die sie mit Colombau verband.

Colombau schien sie zurückzuhalten; Camille schien sie fortzureißen.

Sie wurde von Colombau geliebt; sie wurde von Camille verführt.

Wie erschaut die Kindheit das Leben, wenn nicht als ein Gewinde von Blumen, deren schönste die glänzendste ist? wie erschaut ein junges Mädchen das Leben, wenn nicht als ein gelobtes Land, wo sie den Kranz ihrer Träume soll entblättern können.

Das Leben mit Colombau, das war das Studium und die Arbeit jedes Tages; das Leben mit Camille, das war eine ewige Reise durch das buntscheckige Land der Phantasie.

Bekam Carmelite am Abend Lust, ein Musikstück zu lernen, von dem man gesprochen, so sagte Colombau zu ihr:

„Morgen sollen Sie es haben."

Aber Camille, rasch im Befriedigen der Wünsche Anderer, wie er mit aller Hitze die seinen befriedigte, Camille, und war es Mitternacht, fiel der Regen in Strömen, waren die Musikmagazine geschlossen und die Herausgeber eingeschlafen, Camille, der sich nichts um den Regen und die Stunde bekümmerte, Camille, der zu Fuße durch ganz Paris lief, machte Lärm vor der Thüre des Händlers, bis dieser, angelockt durch den übertriebenen Preis, den der junge Mann in Betracht der späten Stunde bot, zu öffnen sich entschloß.

Eines Tags, im Luxembourg, hatte Carmelite, übrigens ziemlich unbestimmt, den Wunsch, ein paar Blüthen von einem rothblümigen Kastanienbaume zu besitzen, kundgegeben.

„Ich kenne einen Baumgärtner, der in der Rue de la Santé wohnt," sagte Colombau; „bei Ihrer Rückkehr, liebe Carmelite, sollen Sie einen ganzen Arm voll von diesen Blumen haben."

Aber, behende wie eine Katze, war Camille trotz

der gerechten Vorwürfe von Colombau, der ihn daran erinnerte, daß sie in einem öffentlichen Garten waren, schon auf den Baum geklettert, hatte einen ganzen Ast von dem rothblümigen Kastanienbaume abgebrochen, und war, ohne von einem Aufseher bemerkt worden zu sein, wieder herabgestiegen, denn bei ihm fand eine Art von Bündniß zwischen dem Glücke und der Keckheit statt; ein Chiromantist, der die Hand von Camille studirt hätte, würde gewiß vom Marsberge bis ans Faustgelenke die Glückslinie gerade, fest, ohne irgend eine Abweichung erkannt und verfolgt haben.

Es war in der That unmöglich, zugleich verwegener und glücklicher als Camille zu sein.

Diese Handlungen und andere ähnliche, welche sich bei jedem Anlaß und jeden Augenblick wiederholten, flößten Carmelite eine große Zuneigung für den jungen Mann ein, eine Zuneigung, an der ebenso wohl das Erstaunen als die Bewunderung Theil hatten.

Colombau gewahrte an mehreren Symptomen, welche Anziehungskraft der Creole auf das Mädchen übte.

„Das ist sehr natürlich," sagte er zu sich selbst, ohne sich Anfangs um diese Anziehungskraft zu bekümmern; „er hat die Schönheit, die Heiterkeit, die Anmuth, den Glanz; ich, ich habe nur die Traurigkeit und die Stärke."

Dann, allmälig, in der Redlichkeit seines Gemüthes, — und wie er so dachte, wurde seine Stirne düsterer und sein Herz beklommener, — allmälig sagte er sich:

„Mein Gott! Du hast mich mit vier und zwanzig Jahren ernst gemacht wie einen Greis! Welch ein trauriger Gefährte werde ich für ein Mädchen sein, dessen Begierden alle den meinigen antipathisch sind. Und dennoch," fügte er zweifelnd bei . . . „Alles sagt mir, ich sei fähig, das Glück von Carmelite zu machen, und ich werde die Kraft und die Macht dazu haben, wenn ich den Wunsch und den Willen habe!"

Dann schaute er sie an, wie sie schön, jung, lächelnd ganz nahe beisammen saßen, und es dünkte ihm, die zwei Jugendglorien, welche ihre Stirne umschlossen, bilden nur eine, und es sei dies eine Liebesglorie.

Hiebei schüttelte er den Kopf, und bleich, im Schatten stehend, während Camille und Carmelite von Licht strahlten, sprach er:

„Vergebens möchte ich mich täuschen; diese zwei jungen Leute lieben sich, und das ist gerecht und billig. Und dennoch hatte ich eine andere Existenz für Carmelite geträumt. . . Theure Carmelite! ich hätte eine hohe, stolze Dame aus ihr gemacht! Camille sieht besser als ich: er wird eine glückliche Frau aus ihr machen!"

Und von dieser Stunde an beschloß Colombau, trotz des schmerzlichsten Bedauerns, trotz der Traurigkeit, die sich seiner jeden Tag mehr bemächtigte, völlige Selbstverleugnung zu üben und Camille mit den Schätzen zu bereichern, die er angehäuft hatte.

Eines Abends, als Camille und Carmelite mit entzückender Stimme, auf einander gestützt, die Haare flatternd, den Athem vermengt, ein Liebesduett gesungen, in welchem alle Saiten jener menschlichen Leidenschaft, die beinahe die himmlische Octave berührt, vibrirt hatten, legte Colombau, in sein Zimmer zurückkehrend, die Hand auf die Schulter von Camille und sprach, die Augen voller Thränen, die Brust voller Seufzer, aber mit ruhigem Tone:

„Camille, Du liebst Carmelite!"

„Ich?" rief Camille erröthend. „Ich schwöre Dir..."

„Schwöre nicht, Camille, und höre mich an," sprach Colombau. „Du liebst Carmelite vielleicht ohne daß Du es weißt, doch Du liebst sie tief, wenn nicht auf dieselbe Weise, doch wenigstens eben so sehr, als ich sie liebe."

„Aber Carmelite?" versetzte Camille.

„Ich habe Carmelite nicht gefragt," erwiederte Co-

lombau. „Wozu? Nein, ich weiß hinreichend, was der Zustand ihres Herzens ist! Ich gestehe, zu Eurer Beider Lobe, daß der Kampf lange gedauert hat, und daß Ihr gewisser Maßen unwillkürlich zu einander hingezogen worden seid. Vernimm also, was mein Plan ist. . ."

„Nein! nein!" rief Camille, „es ist an mir, Dir meinen Plan zu sagen, Colombau. Es ist lange genug, daß ich von Dir empfange, ohne Dir zu geben, daß ich von Dir Deine Hingebungen annehme, ohne sie Dir erwiedern zu können! Du hast vielleicht Recht; ja, ich bin auf dem Punkte, Carmelite zu lieben, zum Verräther an unserer Freundschaft zu werden; doch von dieser Liebe, das schwöre ich Dir, Colombau, habe ich ihr nie ein Wort gesagt, und bis zu diesem Momente, bis zu dieser Stunde, wo Du sie aus der Tiefe meines Herzens reißest, um sie mir vor meine Augen zu legen, habe ich sie vor mir selbst verborgen. . . Das ist der erste Fehler, den ich gegen Dich begangen; aber, ich wiederhole es Dir, über den so sanften Abhang der Freundschaft zu Drei hingleitend, vermuthete ich nicht, ich gehe gerade auf die Liebe zu. Du siehst es für mich: Dank Dir! Du sagst es mir: desto besser! es ist noch Zeit! Ja, ja, theurer Colombau, ich war auf dem Punkte, Carmelite zu lieben, und diese Liebe macht mir Grauen, als ob Carmelite die Frau meines Bruders wäre. Ich habe also, Dich hörend, mein Herz sondirend, den Abgrund erschauend, einen äußersten Entschluß gefaßt: ich reise schon heute Abend ab."

„Camille!"

„Ich reise . . . . ich will zwischen meine Wünsche und meine Leidenschaft eine unübersteigbare Schranke setzen; ich werde über das Meer ziehen und im Herzen Schottlands oder Englands leben; doch ich verlasse Paris, doch ich verlasse Carmelite, doch ich verlasse Dich!" rief Camille.

Und er zerfloß in Thränen und warf sich auf ein Canapé.

Colombau blieb stehen fest wie der Fels seines Strandes, an dem sich seit sechstausend Jahren des Meeres Wogen brechen.

„Ich danke Dir für Deine edle Absicht!“ sagte er; „ich weiß Dir dafür Dank wie für das größte Opfer, das Du mir bringen kannst; doch es ist zu spät, Camille!“

„Wie, zu spät?“ versetzte der Creole, sein ganz in Thränen gebadetes Haupt erhebend.

„Ja, zu spät!“ erwiederte Colombau. „Besäße ich den Egoismus, Deine Aufopferung anzunehmen: würde ich nun aus dem Herzen von Carmelite die Liebe reissen, die sie für Dich hegt?“

„Carmelite liebt mich? Du bist dessen sicher?“ rief Camille aufspringend.

Colombau schaute den jungen Mann an, dessen Gesicht sich wie unter den Strahlen der Augustsonne getrocknet hatte.

„Ja, sie liebt Dich,“ antwortete er.

Camille begriff, was alles Selbstsüchtiges in dem Blitze der Freude lag, der durch seine Augen aus seiner Seele gezuckt hatte.

„Ich werde also reisen,“ sagte er: „weit von den Augen, weit vom Herzen.“

„Ihr werdet Euch nicht trennen,“ entgegnete Colombau, „oder vielmehr, ich werde Euch nicht trennen. Ich müßte sehr feig sein, wenn ich eine Liebe nicht zu bezähmen wüßte, welche das Unglück eines Bruders und einer Schwester machen würde.“

„Colombau! Colombau!“ rief der Creole, als er sah, wie sein Freund sich gegen sich selbst anstrengte.

„Bekümmere Dich nicht um mich; die Ferien kommen in einigen Tagen: ich werde reisen.“

„Nie!“

„Ich werde reisen, so wahr als ich es Dir sage. Nur," fügte der Bretagner mit zitternder Stimme bei, „nur versprich mir Eines, Camille!"

„Was?"

„Du versprichst mir, das Glück von Carmelite zu machen?"

„Colombau!" rief der Creole, seinem Freunde in die Arme fallend.

„Du schwörst mir, sie zu achten, so lange sie nicht Deine Frau sein wird?"

„Vor Gott!" schwor Camille feierlich.

„Nun wohl," sagte Colombau, die Augen abwischend, „ich werde meine Reise um einige Tage beschleunigen; denn Du begreifst wohl, Camille? so stark ich sein mag, ich bin von zu frischem Datum resignirt, um unaufhörlich das Schauspiel Eures Glückes vor den Augen haben zu können. . . Ich würde Euch betrüben wie ein Vorwurf! Ich werde also schon morgen reisen; und meine Verzweiflung wird das Gute haben, daß sie meinem armen Vater ein paar Tage des Glückes mehr gibt!"

„Oh! Colombau," sprach Camille, den edlen Bretagner umarmend, „oh! Colombau, wie schwach und elend bin ich gegen Dich! Verzeih mir, daß ich Dich zu diesem ewigen Opfer Deines Glückes verurtheile; aber Du siehst, mein lieber, mein verehrter Colombau, ich täuschte Dich, als ich Dir sagte, ich werde reisen; ich wäre nicht gereist: ich hätte mich getödtet!"

„Unglücklicher!" rief Colombau. „Ich werde reisen, und ich werde mich nicht tödten: ich habe einen Vater!"

Dann, mit ruhigerem Tone:

„Und dennoch . . . nicht wahr, Du begreifst, daß man für eine Frau, die man liebt, stirbt?"

„Ich begreife wenigstens nicht, daß man ohne sie lebt."

„Du hast Recht," erwiederte Colombau; „zuweilen sind mir diese Gedanken selbst gekommen."

„Dir, Colombau?" versetzte Camille erschrocken, denn diese Worte hatten in dem Munde des düsteren Bretagners eine ganz andere Bedeutung, als in dem des sorglosen Creolen.

„Mir, Camille, ja! . . . Doch beruhige Dich," sprach Colomban.

„Ja, Du sagtest es, Du hast einen Vater!"

„Auch habe ich Euch Beide, meine guten Freunde, und ich würde befürchten, einen Gewissensbiß bei Euch zu hinterlässen! Gehe also in Dein Zimmer! ich bin ruhig; ich habe nun nur noch einen Wunsch: meinen Vater wiedersehen!"

Als ihn sodann der junge Mann, ungeduldig, allein zu sein, düster und trostlos wie ein durch den Decemberwind seines Blätterwerks beraubter Baum zurückgelassen hatte, murmelte Colombau:

„Mein Vater! oh! ich hätte mich nie von Dir trennen müssen!"

XLV.

Abreise.

Die Abreise von Colombau war von ihm auf den Abend des folgenden Tages festgesetzt worden.

Es war für den jungen Mann eine grausame Minute, die Miuute, wo er diese Abreise Carmelite ankündigen mußte.

Carmelite saß und stickte, als Colombau, von Camille gefolgt, bei ihr eintrat.

Sie schaute empor, lächelte den zwei Freunden zu, reichte ihnen die Hand und setzte dann ihre Stickerei fort.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein. Die Brust der zwei Freunde war beklommen, um nicht mehr athmen zu können; ein sanfter, reiner Athem kam aus der dritten Brust hervor.

In dem Augenblicke, wo Carmelite die Freunde nach der Ursache ihres Stillschweigens fragen wollte, sagte der Bretagner mit seinem schwermüthigen Tone:

„Carmelite, ich reise."

Carmelite bebte und hob rasch das Haupt empor.

„Wie, Sie reisen?" fragte sie.

„Ja."

„Und wohin gehen Sie?"

„Nach der Bretagne."

„Nach der Bretagne? Warum nach der Bretagne, einen Monat, ehe die Ferien beginnen?"

„Es muß sein, Carmelite."

Das Mädchen schaute ihn starr an und wiederholte:

„Es muß sein?"

Der junge Mann raffte alle seine Kräfte zusammen, um eine am Tage vorher vorbereitete Lüge auszusprechen.

„Mein Vater will es," sagte er.

Doch die ehrlichen Lippen von Colombau boten sich so schlecht zu Verkleidung der Wahrheit, daß er diese vier Worte mehr stammelte, als aussprach.

„Sie reisen! Und ich?" versetzte das Mädchen mit einem erhabenen Egoismus.

Colombau wurde bleich wie der Tod: sein Herz war nahe daran, still zu stehen.

Camille fühlte im Gegentheil, daß eine Flamme

über sein Gesicht zog, und daß sein Herz immer rascher schlug.

„Sie wissen, Carmelite," sagte Colombau: „die menschliche Sprache hat ein Wort, an dem sich alle unsere Wünsche, alle unsere Hoffnungen brechen: Es muß sein!"

Colombau hatte diese Worte mit einer solchen Entschlossenheit gesprochen, daß Carmelite das Haupt neigte, als wären sie durch den Mund des Schicksals selbst gesprochen worden.

Doch die zwei Freunde sahen stille Thränen aus ihren Augen auf ihre Stickerei fallen.

Da entspann sich ein furchtbarer Kampf im Herzen des Bretagners . . . Camille folgte auf dem Gesichte von Colombau allen Fortschritten seines inneren Schmerzes; Colombau sollte vielleicht eben unterliegen, Carmelite zu Füßen fallen und ihr Alles sagen, da sprach Camille, die Hand auf die Schulter von Colombau legend:

„Lieber Colombau, um des Himmels willen, reise nicht!"

Dieses Flehen verlieh Colombau wieder seinen ganzen Muth.

„Es muß sein," sagte er zu Camille, wie er zu Carmelite gesagt hatte.

Camille wußte wohl, was er flehend that, und welche Macht seine Stimme über das Herz seines Freundes hatte.

Diese drei Worte, welche Carmelite nicht genügt hatten, genügten übrigens Camille.

Camille schwieg: die Wirkung, die er hatte hervorbringen wollen, war hervorgebracht.

Es folgte ein trauriger Abend auf die Erklärung von Colombau.

Erst in dem Augenblicke, wo sie sich verlassen sollten, sahen die jungen Leute klar in sich selbst.

Colombau begriff, welche unwiderstehliche, tiefe, un-

begränzte Liebe er für Carmelite hegte. Wäre er genöthigt gewesen, diese Liebe aus seiner Brust zu reißen, er würde sich ebenso wohl das Herz ausgerissen haben.

Doch diese Liebe, — seiner sicher, wie er es war, und nicht befürchtend, es werde je bei ihm dahin kommen, daß er seinen Freund verrathe, — er konnte sie wenigstens bewahren als einen Schatz von Thränen und Schmerzen.

Carmelite ihrerseits begriff, welche heftige Zuneigung sie für Colombau hegte.

Hatte sie sich aber in ihren einsamen Nächten, unter ihren Mädchenträumen, von Angesicht zu Angesicht dieser Zuneigung gegenüber befunden und in der Naivetät ihrer Seele an die Heirath gedacht, welche in ihren Augen die Folge jeder lebhaften Zuneigung sein mußte, dann hatte sie sich gefragt, ob der Vater von Colombau, — ein alter, wahrscheinlich von den Vorurtheilen seiner Kaste angesteckter Edelmann, — je dazu einwilligen würde, daß sein Sohn eine Waise ohne Vermögen und ohne Namen heirathe.

Ihr Vater war allerdings als Kapitän und auf dem Schlachtfelde gestorben, doch in der Zeit, zu der wir gekommen sind, hatte die Restauration zwischen dem Schwerte, das Napoleon gedient, und dem, welches Ludwig XVIII. gedient, eine solche Demarcationslinie gezogen, daß nichts Erstaunliches, selbst für Carmelite, darin lag, daß der Graf von Penhoël nicht zu der Heirath seines Sohnes mit der Tochter des Kapitäns Gervais einwilligte.

Der erste Gedanke, der Carmelite kam, war, der Vater von Colombau habe erfahren, in welchem vertraulichen Verhältniß die drei jungen Leute lebten, und er rufe Colombau zurück, damit dasselbe aufhöre.

Der Stolz von Carmelite empörte sich; sie machte keine Fragen mehr.

Es war ein trauriger Tag, diese letzten Stunden,

welche die drei Freunde mit einander zubrachten, Stunden, in denen mehrere Male die Rede auf den Lippen stockte und die Thränen aus den Augen fielen.

Doch während dieser äußersten Stunden verrieth nicht ein Wort, nicht ein Blick des strengen Bretagners die verzehrende Leidenschaft, die er in seiner Brust verbarg.

Wie der junge Spartaner, ließ er sich mit einem Lächeln auf den Lippen die Eingeweide zerreißen.

Dieses Lächeln war freilich das der Traurigkeit.

Es erschien die Stunde der Abreise; Colombau sagte Carmelite durch einen auf die bleichen, feuchten Wangen des Mädchens gedrückten freundschaftlichen Kuß Lebewohl; dann entfernte er sich, von Camille fortgezogen.

Camille führte Colombau bis zur Diligence.

Hier nahm Colombau seinen Freund zum letzten Male beiseit und ließ ihn schwören, er werde Carmelite als bestimmt, seine Frau zu werden, und bis sie seine Frau sei, achten.

Dann kam Camille nach dem Hause der Rue Saint-Jacques zurück, wo er das Mädchen ganz in Thränen fand.

Hieß es nicht in der That das Herz von Carmelite brechen, das letzte Band zerreißen, das sie noch an ihrem Leben von einst festhielt? Die Freundschaft von Colombau, entstanden aus der Hingebung und der Dankbarkeit am Bette ihrer todten Mutter, hatte ihr als Uebergang zwischen der Vergangenheit und der Zukunft gedient; diese Abreise riß aus dem Herzen der Waise die letzten Fetzen ihrer Kindheit! Fortan allein in der Welt, — denn Colombau hatte nicht gesagt, wann er zurückkommen werde, — nur vermögend, Freundschaft und Schutz von Camille, das heißt, von einem jungen Manne zu verlangen, dessen Leichtsinn und Zerstreuungssucht ihr, verglichen mit der ernsten Zärtlichkeit von Colombau, in

ihrer erschrecklichen Wahrheit erschienen, — hatte sie eine von jenen tiefen Traurigkeiten erfaßt, welche an die Verzweiflung gränzen, und sie fühlte sich nun vereinzelt, verloren in dieser unbekannten Wüste, die man die Welt nennt, ohne Zuneigung, ohne Stärke, ohne Stütze!

Sie weinte also, die Arme, bitter und reichlich, als Camille kam.

Bei dem Geräusche, das der Creole zurückkehrend machte, schaute Carmelite nur empor, um zu sehen, ob Colomban nicht zufällig mit ihm zurückgekehrt sei.

Als sie ihn allein sah, ließ sie ihren Kopf wieder auf ihre Brust fallen.

Camille blieb einen Augenblick stillschweigend auf der Thürschwelle stehen; er war weniger, als er glaubte, im Herzen des Mädchens vorgerückt.

Er begriff auch, daß er nicht von sich, sondern vom Bretagner sprechen mußte.

„Ich komme,“ sagte er, „um Ihnen von Colomban die Versicherung seiner tiefen Freundschaft zu bringen.“

„Was für eine Freundschaft ist das?“ fragte Carmelite mit einer düstern Miene; „eine Freundschaft, die sich nach Belieben knüpft und löst. Würde ich nicht, wenn ich hätte abreisen müssen, meine Freunde, sobald mein Reiseplan gefaßt war, davon unterrichtet haben? und hätte ich ihn, nachdem er gefaßt war, so schnell und so grausam ausgeführt?“

Arme Carmelite! sie vergaß oder gab sich den Anschein, als vergäße sie, was ihr Colomban vom Briefe seines Vaters gesagt hatte.

Camille sah ein, was im Herzen des Mädchens vorging, und auch, welchen Nutzen er aus dieser vorgeblichen Opposition des Vaters von Colomban ziehen konnte; doch durch einen Brief von Colomban, wenn Camille sich auf dieses Motiv stützte, konnte er auf der That der Lüge ertappt werden, und Camille wußte, das rechtschaf-

fene Herz der Waise würde ihm Alles vergeben, die Lüge ausgenommen.

Er beschloß also, sich in der Nähe der Wahrheit zu halten.

„Glauben Sie mir, liebe Carmelite," sagte er, „nur ein sehr wichtiger Beweggrund konnte Colombau bestimmen, abzureisen."

„Was ist aber dieser wichtige Beweggrund?" fragte Carmelite; „mir das Geständniß desselben verweigern, heißt das nicht mir sagen, er sei beleidigend für mich?"

Camille schwieg.

„Was ist es? sprechen Sie!" fügte Carmelite mit einer gewissen Ungeduld bei.

„Ich kann nicht, Carmelite."

„Sie müssen, Camille, wenn Sie einen Werth darauf legen, daß meine Freundschaft für Colombau bleibt, was sie ist, aufrichtig und stark; Sie müssen, und es ist Ihnen nicht erlaubt, mich Ihren Freund beargwohnen zu lassen: es ist Ihre Pflicht, ihn zu rechtfertigen, da ich ihn anklage."

„Ich weiß, ich weiß Alles dies, Carmelite!" rief Camille; „fragen Sie mich aber nicht, warum Colombau abgereist ist . . . Ihnen zu Liebe, mir zu Liebe, uns Allen zu Liebe, fragen Sie mich das nicht!"

„Ich frage Sie es im Gegentheil gebieterisch," erwiederte das Mädchen; „ist es ein Kummer, den er mir ersparen will, so sprechen Sie, denn kein Kummer kann für mich größer sein, als der einer verrathenen Freundschaft. Erklären Sie sich also im Namen der Redlichkeit!"

„Sie wollen es, Carmelite?" sagte Camille, der sich den Anschein gab, als wiche er der Gewalt.

„Ich fordere es."

„Nun denn, er ist abgereist . . ."

Camille hielt inne, als weigerte sich seine Zunge, ihm zu gehorchen.

„Sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Nun, Colombau ist abgereist, weil . . .“

„Weil? . . .“

„Weil . . .“ wiederholte zögernd der junge Mann.

„Nun?“

„Oh! es ist so schwer zu sagen, Carmelite!“

„Es ist also nicht die Wahrheit?“

„Es ist die reine Wahrheit.“

„Dann sagen Sie sie rasch und dreist.“

„Colombau ist abgereist . . . Colombau ist abgereist . . . weil ich Sie liebe!“

Er hatte Recht, zu zögern, der geschickte Creole, ehe er das ich aussprach.

Es lag ein tiefer Abgrund in diesem Fürwort, so kurz es war. Hätte Camille, statt zu sagen: „Ich liebe Sie!“ gesagt: „Colombau ist abgereist, weil er sie liebt,“ so stand Camille Colombau nicht nach.

Hätte Camille gesagt: „Weil Colombau Sie liebt, und ich Sie auch liebe,“ so stellte er Carmelite mit der ganzen Wahlfreiheit zwischen diese doppelte Liebe.

Carmelite ermaß mit einem Blicke die aufopfernde Hingebung des Bretagners, welcher abgereist war, den Egoismus des Creolen, der geblieben war.

Haben wir, wir sagen nicht den Charakter, sondern das Temperament von Camille wohl analysirt, so weiß der Leser schon, daß, nicht um eine Leidenschaft, sondern um eine einfache Laune zu befriedigen, Camille vor keinem Hinderniß zurückgewichen wäre, konnte nun das Hinderniß durch die List umgangen, konnte es nur durch den Muth über den Haufen geworfen werden; er ging immer auf sein Ziel zu, gerade, wenn er konnte, schräge, wenn er es nur auf eine schräge Art zu erreichen vermochte. Sinnlich vor Allem, war es die Heftigkeit der Begierden und nicht die Tiefe der Verdorbenheit, was ihn eine schlimme Handlung zu begehen veranlassen konnte; hatte diese schlimme Handlung ein böses Resultat, so war er fähig zu heftigen Gewissensbissen, welche aber um so we-

niger dauerhaft, als die Reizbarkeit seiner Nerven seinen Gewissensbissen eine übertriebene Energie verlieh. Und dennoch, so sittenlos Camille instinctartig sein mochte, das letzte Opfer seines Freundes, den er so eben ihn geleitend umarmt hatte, war seinem Geiste noch so gegenwärtig, daß er, trotz dieser tiefen Sittenverderbtheit, zögerte, ihn so schnell zu verrathen.

Er antwortete also Carmelite eine halbe Wahrheit, indem er ihr erwiederte: „Colombau ist abgereist, weil ich Sie liebe!"

So antwortend war er nur halb Verräther.

Colombau hätte seinen Freund nicht reisen lassen; wäre aber dieser Freund ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen oder wider seinen Willen gereist, so würde er gesagt haben: „Camille ist abgereist, weil er Sie liebt; Camille ist mehr werth als ich, da ich nicht den Muth gehabt habe, abzureisen."

Die Ursache der Abreise von Colombau, auf diese Art Carmelite eröffnet, brachte auch auf sie die Wirkung eines Donnerstreichs hervor.

Sie schaute Camille starr an, so starr, daß dieser erröthete und die Augen niederschlug.

„Camille, Sie lügen!" sagte sie; „nicht Ihretwegen ist Colombau abgereist."

Camille erhob das Haupt.

Diese Anschuldigung war nicht diese, welche er befürchtete.

„Einzig und allein meinetwegen," antwortete er.

„Was konnte denn Colombau die Liebe machen, die Sie für mich zu haben behaupten?" fragte das Mädchen.

„Er hatte bange, Sie zu lieben," erwiederte der Creole.

„Guter Colombau!" murmelte Carmelite.

Dann wandte sie sich an Camille und sprach:

„Lassen Sie mich allein, mein Freund; es ist für mich Bedürfniß, zu weinen und zu beten."

Camille nahm die Hand des Mädchens und küßte sie ehrerbietig; eine Thräne fiel aus seinen Augen auf die Hand von Carmelite.

Welche Quelle hatte diese Thräne geliefert? War es die Dankbarkeit, die Scham oder der Gewissensbiß?

Carmelite erkundigte sich nicht hienach: für sie war eine Thräne eine Thräne, das heißt eine Perle, die der Schmerz, sich darein versenkend, aus dem tiefen Ocean holt, den man das Herz nennt.

Camille ging in seine Wohnung zurück und war ganz erstaunt, sein Zimmer erleuchtet zu finden.

Er war noch mehr erstaunt, als er eine Frau in seinem Zimmer sah.

Diese Frau war die Prinzessin von Vanvres, welche, von der nahe bevorstehenden Abreise von Colombau unterrichtet, die Wäsche brachte, die sie von ihm hatte.

Nur hatte sich die schöne Chante-Lilas, — man erinnert sich, daß dies der Name der Prinzessin von Vanvres war, — um eine Viertelstunde verspätet.

Da sie aber die Wäsche irgend Jemand übergeben wollte, so hatte sie die Rückkehr von Camille abgewartet.

Camille war, wie man weiß, erst zurückgekommen, nachdem ihn Carmelite gebeten, sie allein zu lassen, so daß es in dem Augenblicke, wo Camille in sein Zimmer kam, halb elf Uhr sein mochte.

Das war sehr spät, um allein nach Vanvres zurückzukehren.

Camille bot der Prinzessin das Zimmer seines Freundes Colombau an.

Die Prinzessin machte einige Schwierigkeiten, doch auf die Versicherung, es sei ein Riegel an der Verbindungsthüre, nahm sie an.

War nun ein Riegel da oder war keiner da? blieb der Riegel vorgeschoben oder gezogen? Das werden wir wahrscheinlich beim ersten Zusammentreffen des verführerischen Camille und der schönen Chante-Lilas errathen.

———

XLVI.

Sturmnacht.

Da wir, — bis jetzt wenigstens, — durchaus nicht wissen, was in dieser Nacht vorfiel, so wollen wir Camille in dem Augenblicke nehmen, wo er am andern Tage, Morgens gegen elf Uhr, vor der Thüre von Carmelite erscheint und eine Minute träumerisch stehen bleibt, ehe er an diese Thüre klopft.

Wovon träumte Camille?

Von dem schwierigen, wir möchten beinahe sagen, unmöglichen Werke, das er unternahm.

Er kannte Carmelite, er wußte, daß ihre Tugend auf strengen und tief befestigten Grundsätzen beruhte.

Um sie zu besiegen, mußte man also Gewalt oder eine außerordentliche Geschicklichkeit anwenden.

Camille war eben so geschickt, als er stark war.

Er studirte Carmelite seit langer Zeit, wie ein General einen Kriegsplatz studirt.

Sollte er ihn nach dem Beispiele von Malherbe durch eine regelmäßige Belagerung, das heißt, durch emsige Bemühungen, durch die Bestrebungen und Aufmerksamkeiten jedes Augenblicks nehmen, deren Wirksamkeit der Dichter in den Versen proclamirt:

Enfin cette beauté m'a la place rendue,
Que d'un siége si long elle avait défendue;
Mes vainqueurs sont vaincus ! . . *)

*) Endlich hat diese Schönheit mir den Platz übergeben, den sie gegen eine so lange Belagerung vertheidigt; meine Sieger sind besiegt. . .

Sollte man sich desselben durch Aushungerung, mit Gewalt, durch Laufgräben, durch Stürmung bemächtigen?

Nein, diese ganze Strategie wäre gescheitert.

Man konnte nur durch Ueberrumpelung siegen.

Camille beharrte also hiebei, und nachdem dieser Entschluß gefaßt war, wartete er kalt auf die Gelegenheit.

Es war das letzte Brausen seines Herzens, das letzte Verlangen seiner Einbildungskraft, was er, — mit dem Vorbehalte, Verlangen und Brausen später wieder aufzuwecken, — in der Pause eines Augenblicks, die er vor der Thüre von Carmelite machte, einzuschläfern bemüht war.

Er trat ein.

Carmelite hatte wenig geschlafen und viel geweint.

Sie empfing Camille kalt.

Dieser Empfang entsprach den Plänen von Camille.

Von diesem Tage an war er hartnäckig beflissen, ein exemplarisches Leben zu führen.

Er strebte nach dem Gegentheile seiner früheren Thorheiten und Unregelmäßigkeiten und gab jeden Augenblick Beweise von einer Vernunft, der man ihn unfähig gehalten hätte.

Er dämpfte das Geräuschvolle seiner gewöhnlichen Heiterkeit und wurde ernst und zurückhaltend.

Man begreift, was der Zweck von Camille war.

Er mußte aus dem Herzen von Carmelite das letzte Andenken an den Abwesenden löschen. Wie konnte aber Camille Colombau vergessen machen? Indem er dem Mädchen den ganzen Ernst, die ganze Melancholie, den ganzen Ordnungsgeist des Bretagners gepfropft auf eine größere Leutseligkeit und eine außerordentliche Distinction wiedergab.

Carmelite glaubte naiver Weise, diese Verwandlung rühre halb von dem Kummer, den Camille die

Abreise seines Freundes verursache, halb von der Liebe, die er für sie fühle, her.

Es schmeichelte ihrem Mädchenstolze, daß der junge Mann, einzig und allein in der Hoffnung, ihr zu gefallen, seinem Charakter, seinen Gewohnheiten, seinen Neigungen Zwang anthat und seine theuersten und entschiedensten Launen von sich warf.

Ei! mein Gott! jedes achtzehnjährige Mädchen hätte sich ebenso getäuscht.

Camille betete früher die Oper an, und nun setzte er keinen Fuß mehr dahin.

Camille ging regelmäßig drei Tage in der Woche in die Reitschule und machte von da seine Promenade im Walde: er verzichtete plötzlich auf die Reitschule und auf den Spazierritt.

Camille hatte in den oberen Quartieren von Paris fünf bis sechs Freunde, Americaner wie er, mit denen er von Zeit zu Zeit zu Mittag und zu Nacht zu speisen pflegte: Camille ging nicht mehr aus.

Zwanzigmal, während er bei Carmelite war, klingelte oder klopfte man bei ihm; jedes Mal, trotz des dringenden Zuredens von Carmelite, weigerte er sich, nachzusehen, wer klopfte oder klingelte.

Wie Carmelite, wollte er in der Einsamkeit und in der Sammlung des Gemüths leben.

Camille hatte botanische Werke gekauft; diese Wissenschaft war ihm ganz fremd, und er bat Carmelite, ihn zu lehren, was Colombau sie gelehrt hatte.

Man würde uns nun schlecht begreifen, glaubte man, Camille habe kalt diese Maske der Heuchelei genommen, um Carmelite zu verführen.

Er liebte sie.

Dieses Wort hat indessen, auf Camille angewandt, nicht das Gewicht desselben Wortes auf Colombau angewandt.

Der Bretagner liebte mit aller Macht seiner Seele;

Camille liebte mit allen Begierden seiner Einbildungskraft; nur waren die Begierden größer, als sie je gewesen.

Bis dahin umgeben von Frauen der leichten Eroberung, war Camille übermäßig aufgeregt durch die hartnäckige Tugend von Carmelite, und er setzte alle Mittel seines Geistes in Thätigkeit, um darüber zu siegen, während er vielleicht selbst nur die Verführungen seines Herzens anzuwenden glaubte.

Hätte Carmelite, statt sich über die Verwandlung, deren Ruhm sie sich zuschrieb, zu täuschen, Camille gezwungen, seinen ursprünglichen Charakter, seine natürlichen guten Eigenschaften und seine natürlichen Fehler wiederanzunehmen, so hätte sie vielleicht, vermöge der glühenden Liebe, die er für sie fühlte, ein redliches und gutes Wesen aus ihm gemacht, indeß sie, indem sie sich durch ihn täuschen ließ und sich selbst täuschte, ihn, ohne ihr Wissen, auf diesem Wege der Lüge und des Betrugs ermuthigte.

Eine Folge hievon war, daß Camille jeden Tag mehr Boden gewann.

Die Stellung, die ihm seine Offenherzigkeit bei Carmelite durch die Worte gemacht: „Colombau ist abgereist, weil ich Sie liebe," hatte ihn jedes Geständnisses überhoben, wie sie Carmelite jeder Antwort überhob.

Sobald Colombau Camille das Feld frei ließ, verzichtete er auf Carmelite.

Es fragte sich, ob Carmelite Camille lieben konnte.

Doch der junge Creole hatte den Glanz des Colibris und die Geschmeidigkeit der Brillenschlange.

Nicht ein einziges Mal sagte er zu dem Mädchen: „Wollen Sie meine Frau sein?" Jeden Augenblick sagte er aber: „Wenn Sie meine Frau sein werden . . ."

Und es wurden dann die entzückendsten Pläne zu Reisen, von denen man in der Welt der Künstler ausruhen würde, vor den Augen des Mädchens entwickelt.

Da sah Carmelite, unter der glühenden Beredtsamkeit von Camille, wie ein glänzendes Panorama alle bezaubernde Bilder dieses Lebens zu zwei sich entrollen.

Eines Tags antwortete sie lächelnd:

„Das ist ein Traum, Camille!"

Der junge Mann drückte sie an sein Herz und rief: „Nein, Carmelite, es ist eine Wirklichkeit."

Von diesem Tage an fühlte Camille, daß er richtig getroffen hatte.

Das Mädchen war in der Gewalt von Camille.

Camille blieb aber nichtsdestoweniger ernst und ehrfurchtsvoll; Carmelite war keine von den Frauen, bei denen man sich zweimal umwandeln darf.

Eine Niederlage, das war der Tod der Hoffnungen von Camille.

Er wartete also mit der Geduld der auf einem Aste auf der Lauer liegenden Tigerkatze, der im Busche zusammengerollten Schlange.

Eines Abends ging sie in den Garten hinab, — in den Garten, wo drei Monate vorher Colombau einen Theil der Nacht mit dem Mädchen zugebracht hatte.

An diesem Abend herrschte eine erstickende Hitze.

Es war einer von den glühenden Tagen am Ende des Monats August gewesen, wo der Donner vergebens die dichte Atmosphäre zu durchdringen sucht; Blitze durchfurchten, einen erschrecklichen Sturm vorhersagend, den Himmel von Westen nach Osten.

Doch vergebens flehten die auf ihren Stängeln gebeugten Pflanzen, die auf ihren Zweigen zusammengezogenen Blätter um einen wohlthätigen Regen.

Gleich einer Luftpumpe schien der Himmel die belebende Luft zu absorbiren, und die ganze Natur keuchte wie von einem nahen Schlagflusse bedroht.

Die zwei jungen Leute erlitten, ohne ihr Wissen, die Einwirkung dieser elektrischen Atmosphäre: das Leben schien momentan in ihnen gehemmt, und sie warteten

wie die Blumen, wie die Thiere, kurz wie die ganze Natur auf den Regen, der ihnen die Vitalität wiedergeben sollte.

Es fand indessen ein Unterschied zwischen Carmelite und Camille statt: an die tropische Hitze seiner Heimath gewöhnt, hatte Camille durchaus nicht, wie Carmelite, das Selbstbewußtsein verloren, und als er die lethargische Betäubung, die träumerische Schlafsucht des Mädchens sah, begriff er, die so lange ersehnte Gelegenheit komme ihm endlich entgegen.

Wie das Lied der Amme den Säugling ihn wiegend einschläfert, so begannen seine Liebesworte, geschickt abgestuft und gewisser Maßen wie entblätterter Mohn auf das Haupt von Carmelite geschüttelt, sie in den magnetischen Schlaf, den tiefsten, den gefährlichsten, den unwiderstehlichsten von allen Schlafen, zu versetzen.

Wer im Schatten die Augen des jungen Mannes hätte funkeln sehen, hätte sich im Feuer seiner Blicke nicht täuschen können.

So lähmt der Sperber, sich in einem immer engeren Kreise drehend, die Lerche, die er einschläfert.

So bezaubert die Schlange den Vogel, den sie von Zweig zu Zweig bis in ihren gähnenden Rachen herabzusteigen zwingt.

Oh! nicht so hatte Colombau Carmelite in der anbetungswürdigen Frühlingsnacht angeschaut, welche Beide in demselben Garten, im Schatten derselben Syringen zugebracht.

Zwischen diesen zwei Nächten war, wie zwischen den zwei jungen Leuten, der Unterschied, der zwischen dem Frühling und dem Sommer stattfindet.

In der That, jung, frisch, schüchtern, wagte es dort der Frühling kaum, seine Knospen zu erschließen.

Kräftig, kühn, verzehrend, streute der Sommer hier im Gegentheil seine Blumen umher.

Auf der einen Seite war es die Kindheit mit ihren Schwankungen, ihren Unruhen, ihren Bangigkeiten.

Auf der anderen Seite war es die Jugend mit ihrer Dreistigkeit, mit ihrem Feuer, mit ihrem Ungestüm.

An dem Frühlingstage, welcher der Nacht vorhergegangen, die Colombau und Carmelite mit einander zugebracht, hatte der Donner auch gerollt, hatte das Leben auch gehemmt geschienen; doch der Regen war gefallen, und die Vegetation war vom Tode gerettet gewesen.

In dieser Sommernacht dagegen erflebten die Pflanzen vergebens die Milde des Himmels: sie mußten das Haupt beugen, ihre Blumenblätter eines nach dem andern fallen lassen und sterben.

Nach dem Bilde der Pflanzen, war Carmelite auch gezwungen, das Haupt unter dem Gewichte der Feuernacht zu beugen, und in Ermangelung von belebendem Thau waren es die unaussprechlichen Freuden der Liebe, die sie ihrer Betäubung entzogen, ihrem Schlafe entrissen.

In dieser Nacht löste die arme Carmelite eines nach dem andern die Blätter von ihrem Unschuldskranze ab, und der Schutzengel ihrer Jugend stieg wieder zum Himmel auf und verbarg in seinen Händen die Röthe seiner Stirne.

Allein in ihr Zimmer zurückgekehrt, erblickte sie ihren schönen Rosenstock auch ganz vom Sturme gebeugt.

Sie ging mit Wangen zugleich glühend und von Thränen benetzt auf ihn zu.

Was an Blüthen und Knospen daran war, sie pflückte Alles, legte es in einen weißen Schleier, schloß es in eine Schublade ihrer Toilette und sprach:

„Sterbet, sterbet, Rosen von Colombau!“

Dann nahm sie eine Wasserflasche, goß ihren ganzen Inhalt, den Kopf schüttelnd, an den Fuß ihres Rosenstocks und murmelte traurig:

„Nun blühet Rosen von Camille!“

———

XLVII.

Der Mensch denkt.

Sobald Carmelite ihm gehörte, nahm Camille sein Naturell wieder an.

Das Ziel war erreicht: wozu fortan die Heuchelei?

Bemerken wir indessen, daß er die zu sehr hervorspringenden Seiten seines Charakters glättete und sich bemühte, dem Mädchen zu gefallen, das er leidenschaftlich liebte.

Unter den berauschenden Glückseligkeiten dieser seltsamen Liebe hatte Carmelite die ersten Tollheiten und den Leichtsinn des jungen Americaners vergessen.

Diese anbetungswürdigen Stunden schienen ihr ewig währen zu müssen, und, war es nun Vertrauen zu Camille, war es Selbstbeherrschung, sie schien sich nichts um die Zukunft zu bekümmern.

Sie glaubte sich unbeschränkte Gebieterin des jungen Mannes, da sie ihn gegen alle ihre Wünsche unterwürfig, gegen alle ihre Worte gehorsam sah.

So eines Tags, als sie auf dem Gesichte eines Nachbars, — immer die Nachbarn! verdammte Nachbarn! möchten Sie, lieber Leser, nie Nachbarn haben und nie der Nachbar von irgend Jemand sein! — als sie eines Tags auf dem widerlichen Gesichte eines Nachbars unzweideutige Merkmale der Mißbilligung wahrzunehmen geglaubt hatte, theilte sie es Camille mit, und dieser machte ihr sogleich den Vorschlag, auszuziehen.

Carmelite nahm es an.

Man war nur um das Quartier besorgt, das man bewohnen würde. Camille wollte in eines der reichsten Quartiere von Paris gehen, nach der Chaussée d'Antin, —

in den Mittelpunkt aller Blicke, während man alle Blicke floh; umgeben von tausend Nachbarn, während man erschreckt durch einen einzigen Nachbar floh.

Das war abermals eine von den Nuancen vom Charakter von Camille: es wäre dem Hochmüthigen nicht unangenehm gewesen, in der Sonne der Pariser Welt die Schönheiten seiner neuen Eroberung zur Schau zu stellen.

Ohne sich den Zweck des jungen Mannes zu erklären, begriff aber Carmelite, daß das Glück im Schatten lebt und in der Sonne stirbt, wie das Veilchen; sie gab also die größten Bangigkeiten kund; sie bat Camille, nicht an die reichen Quartiere von Paris zu denken, sondern im Gegentheil ihr Nest unter einen schattigen Baum der Umgegend zu hängen.

Camille unterlag unwillkürlich der wohlthätigen Macht von Carmelite: er bot ihr eines Morgens den Arm, um nach dem Lande zu gehen; es handelte sich darum, einen vor den Nachbarn geschützten, einsamen Aufenthaltsort zu suchen.

Ach! wer von uns armen Träumern hat nicht den reizenden Plan gemacht, sein Nest an einem schattigen, einsamen Orte zu bauen, wo die Stimme der Menschen das melodische Lied seiner Liebe nicht stören würde? Ein weißes Häuschen, berankt von Weinreben, Geisblatt und Rosenstöcken; umgeben von großen Bäumen, wie ein sonorer Käfich, wo die ewige Symphonie der Vögel ertönt! ein Bach begränzt von Goldknöpfen, Maßlieben und Mausöhrchen, dessen Gemurmel den Gesang dieser Musiker der Luft begleitet; ein sich hinschlängelnder Fußpfad, wo die im vorhergehenden Jahre abgefallenen Blätter das Geräusch der Tritte dämpfen, die sich in einem dunklen Walde verlieren; mit einem Worte eine Art von Betzimmer von Grün, wohin man sich zu zwei zurückziehen und zu jeder Stunde den Gott feiern könnte, der den Himmel, die Arbeit und die Liebe

geschaffen hat! sagen Sie, ist das nicht der anbetungswürdige Traum, den Jeder von uns gemacht hat und ewig zu verwirklichen versucht ist?

Nun wohl, diesen Traum verwirklichten Camille und Carmelite: sie gingen an einem Sonntage Morgens ab, jedes seinerseits, aus Furcht, den Neid der Einen und die Bosheit der Andern zu erregen, und trafen bei der Barrière du Maine zusammen, wo sie sich Arm in Arm nahmen, mit der Freude von Neuliebenden, welche auf eine Stunde sich zu trennen genöthigt gewesen sind.

Es war an einem herrlichen Tage; der Himmel hatte sich mit einem blendenden Azur angethan; die Ebenen wogten unter einem goldenen Teppich; die Bäume der Straße schüttelten majestätisch ihre Helmbüsche, von denen die ersten verwelkten Blätter entflogen, wie sich von unseren Herzen die ersten Illusionen lösen. Die zwei jungen Leute schienen unter einem Triumphbogen zu gehen; die Natur gibt solche Feste den Liebenden mit einer wunderbaren Verschwendung: eine verschwiegene und gefällige Mitschuldige, eine unversiegbare Amme, scheint sie wie eine Mutter ihre fruchtbaren Brüste der neugeborenen Liebe zu bieten.

Sie gingen so durch die Ebenen, welche nach Meudon führen, auf dem ganzen Wege die Bewunderung der Einen und der Andern erregend; Jeder folgte ihnen entzückt mit den Augen, die Aeltesten wie einer Erinnerung und einem Beklagen der Vergangenheit, die Jüngsten wie einem Versprechen und einer Hoffnung auf die Zukunft.

Es war in der That ein Paar würdig die Blicke anzuziehen, jung, schön, verliebt: Camille mit einem Reflexe von Hochmuth, Carmelite mit einer Nuance von Schwermuth; es war das lebendige Bild des Glückes, dem nicht einmal das weiße Wölkchen fehlte, das immer am reinsten Himmel einen Flecken bildet; man hätte glauben sollen, man könne etwas von ihrer Glückselig-

keit behalten, wenn man nur einen Flügel ihrer Kleider berühre.

Sie kamen so nach dem Bas-Meudon. — Meudon hatte Camille noch zu sehr bevölkert geschienen.

In das Häuschen eintretend, das sie nicht kannte, hatte Carmelite eine Freude: sie fand hier ihren Rosenstock.

Ohne zu wissen, welche geheime Erinnerungen mit dieser poetischen Staude verknüpft waren, kannte Camille doch die tiefe Zärtlichkeit von Carmelite für diese Art von wohlriechendem Talisman; er hatte einem Commissionär den Befehl gegeben, den kürzesten Weg zu nehmen, während er und Carmelite den längsten wählten, so daß diese, wie gesagt, ihren Rosenstock vor ihr angekommen fand.

Als ihr Rosenstock umarmt, geliebkost in ihr Zimmer getragen war, beschäftigte sich Carmelite mit dem Uebrigen des Hauses.

Das war eine reizende kleine Hütte, erbaut von einem Künstler nach Art der ländlichen Häuser, welche vierzig Jahre früher Marie Antoinette in Klein-Trianon hatte errichten lassen, das heißt ein Bau von Erde, Backsteinen, Holz mit seiner Rinde, Jungfernrebe, Ephen und Jasminen; — das Ganze schiefwinkelig wie die Phantasie, pittoresk wie der Zufall.

Im Erdgeschoße waren das Vorzimmer, der Salon, das Speisezimmer, die Küche.

Eine kleine innere Treppe ging zu einer Terrasse empor, welche man leicht bedecken konnte, wodurch sie sodann ein reizendes Sommerspeisezimmer wurde.

Eine äußere Treppe, die sich längs der Mauer hinzog, und um deren Geländer sich die riesigen Blätter der Osterluzeien rollten, führte zu zwei Zimmern und zwei Ankleidecabinets.

Zwei Dienstbotenzimmer vervollständigten dieses

kleine Rothkehlchennest, das beinahe ganz unter den Blättern, dem Moose und den Blumen verborgen war.

Ein köstlicher kleiner Pavillon erhob sich im Garten.

„Oh!“ sagte Carmelite, als sie ihn besichtigte, „das ist ein hübscher Pavillon! Was werden wir damit machen?“

„Das wird die Wohnung von Colombau sein,“ antwortete Camille ruhig.

Carmelite wandte sich ab; sie fühlte, daß sie purpurroth wurde.

Zehnmal, wie man wohl begreift, war der Name Colombau von Camille ausgesprochen worden; bei Carmelite schien dieser Name an die Tiefe ihres Herzens festgenietet zu sein und nicht mehr daraus hervorkommen zu können; doch nie war der Schatten des verrathenen Freundes wie diesmal im ganzen Glanze seiner Redlichkeit erschienen.

So hoffte also Camille, nachdem er ihn schmählich betrogen, Colombau zum Zeugen seines Verrathes zu machen.

Die Erinnerung an die Redlichkeit von Colombau war sogleich in den Geist von Carmelite zurückgekehrt, und obschon sie nichts von der tiefen Liebe, welche Colombau für sie hegte, und folglich von dem Umfange des Opfers, das er seinem Freunde gebracht, wußte, fühlte sie doch, daß es Colombau grausam verletzen mußte, wenn man ihm das Schauspiel ihrer Liebe für einen Andern gab.

Als ihre Röthe vergangen war, wiederholte sie auch mit unsicherer Stimme:

„Colombau? . . . Haben Sie mir nicht gesagt, er sei abgereist, weil Sie mich liebten?“

„Allerdings,“ antwortete Camille.

„Wenn er abgereist ist, weil Sie mich liebten, so liebte er mich also auch?“ fuhr das Mädchen fort.

„Ei! gewiß liebte er Dich, theure Freundin!“ er-

wiederte Camille; „doch Du weißt, die Abwesenheit verwischt viele Dinge: wird ihm nicht, wenn er auch ein wenig argwöhnisch vor unserer entstehenden Glückseligkeit gewesen ist, seine Freundschaft für uns unser gegenwärtiges Glück theuer machen?"

Carmelite seufzte; es war also anerkannt, daß die Abwesenheit viele Dinge verwischte. . .

Somit, dachte sie, wenn sich Camille entfernte, würden viele Dinge verwischt werden!

Sie ging ganz träumerisch in ihr Zimmer hinauf.

Dieses Zimmer war die Zwillingsschwester von dem, welches Carmelite in der Rue Saint-Jacques bewohnte: Camille hatte es auf dieselbe Art meubliren lassen; es waren dieselben weißen Vorhänge, dieselbe rosenfarbige Fußdecke.

Mit der Phantasie des Künstlers und dem Geschmacke des Weltmannes meublirt, enthielten die anderen Zimmer Meisterwerke der Pariser Kunstschreinerei; es war eine Reihe von Boudoirs, in denen sich der ernste Colombau sehr unbehaglich gefühlt haben würde.

Camille hatte also weise gethan, daß er ihm eine abgesonderte Wohnung vorbehalten.

Die zwei Liebenden brachten den ganzen Monat September in einer himmlischen Vertraulichkeit zu; der Eine stand nur auf, um an die Andere zu denken, Diese legte sich nur zu Bette, um von Jenem zu träumen.

Nicht ein Augenblick des Tages verging, der nicht durchaus, ausschließlich für sie gemacht zu sein schien.

Sie hatten Alles vergessen, Paris, die Rue Saint-Jacques, die ganze Welt, und wir würden sagen, Colombau, könnten wir nicht von Carmelite Rechenschaft über die Seufzer verlangen, die sie zuweilen, indem sie die Augen schloß und mit der Hand über die Stirne strich, entschlüpfen ließ.

Abgesehen von den Seufzern, — die der Geschichtschreiber allein wahrnehmen kann, während sie der Lieb-

haber nicht hörte, — hatte die Welt in ihren Augen nur ein Stück Land: ihren Garten; nur einen Fluß: den Bach ihres Gartens, und wir fügen sogar bei, nur eine Sonne: die, welche hinter den großen Bäumen ihres Gartens aufging.

Ihre Gleichgültigkeit gegen die Dinge war ihrer Gleichgültigkeit gegen die Menschen ähnlich: die Musikstücke fehlten, gewisse Toilettegegenstände des Einen und des Andern verlangten Erneuerung, man hatte tausend Gründe, nach Paris zu gehen; doch man war so gut in dem Hüttchen des Bas-Meudon, daß man sich nicht entschließen konnte, dasselbe zu verlassen.

Und dann, wieder mit einander in der Rue Saint-Jacques erschefnen, in das Haus zurückkehren, wo man Alles mitzunehmen geglaubt hatte, indeß man doch so viele Dinge vergessen, deren Mangel die Nothwendigkeit fühlbar machte, wieder an allen den spöttischen Nachbarn vorbeigehen, das war eine Unverschämtheit, welche die Kräfte von Carmelite überstieg.

Ueberdies, da man einen Monat lang alle diese Gegenstände entbehrt hatte, konnte man sie auch noch einen Monat entbehren.

Warum ging Camille oder Carmelite, der Eine oder die Andere, nicht allein nach Paris?

Allein nach Paris gehen, der Eine oder die Andere, das hieß sich verlassen, und sich einen Augenblick in diesen strahlenden ersten Stunden der Liebe verlassen hieß sich für eine Ewigkeit verlassen.

Man ertrug also noch vierzehn Tage die Entbehrung dieser Gegenstände, deren Abwesenheit man Anfangs nicht bemerkt hatte, welche aber, man wußte nicht warum, alle Tage unentbehrlicher wurden.

An einem schönen Abend mußte man sich indessen entschließen, ein Verzeichniß von allen den Dingen zu machen, deren man bedurfte, und es wurde verabredet, Camille sollte am andern Morgen nach Paris gehen und

Alles, was in der Hütte des Bas-Meudon fehlte, kaufen, oder im Hause des Quartier Saint-Jacques holen.

Nachdem er bis vor der Thüre gewesen und zehnmal zurückgekommen war, ging Camille ab.

Carmelite folgte ihm mit den Augen, so lange sie ihn sehen konnte.

Camille seinerseits sandte ihr Tausende von Küssen zu und machte ihr alle Arten von Zeichen mit seinem Taschentuche.

Endlich verschwand er an der Ecke des Weges.

Camille sollte den ersten den besten Wagen nehmen, und vor zwei Uhr Nachmittags wäre er sicherlich zurück.

Aber seht doch ein wenig die Bosheit der Vorsehung, der man, wir wissen nicht warum, fortwährend diesen Namen gibt, denn darf man Vorsehung eine Göttin nennen, welche so bitter aller unserer Entwürfe spottet und jeden Augenblick sich damit belustigt, daß sie uns auf die verletzendste Weise mystificirt?

Wir werden die Treue von Camille nicht übertreiben: wir haben lange und offenherzig genug unsere Meinung über den Creolen gesagt, um nicht verdächtig zu scheinen; aber sprechen Sie, ist nicht eine Nuance von Misanthropie im Verfahren der Vorsehung gegen ihn?

Sechs Wochen lang ist er an der Seite von Carmelite geblieben, ohne sie einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren; endlich kommt der Wechsel der Jahreszeit; der Herbst mit seinen ersten Octoberwinden macht sich fühlbar: Carmelite braucht weniger sommerliche Kleider; Camille stärker gestoffte Pantalons; man braucht eine Menge andere Dinge, und troß Alles dessen, was man braucht, entschließt sich Camille, nach Paris zu gehen, nur mit beklommenem Herzen und mit dem lebhaftesten Verlangen, zwei Stunden nach seinem Abgange, wenn dies möglich ist, zurückzukehren.

Camille geht also in den lobenswerthesten Intentionen der Welt ab.

Diese Abwesenheit konnte ihm überdies die Rückkehr nur theurer machen; er wird wiederkommen, nachdem er während einer Entfernung von einigen Stunden alle seine Liebesschätze erneuert hat.

Ach!

Wie es scheint, ermüdet durch die ziemlich indiscrete Art, auf welche man sich gegen sie in den letzten Zeiten benommen hat, traut die Versehung den Bewohnern unseres überlästigen Planeten nicht mehr und vereitelt unbarmherzig ihre Pläne!

Ohne Zweifel in Folge dieser tiefen Ermüdung vereitelte die Vorsehung den Entschluß von Camille, indem sie ihn in den gefährlichsten Hinterhalt, den es für einen Menschen von seinem Charakter gab, fallen ließ.

Er hatte nicht zweihundert Schritte außerhalb Bas-Meudon gemacht, als er in einer Wolke von Goldstaub zwei Mädchen in weißen Kleidern erblickte, welche auf zwei schwarzen jungen Eseln ritten.

Der Mensch denkt, aber der Teufel lenkt!

XLVIII.

Camille bei den Volskern.

Einer der größten Vorwürfe, den man meiner Unwissenheit gemacht hat, ist, ich habe eines Tags, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, gesagt, der Wetterableiter z i e h e den Blitz a n.

Nehmen wir an, lieber Leser, die Lectionen des gelehrten Herrn Buloz über die Elektricität und über die

voltaische Säule haben mir nichts genützt, und ich sei noch heute in meinen Irrthum versunken.

Ich sagte: „Wie der Wetterableiter keinen andern Zweck hat, als den, den Blitz anzuziehen, so, denken wir, sind die Mädchen einzig und allein bestimmt, die jungen Leute anzuziehen;" und dies sagend, glaubte ich weder eine sehr neue, noch sehr gewagte Meinung auszusprechen.

Die zwei Mädchen zogen also in ihre Richtung die Flamme, welche aus den Augen von Camille sprang, sobald der junge Creole sie von fern in der Mitte ihrer Wolke erblickte.

Er verdoppelte den Schritt, und da es sein Marsch dem der Esel zuvorthat, so war er nur noch in geringer Entfernung von den beiden Amazonen, als eine derselben, zufällig sich umwendend, ihr Thier anhielt und ihre Gefährtin durch einen Wink aufforderte, ebenfalls anzuhalten.

Camille, als er dieses Manoeuvre sah, ging noch geschwinder und erreichte bald die zwei Reiterinnen; da erhob sich die Größere auf dem hölzernen Brettchen, auf das sie ihre Füße stützte, warf die Zügel ihrem Esel auf den Hals, fiel, auf die Gefahr, in den Staub zu rollen, dem jungen Manne in die Arme und küßte ihn mit der ganzen Gewalt ihrer Lippen.

„Oh! Chante-Lilas, Prinzessin von Vanvres!" rief Camille.

„Endlich! Du bist es also, Undankbarer!" sagte das Mädchen. „Wie lange suche ich Dich!"

„Du suchst mich, Prinzessin?" versetzte Camille.

„Aller Orten! ich bin sogar nur in dieser Absicht hierher gekommen."

„Wie ich," erwiederte Camille, „ich war einzig und allein hierher gekommen, um Dich zu suchen."

„Nun wohl," sprach Chante-Lilas, indem sie Camille zum zweiten Male küßte, „da wir uns gefnnden haben

so ist es, glaube ich, unnütz, daß wir uns länger suchen. . . Umarmen wir uns also und sprechen wir nicht mehr hievon."

„Sprechen wir nicht mehr hievon und umarmen wir uns!" sagte Camille, das befohlene Manoeuvre vollführend.

„Ah! höre . . ." rief Chante-Lilas.

„Was? . . Haben wir uns vielleicht noch nicht genug umarmt?" unterbrach Camille.

„Nein, das ist es nicht. Erlaube mir, Dir meine vertraute Freundin, Mademoiselle Paquerette *), Comtesse du Battoir **) vorzustellen. Ich halte es für unnöthig, Dir zu bemerken, daß ihr Taufname Paquerette ist und Comtesse du Battoir . . ."

„Ihr Adelsname... Gut! Und ihr Familienname?"

„Sie heißt ganz einfach Colombier***)", antwortete die schöne Wäscherin.

„Füge noch bei, daß dies der Name ihrer Lippen ist, denn nie wird ein Liebesgerucksе aus einem rosigeren und frischeren Munde hervorkommen."

Die Rosen der Lippen von Paquerette kletterten sogleich zu ihren Wangen empor, und sie war sicherlich im Begriffe, die Augen niederzuschlagen, als die Prinzessin von Vanvres sie zwang, ihren Blick auf Camille zu heften, indem sie nun den jungen Mann ihrer ersten Ehrendame vorstellte.

„Herr Camille von Rozan, americanischer Edelmann," sagte Chante-Lilas; „er hat Millionen auf den Antillen und, wie Du sehen kannst, seine Taschen voll von Petarden."

---

*) Maßliebe.

**) Gräfin von Waschbläuel.

***) Taubenhaus.

Die Prinzessin von Vanvres nannte Petarden *) die feurigen Worte, mit denen Camille seine Unterhaltung zu emailliren pflegte.

„Und, — ohne unbescheiden zu sein, — wohin ginget Ihr so?“ fragte Camille.

„Ei! ich habe es Dir gesagt, Unglücklicher!“ rief die Prinzessin, „wir suchten Dich auf, nicht wahr, Paquerette?“

„Ganz gewiß, wir gingen nicht anderswohin,“ antwortete die Comtesse.

„Wie kommt es,“ fragte Camille, „daß Ihr heute, am Dienstag, nicht in Eurem nassen Königreiche wohnt, meine schönen Najaden? Sollte die Sonne aus Unachtsamkeit Euren Palast ausgetrocknet haben?“

„Es gibt hier nichts Ausgetrocknetes, als unsere Gaumen, mein Edelmann,“ erwiederte Chante-Lilas, indem sie ihre Zunge schnalzen ließ, „und wenn Sie wirklich so sehr Edelmann sind, als Sie sagen, und sogar als Sie das Ansehen haben, so werden Sie uns sogleich einen hübschen kleinen Ort aufsuchen — wäre er auch groß und garstig, mir gleichviel! — wo wir Milch essen und Fladen trinken können.“

„Prinzessin!“ rief Camille.

„Gut! ich wollte das Gegentheil sagen, doch ich bin so durstig, daß ich darüber den Verstand verliere!“

„Ich gehe spornstreichs auf Entdeckung aus,“ erwiederte Camille, indem er sich in Marsch setzte.

Chante-Lilas hielt ihn aber an einem Flügel seines Rockes zurück und rief:

„Oh! der Prinzessin von Vanvres gibt man nicht von dieser Farbe zu sehen, Herr Ruggieri!“

„Was willst Du damit sagen, Prinzessin meines Herzens?“ fragte der Creole unbefangen.

---

*) Schlagschwärmer.

„Sie befürchtet einfach, Sie werden nicht mehr zurückkommen, und wir haben sehr Durst," antwortete Paquerette.

„Du hast es gesagt, Paquerette," versetzte Chante-Lilas, welche Camille beständig an seinem Rocke festhielt.

„Ich, Prinzessin!" rief der junge Mann, „ich Dich verlassen, fliehen, während Du mich abschickst, um Fladen für Dich zu holen? Mit was für Menschen hast Du gelebt, seitdem ich Dich nicht mehr gesehen, mein Herzchen? Wie! eine Abwesenheit von sechs Wochen hat Dich dergestalt verändert, daß Du der Redlichkeit von Camille von Rozan, einem americanischen Edelmann, mißtraust? Oh! ich erkenne Dich nicht mehr, Prinzessin meiner Seele! Man hat mir meine Chante-Lilas ausgewechselt!"

Und er hob seine Arme verzweiflungsvoll zum Himmel empor.

„Nun wohl, gehe voran!" sagte Chante-Lilas, indem sie die Schöße des Rockes losließ; „oder vielmehr, nein," fügte sie, sich eines Andern besinnend, bei: „es wäre grausam, Dich bei dieser erstickenden Sonne die Reise zweimal machen zu lassen! Gehen wir mit einander auf Entdeckung aus . . . Nur suche meinen Esel wiederzufinden: ich weiß nicht, was während unserer Wiedererkennung aus ihm geworden ist."

Der Esel war wirklich verschwunden; man mochte immerhin weit hinaus auf die zwei großen Ebenen schauen, welche auf beiden Seiten der Straße lagen: nicht die Ahnung von einem Esel!

Nach einigen Nachforschungen fand man indessen den Flüchtling wieder.

Er hatte sich in einen Graben gelegt und schlief im Schatten.

Man lud ihn höflich ein, wieder auf die Straße heraufzusteigen, und das Thier entsprach mit einer Sanftmuth und einem Gehorsam, wozu wenige Menschen fähig

gewesen wären, der Aufforderung und bot auf das Alleranmuthigste seinen Rücken dem Mädchen.

Die Gräfin vom Battoir trat nun ihren Esel Camille ab und stieg hinter Chante-Lilas auf.

Dann begab sich die lustige Karavane auf den Weg, um einen Pachthof, eine Schenke oder eine Mühle zu suchen.

Der schlaue Camille hatte nicht auf ein Mal alle seine Petarden, wie die Prinzessin von Vanvres sagte, losgeschossen; Gott weiß, mit welchen munteren Witzen die Straße besprenkelt wurde! Reiter und Reiterinnen warfen sich dieselben in sonoren Noten zu, die Ebene wiederhallte von ihrem Gelächter, die Vögel hielten sie für ihre fröhlichen Collegen und wurden nicht scheu, als sie vorüberzogen; dieses Trio von Reisenden glich den drei ersten Sonntagen des Monats Mai: es waren drei Fleisch gewordene Frühlinge.

Camille hatte schon gefragt, wie es komme, daß an einem Dienstag die beiden Mädchen auf der Landstraße von Paris seien und Esel peitschen, statt bei ihrer Wäsche zu sein und Hemden zu fälteln; Chante-Lilas überließ das Wort Paquerette, und diese sagte dem jungen Manne, da genannter Dienstag der Festtag ihrer Patronin, so seien sie ausgeflogen in der entschiedenen Absicht, den Americaner zu suchen.

Chante-Lilas kam, wie man sieht, auch auf ihre Hämmel zurück.

„Aber wie geht es zu, daß ich Dich eher auf dieser Straße finde, als auf einer andern?“ bemerkte Camille.

„Einmal habe ich Dich auf allen Straßen gesucht,“ antwortete die Prinzessin, „doch ich suchte Dich ganz besonders auf dieser, weil man mir sagte, Du wohnest im Bas-Meudon.“

„Gut! Wer hat Dir das gesagt?“ fragte Camille.

„Ei! alle Nachbarn.“

„Wohl, Prinzessin,“ versetzte Camille mit vollkom-

mener Sicherheit, „die Nachbarn haben Dich ganz einfach blau anlaufen lassen, mein Kind!“

„Unmöglich!“

„So wahr, als ich dort die Mühle unserer Träume erblicke.“

Man erblickte in der That eine Mühle am Horizont.

„Wenn mich aber die Nachbarn blau anlaufen ließen, was wohl möglich ist, warum treffe ich Dich auf dem Wege von Meudon?“ fragte Chante-Lilas mit dem Vertrauen und der Leichtgläubigkeit, die die Apanage der Grisetten zu der Zeit waren, wo es noch Grisetten und Leichtgläubigkeit gab.

Camille zuckte die Achseln wie ein Mensch, der sagen will: „Wie, Du erräthst nicht?“

Chante-Lilas verstand die Geberde und erwiederte: „Nein, ich errathe nicht.“

„Nichts kann natürlicher sein,“ sprach Camille. „Mein Notar wohnt in Meudon, und ich habe Geld bei meinem Notar geholt. Höre!“

Und er schlug an die Tasche seiner Weste und ließ die Goldstücke erklingen, die er für seine Einkäufe mitgenommen hatte.

„Es ist wahr,“ versetzte die Prinzessin, überzeugt durch den Klang der rechtfertigenden Stücke; „ich glaube Dir. Nun mußt Du mich aber Deinen Notar sehen lassen. Ich habe schon mehrere Male von Notaren reden hören, und ich wünsche einen zu sehen. Man sagt, das sei sehr interessant.“

„Und man hat Recht, dies zu sagen, Prinzessin: es ist sogar viel interessanter, als man sagt.“

Man kam nach der Mühle, was den Gedanken des Mädchens eine andere Richtung gab.

Ach! abermals etwas, was verschwindet, die Mühle! ehe zehn Jahre vergehen, werden unsere Enkel in ein Gelächter ausbrechen, wenn wir ihnen sagen, die Mühlen

haben einst dazu gedient, um das Korn zu mahlen, und ist das Antiken-Museum nicht darauf bedacht, eine aufzubewahren, so werden sich unsere Abkömmlinge weigern, an die Realität der Aehnlichkeit zu glauben, wenn wir ihnen eine Beschreibung davon machen.

Ein Besuch in einer Mühle war indessen früher ein reizendes Ziel von Spaziergängen für die jungen Männer und die Mädchen; es gab von allen Größen, von allen Farben, von allen Namen.

Es gab die Schöne Mühle, die Weiße Mühle, die Rothe Mühle, die Schwarze Mühle, die Fladen-Mühle, die Butter-Mühle, es gab Mühlen für jeden Geschmack.

Man setzte sich an einen Tisch, schaute drei bis vier Stunden lang zu, wie sich die Flügel der Mühle drehten, aß dabei Fladen und trank Milch; das war ein reines, unschuldiges Vergnügen, das keine sociale Ordnung umstürzte.

Die drei jungen Leute, nachdem sie ihre Esel angebunden, traten in die Mühle ein, wo man ihnen warmen Fladen und kalte Milch vorsetzte.

Camille und Paquerette griffen tüchtig zu, als die Prinzessin von Vanvres beim dritten Mund voll, den sie von dem Fladen nahm, ausrief:

„Oh! wie dumm sind wir, daß wir Fladen essen!“

„Ei! Prinzessin,“ unterbrach Camille, „sprich doch in der Einzahl, wenn's beliebt.“

„Oh! wie dumm bist Du, daß Du Fladen issest.“

„Bravo!“ rief Camille, „das ist besser als eine Petarde: das ist eine Rakete ... Und warum bin ich dumm, daß ich Fladen esse?“

„Ei! weil es drei Uhr Nachmittags ist, weil wir nicht werden zu Mittag speisen können, und weil ich hoffe, daß uns Herr Camille von Rozan, americanischer Edelmann, ein herrliches Mahl anbieten wird.“

„Alles, was Du willst, Prinzessin! Bei meiner Treue, nicht wahr, es ist das Wenigste, wenn man sich

so lange gesucht hat, wie wir, daß man sich nicht verläßt, ohne gegenseitig auf die Gesundheit getrunken zu haben?"

„Nun, so bestelle das Mittagsbrod."

„Oh! nicht hier, meine Schäferinnen."

„Wo denn?"

„In Paris . . . Teufel! man speist zu schlecht auf dem Lande! Das Land ist gut, um Appetit zu geben, aber nicht, um ihn zu befriedigen."

„In Paris also . . . Und wo werden wir in Paris speisen?"

„Bei Vésour."

„Bei Vésour? . . . Oh! welch ein Glück!" rief Chante-Lilas, indem sie zum Zeichen ihrer Freude ihre Finger schnalzen ließ; „ich höre schon so lange von Vésour reden: man sagt, das sei sehr interessant."

„Wie die Notare," versetzte Camille; „es gibt sogar Leute, welche behaupten, das sei noch interessanter, in Betracht, daß man bei Vésour speist, während man bei den Notaren gespeist wird."

„Oh! Paquerette," rief die Prinzessin, „Du wirst Dich hoffentlich nicht beklagen! Das ist eine Petarde: bei Vésour!"

„Vorwärts, vorwärts, meine Kinder!" sagte Camille. „Ich muß Euch bemerken, daß ich vor dem Mittagessen einige Einkäufe zu machen habe."

„Für Damen?" fragte Chante-Lilas, den Arm von Camille bis aufs Blut kneipend.

„Ah! ja wohl, Damen!" versetzte Camille. „Kenne ich Damen?"

„Für wen halten Sie mich denn?" sagte Chante-Lilas, indem sie sich mit einem komischen Stolze hoch aufrichtete.

„Dich, Prinzessin?" erwiederte der junge Mann, sie umarmend, „ich halte Dich für die frischeste, witzigste,

hübscheste Wäscherin, welche je am Ufer eines Flusses, unter der Haube des Himmels, geblüht hat!"

Ein leerer Fiacre kam an der Mühle vorüber; man winkte ihm, anzuhalten.

Dann band man die Esel los, und gegen ein Dreißigsousstück, — es gab zu jener Zeit noch Dreißigsousstücke, — übernahm es der Knecht der Mühle, sie nach Vanvres zurückzuführen.

Wonach man in den Fiacre stieg und die Adresse von Véfour gab.

Von den Einkäufen war keine Rede, wenigstens für diesen Tag.

Beim Nachtische, als man die Erdbeeren gegessen, den Kaffee zu sich genommen, das Aniswasser verkostet hatte, erinnerte sich Paquerette Colombier, deren Rolle immer schwieriger zwischen den zwei jungen Leuten wurde, plötzlich, ihr Oheim, ein alter Militär, erwarte sie, um seine Wunden zu verbinden.

Und sie that, was wir thun wollen: sie ließ den americanischen Edelmann unter vier Augen mit Chante-Lilas.

Nur werden wir, die wir keinen verwundeten Oheim haben, nach dem Bas-Meudon zurückkehren, wo Carmelite, welche seit sieben Uhr Abends am Fenster steht, verzweifelt, da sie Mitternacht schlagen hört.

XLIX.

Letzte Herbsttage.

Eines der Fenster der Wohnung ging auf die Straße vom Petit-Hameau.

An diesem Fenster stand Carmelite mit den Ellenbogen auf das Gesims gestützt, den Kopf in ihre Hände versenkt.

Von da hörte sie die seltenen, fernen Geräusche, welche mitten in der Finsterniß von der Ebene kamen, und zwanzigmal hatten sie die dürren Aeste, welche krachten, und die gelben Blätter, die zu fallen anfingen, beben gemacht, als ob sie den Tritt von Camille gehört hätte.

Doch zu dieser Stunde konnte Camille nicht zu Fuße von Paris zurückkommen; nicht auf das Geräusch seiner Schritte mußte sie warten, sondern auf das Geräusch eines Wagens.

Die Stille der Nacht, das melancholische Gemurmel des Windes in den Bäumen, die Blätter, welche schauernd niederfielen, die Nachteule, die ihr unheimliches Geschrei auf der benachbarten Pappel hören ließ, Alles trug zur Vermehrung der Traurigkeit von Carmelite bei, und es kam ein Moment, wo diese Traurigkeit so tief war, daß zwei Bäche stiller Thränen ihren Augen entstürzten und durch ihre Finger liefen.

Welch ein Unterschied zwischen dieser düstern Herbstnacht voller Schauer, allein in Erwartung von Camille an einem Fenster zugebracht, und jener Frühlingsnacht mit Colomban unter Syringen und Rosen durchlebt!

Und es waren doch kaum fünf Monate zwischen diesen zwei Nächten verlaufen!

Es braucht allerdings nicht fünf Monate, um eine ganze Existenz zu verändern: es braucht eine Minute! es braucht einen Augenblick! es braucht eine Sturmnacht!

Endlich, gegen ein Uhr Morgens, ertönte das Geräusch eines Wagens auf dem Pflaster der Straße.

Carmelite wischte sich die Augen ab, horchte mit gespanntem Ohr, und sah mit einem Gefühle von Glück, in das sich eine Traurigkeit mischte, über die sie sich keine Rechenschaft gab, den Wagen sich nach der abhängigen Seite der Straße wenden und vor der Thüre halten.

Woher kam denn die Erschütterung dieser Fiber des Herzens, der einen scharfen Schmerz gab, während alle andern vor Freude bebten?

Sie wollte die Treppe hinab eilen, um früher in den Armen von Camille zu sein.

Sie konnte nur bis auf die erste Stufe gehen.

Camille aber, nachdem er aus dem Wagen gestiegen, nachdem er die Thüre wieder geschlossen, sprang ihr entgegen.

Er fand Carmelite auf halbem Wege, wankend, an die Mauer angelehnt.

Woher kam bei ihr, die seine Rückkehr so sehr ersehnt hatte, diese schmerzliche Schwäche bei seiner Ankunft?

Camille, — er schloß Carmelite mit dem ihm natürlichen Ergusse in seine Arme.

Er hatte am Morgen die Prinzessin von Vanvres auf dieselbe Weise an seine Brust gedrückt, — etwas weniger stark vielleicht, etwas weniger glühend vielleicht: er hatte sich seine Abwesenheit von Carmelite vergeben zu lassen.

Diese erwiederte Camille seine Liebkosungen kälter, als sie selbst geglaubt hätte. Es ist in der Frau ein Instinct, der sie selten täuscht: der Mann nimmt immer

genug von der Frau mit sich, die er verläßt, um einen Verdacht der Frau einzuflößen, zu der er zurückkommt.

Carmelite kannte die Natur dieses Verdachtes durchaus nicht; es schien ihr, sie habe außer der Abwesenheit Camille noch etwas Anderes vorzuwerfen.

Was? — sie wußte es nicht, doch die schmerzliche Fiber, die sich in der Tiefe ihres Herzens gerührt hatte, war die des Vorwurfs.

„Verzeih mir, meine Geliebte, daß ich Dir Unruhe bereitet!“ sagte Camille; „doch ich schwöre Dir, eine raschere Rückkehr hat nicht von mir abgehängt.“

„Schwöre nicht,“ sprach Carmelite; „zweifle ich? warum solltest Du mich täuschen? Wenn Du mich immer liebst, so hat Dich ein Wille, der stärker als der Deine, zurückgehalten; wenn Du mich nicht liebst, was ist mir dann an der Ursache gelegen?“

„Oh! Carmelite!“ rief Camille: „ich Dich nicht mehr lieben? Wie sollte ich denn das machen? wie wäre es mir möglich, zu leben ohne Dich?“

Carmelite lächelte traurig.

Es schien ihr, ein verschleierter Schatten, der Schatten eines Weibes, ziehe zwischen ihr und ihrem Geliebten durch.

Camille führte sie in ihr Zimmer zurück und schloß das Fenster, — die Nächte fingen an kalt zu sein.

Carmelite war fünf Stunden an diesem Fenster geblieben und hatte die Kühle der Luft nicht bemerkt.

Sie war nahe daran, zu sagen: „Laß das Fenster offen, Camille; ich ersticke!“

Sie öffnete den Mund; doch ihre Lippen artikulirten keinen Laut: sie sank auf ihr Canapé.

Camille drehte sich um, sah sie und warf sich zu ihren Füßen.

„Höre, was geschehen ist,“ sagte er. „Stelle Dir vor, ich habe in Paris zwei Creolen von Martinique getroffen, zwei Freunde von mir, die ich seit . . . ich

kann Dir nicht sagen, wie lange nicht mehr gesehen . . . Wir sprachen von unserem schönen Vaterlande, wo Du einst wohnen wirst, wir sprachen von Dir . . ."

„Von mir?" versetzte Carmelite schauernd.

„Gewiß von Dir . . . Kann ich von etwas Anderem sprechen? . . Ich habe Dich nicht genannt, wohl verstanden. Sie sind mit mir gegangen, um unsere Einkäufe zu machen, — einen Theil davon wenigstens, — doch unter der Bedingung, daß ich mit ihnen zu Mittag speise und mit ihnen in die Oper gehe . . . es war die Abschiedsvorstellung von Lais . . . Du weißt, Du und die Musik, Ihr seid meine einzigen Leidenschaften! Warum warst Du nicht dabei? wie gut hättest Du Dich unterhalten!"

Carmelite machte eine unbeschreibliche Bewegung mit den Augenbrauen.

„Ich war nicht dort," sagte sie.

„Nein, Du warst hier, meine arme Geliebte; doch das ist Deine Schuld: Du wolltest nicht mitgehen."

„Ja, es ist meine Schuld; ich beklage mich auch nicht."

„Und statt Dich zu belustigen, hast Du Dich doch gelangweilt!"

„Nein, ich habe auf Dich gewartet."

„Höre, Du bist ein Engel!" rief Camille.

Und er küßte Carmelite aufs Neue voll Leidenschaft.

Sie ließ ihn fast zerstreut machen.

Ueber dem Kopfe des vor ihr knieenden jungen Mannes betrachtete sie ihren Rosenstock, der nur noch einige bleiche, kränkliche Blumen hatte, — die letzten.

Eine derselben fing sogar an sich zu entblättern, und Carmelite sah ihre Blätter eines nach dem andren mit einer tiefen Schwermuth fallen.

Camille fühlte wohl, daß seine Worte abglitten, ohne einzudringen; er blieb beharrlich und kam auf die

Einzelheiten zurück, die seiner Erzählung Wahrscheinlichkeit geben sollten.

Carmelite hatte am Ende den Sinn der Worte verloren und hörte nur noch das Geräusch derselben.

Sie lächelte, sie machte Zeichen mit dem Kopfe, sie antwortete einsylbig; doch sie wußte ebenso wenig, was sie antwortete, als was Camille sagte.

Es schlug zwei Uhr; Carmelite schauerte.

„Zwei Uhr?" rief sie. „Sie sind müde; ich bin es auch, mein Freund; gehen Sie in Ihr Zimmer und lassen Sie mich allein. Morgen werden Sie mir Alles sagen, was Sie mir noch zu sagen haben; ich weiß, daß Ihnen nichts Unangenehmes begegnet ist, und ich bin glücklich."

Camille war es seit einigen Minuten unbehaglich: er wußte nicht mehr, wie er hinauskommen, wie er bleiben sollte.

Er schien indessen betrübt über die Worte von Carmelite.

„Du schickst mich fort, Böse?" sagte er.

„Wie?" fragte das Mädchen.

„Gut! gut!" erwiederte Camille, „ich sehe, daß Du mit mir schmollst."

„Ich?" entgegnete Carmelite; „und warum sollte ich mit Dir schmollen?"

„Ei! was weiß ich? Eine Laune!"

„In der That," sprach Carmelite mit einem traurigen Lächeln, „vielleicht bin ich launenhaft, Camille; doch ich werde diesen Fehler abzulegen suchen . . . Morgen also!"

Camille umarmte zum letzten Male Carmelite, die seinen Kuß empfing, wie es eine Marmorstatue gethan hätte, und ging hinaus.

Kaum hatte sie die Thüre sich hinter ihm schließen sehen, als das Wort, das in Anwesenheit des jungen

Mannes nicht aus ihrem Munde hervorgehen konnte, ihm nun, da er abwesend, entschlüpfte.

„Ich ersticke!“ sagte sie.

Und sie öffnete wieder das Fenster und stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Gesims, wie sie es Camille erwartend gethan hatte.

Hier blieb sie unbeweglich bis zum Tage.

Bei den ersten gräulichen Strahlen des Morgens, welche niederfielen, schauerte sie, und als ob sie jetzt erst die Stunde wahrgenommen hätte, schlug sie ihre schönen Augen zum Himmel auf, seufzte und legte sich zu Bette.

Das war die erste Wolke, die am Himmel der zwei jungen Leute hinzog.

Camille hatte Carmelite gesagt, er habe nur die Hälfte der Einkäufe gemacht.

Er hatte sie gar nicht gemacht, wenn man sich der Verwendung seiner Zeit erinnern will.

Es war also dringend, nach Paris zurückzukehren.

Er kehrte dahin zurück.

Diesmal waren die Einkäufe vollständig: nichts brachte Camille von seinem Entschlusse ab.

Er kam auch frühzeitig wieder nach Hause.

Carmelite erwartete ihn nicht am Fenster; sie ging im Garten auf und ab; in dem Garten, wo der leere Pavillon von Colombau stand.

Uebrigens wurden von diesem Tage an die Abwesenheiten von Camille immer häufiger, und die Nachsicht, sagen wir mehr, die Gleichgültigkeit von Carmelite ermuthigte ihn nur, statt ihn zurückzuhalten.

Allmälig wurden seine Gänge nach Paris so zahlreich, daß seine Anwesenheit im Hause eine Ausnahme war.

An einem Tage war es ein Gang nach dem Marsfeld, an einem andern Tage die erste Vorstellung einer Oper, an einem dritten ein Hahnenkampf an der Barrière. Wohl sagte Camille jedes Mal zu Carmelite:

„Willst Du mit mir gehen, Geliebte?“ doch jedes Mal antwortete Carmelite: „Ich danke.“

Und Camille ging allein.

Eines Morgens, während einer seiner Abwesenheiten, klingelte man an der Thüre.

Carmelite hörte die Glocke, doch das war ein Getöne, das sie nicht mehr schauern machte.

Als man indessen zum zweiten Male klingelte, richtete sie den Kopf auf und legte ihre Stickerei nieder; sodann, da die Gärtnerin zu öffnen zögerte, trat sie ans Fenster, that den Vorhang ein wenig auseinander und schaute, wer klingelte.

Carmelite stieß einen Schrei der Ueberraschung, fast des Schreckens aus: es war Colombau.

Sie wäre beinahe rückwärts gefallen.

Sie lief auf den Ruheplatz; die Gärtnerin, welche aus der Tiefe des Gartens kam, trat in den Corridor.

„Nanette,“ rief Carmelite, „führen Sie diesen Herrn in den Gartenpavillon und sagen Sie ihm nicht, daß ich hier bin.“

Dann schloß sie ihre Thüre wieder, drehte den Schlüssel um, schob ganz zitternd den Riegel vor, und setzte sich oder fiel vielmehr auf ihr Canapé.

Es war Colombau.

Colombau hatte Camille mit seiner gewöhnlichen Regelmäßigkeit geschrieben; da aber Camille seit der Abreise des Bretagners keinen Fuß mehr in die Rue Saint-Jacques gesetzt hatte, so waren die Briefe von Colombau bei Marie Jeanne geblieben.

Hierdurch kam es, daß der sorglose Camille, da er keine Briefe erhalten, es nicht für nöthig erachtet hatte, an seinen alten Collégekameraden zu schreiben.

Ueberdies entfernte er, so viel in seiner Macht lag, das Andenken an Colombau von sich.

Colombau, das war die verrathene Freundschaft, das verletzte Versprechen, das war der Gewissensbiß.

Dieses Stillschweigen hatte Colombau beunruhigt, so wenig argwöhnisch er war.

Das Gemüth des strengen Bretagners hatte sich auch, — er bildete es sich wenigstens ein, — unter den wilden Schönheiten seiner Heimath gestählt.

Er glaubte von den Peulven *) von Carnac ihre Härte, von dem armoricanischen Felsgestade seinen Widerstand entlehnt zu haben.

Eines Tags hatte er sich gesagt: „Ich bin geheilt; ich will meine Rechtsstudien wiederaufnehmen. Dann werde ich sehen, was Camille und Carmelite machen."

Und da er diese zwei Namen aussprechend mit den Lippen gelächelt hatte, so bildete er sich ein, er habe mit dem Herzen gelächelt.

Er war also abgereist, da er sich Sieger glaubte.

Sein vermeintlicher Sieg war eine Niederlage; nur täuschte er sich selbst, und Gott allein kannte das Geheimniß seiner Schwäche.

Er kam nach Paris und nahm einen Wagen, um rascher in der Rue Saint-Jacques zu sein.

Es war sieben Uhr Morgens; er würde Camille im Bette finden.

Camille war träge wie ein Creole.

Carmelite würde aufgestanden sein; er erinnerte sich, daß sie mit den Vögeln erwachte und, wie sie, den ersten Schimmer des Tages, den ersten Strahl der Sonne besang.

Er kam mit klopfendem Herzen und entflammter Stirne nach der Rue Saint-Jacques.

Marie Jeanne sah ihn aus dem Wagen steigen.

„Ah! da ist Herr Colombau!" sagte sie. „Wohin gehen Sie denn, Herr Colombau?"

Colombau blieb plötzlich stehen und erwiederte:

---

*) Druidische Denkmäler.

„Wohin ich gehe? Ei! zu mir, zu Camille."

„Ah! wohl! Herr Camille ist vor vielen Tagen ausgezogen."

„Ausgezogen?" wiederholte Colombau.

„Ja, ja, ja."

„Und? . ."

Colombau zögerte.

„Und Carmelite?" fragte er mit einer Anstrengung.

„Oh! ebenfalls ausgezogen."

„Wohin sind sie denn gegangen?" fragte Colombau.

„Ah! der Mann wird Ihnen das sagen: er weiß es, glaube ich; sodann auch Mademoiselle Chante-Lilas, die Wäscherin."

Colombau lehnte sich an die Wand an, um nicht zu fallen.

„Gut!" sagte er. „Geben Sie mir den Schlüssel von meinem Zimmer."

„Den Schlüssel von Ihrem Zimmer?" versetzte Marie Jeanne; „wozu?"

„Wozu verlangt man den Schlüssel von seinem Zimmer?"

„Man verlangt den Schlüssel von seinem Zimmer, um in seine Wohnung zu gehen; doch Sie haben keine Wohnung mehr hier."

„Wie so?" fragte der Bretagner mit erstickter Stimme.

„Weil Sie auch ausgezogen sind."

„Ich, ich bin auch ausgezogen? Sind Sie toll?"

„Nein, ich bin nicht toll. Sie können hinaufgehen, wenn Sie wollen: es ist kein einziges Meuble mehr in Ihrem Zimmer: Herr Camille hat Alles mitgenommen und gesagt, Sie werden mit ihnen wohnen."

„Mit ihnen?" wiederholte Colombau.

Und eine Feuerwolke zog über seine Augen hin.

„Aber da ich mit ihnen wohnen soll, so muß ich doch wenigstens wissen, wo sie wohnen," sagte er.

„Ei! ich glaube, in Meudon," erwiederte Marie Jeanne.

Der junge Mann, der seinen Wagen noch nicht bezahlt hatte, stieg mit seinem Felleisen wieder ein und rief dem Kutscher zu:

„Nach Meudon!"

Anderthalb Stunden, nachdem er diese zwei Worte gesprochen, war Colombau in Meudon.

Doch man erinnert sich, daß Camille im Bas-Meudon wohnte.

Colombau ging mit seiner Geduld und seiner bretagnischen Hartnäckigkeit von Thüre zu Thüre, ohne zu ermüden.

Beim letzten Hause sagte man ihm, die jungen Leute wohnen ohne Zweifel im Bas-Meudon

Colombau fuhr nach dem Bas-Meudon.

Im Bas-Meudon erhielt er positivere Auskunft; man bezeichnete ihm das Haus; er klingelte ein erstes und dann ein zweites Mal.

Carmelite schaute, wie wir erwähnt, durch das Fenster, erkannte Colombau und befahl Nanette, nicht von ihr zu sprechen und Colombau in den Pavillon zu führen.

L.

Derjenige, welcher zurückkommt.

Als Nanette Colombau die Thüre öffnete, war er fast so bleich als Carmelite.

Er wollte nach Camille fragen, doch seine Stimme erstarb auf seinen Lippen.

„Zu Herrn von Rozan, nicht wahr?“ fragte Nanette, ihm zu Hülfe kommend.

„Ja,“ flüsterte Colombau.

„Er ist nicht hier, mein Herr,“ erwiederte Nanette.

Und sie setzte sich in Marsch, gefolgt von Colombau, den sie geraden Weges nach dem Gartenpavillon führte.

Carmelite, nachdem sie die Hausthüre hatte öffnen und wieder schließen hören, stand auf; sie zog ihre Riegel zurück, drehte ihren Schlüssel, öffnete wieder die Thüre ihres Zimmers, schlich auf den Fußspitzen hinaus und schaute durch das Fenster des Corridors, der auf den Garten ging.

Colombau folgte Nanette nicht mehr; er schritt ihr voran.

Es drängte ihn, zu Camille zu kommen und eine Erklärung von ihm zu verlangen.

Er öffnete die Thüre des Pavillon.

Der Pavillon war leer.

Er wandte sich gegen Nanette um und fragte:

„Wohin führen Sie mich?“

„Ei! in Ihre Wahnung, mein Herr,“ antwortete die Gärtnerin.

„In meine Wohnung?“

„Ja; sind Sie nicht der Freund, den Herr Camille von Bretagne erwartet?"

„Camille erwartet mich?"

„Seit zwei Monaten."

„Und wo ist Camille?"

„Er ist in Paris."

„Er wird aber heute zurückkommen?"

„Das ist wahrscheinlich."

„Geht er oft nach Paris?"

„Fast alle Tage."

„Ah! das ist es," murmelte Colombau; „er hat hier sein Quartier, doch sie wohnt in Paris; Camille hat wohl befürchtet, sie zu compromittiren, nicht nur, wenn er in demselben Hause, sondern sogar, wenn er in demselben Stocke wie sie wohne. Der liebe Camille, ich hatte ihn schlecht beurtheilt . . . Ah! ich bin böse!"

Und er wandte sich an Nanette und sagte zu ihr:

„Ich will Camille hier erwarten; sobald er zurückkehrt, werden Sie ihn von meiner Ankunft benachrichtigen."

Nanette nickte bejahend mit dem Kopfe und entfernte sich.

Als Colombau allein war, schaute er rings umher und strich dann mit der Hand über die Augen: er glaubte das Spielzeug eines Blendwerks zu sein.

Es war sein Zimmer, sein Zimmer von der Rue Saint-Jacques, ganz und gar in einen reizenden Garten versetzt!

Dieselben Meubles, dieselbe Tapete, er fand Alles hier wieder, wie durch Zauber, Alles, von seinem Codex, — welcher auf seinem Nachttische, bei seinem Handleuchter, liegend gerade bei der Stelle aufgeschlagen war, wo er drei Monate vorher das grüne Merkzeichen eingelegt hatte, — bis auf die kleinen Kübel von Rosenstöcken, welche vor seinem Fenster grünten!

Dieses Zimmer, das war ein Gewissensbiß von

Camille, der sich ein Verbrechen von Colombau verzeihen zu lassen hatte.

Camille sah darin nur eine zarte und zärtliche Aufmerksamkeit seines Freundes.

Nur war für ihn dieses Zimmer voll von düsteren Erinnerungen.

Nichts ist trauriger wiederzusehen mit einem zerrissenen Herzen und Augen in Thränen, als die Gegenstände, die man in glücklichen Zeiten gesehen hat.

Während er seinem Freunde eine freudige Ueberraschung zu bereiten glaubte, war es nicht ein Henkerswerk, was Camille dadurch vollbrachte, daß er Colombau nöthigte, im Sterbezimmer seiner ersten Illusionen zu wohnen?

Wie in jener Nacht, wo sich die Abwesenheit von Camille bis um ein Uhr Morgens verlängerte, Carmelite gesagt hatte: „Ich ersticke!" so wiederholte auch Colombau: „Ich ersticke!" und er eilte, Luft suchend, in den Garten.

Carmelite hatte ihr Fenster nicht verlassen: sie sah ihn aus dem Pavillon herauskommen, oder vielmehr herausspringen.

Sie drückte ihre Hand auf ihr Herz und warf ihren Kopf zurück: die Arme war einer Ohnmacht nahe.

Als sie ihre Augen wieder öffnete und sie nach dem Garten lenkte, saß Colombau auf einer Bank, den Kopf in seinen Händen, ganz in derselben Stellung, in der sie Camille erwartend vier Stunden lang geblieben.

Er blieb auch vier Stunden wartend, wie Carmelite geblieben war. Plötzlich hörte man das Rollen eines Wagens, der vor der Thüre hielt; dann ertönte die Klingel kräftig unter einer von jenen Erschütterungen, in denen man leicht die Hand des Herrn erkennt.

Diesmal war Nanette an ihrem Posten und öffnete schleunigst.

Ohne Zweifel meldete sie Camille, Colombau sei

angekommen; denn statt in den ersten Stock hinaufzugehen, durchschritt Camille den Corridor und erschien im Garten.

Er suchte Colombau mit den Augen, sah ihn auf seiner Rasenbank sitzen und ging gerade auf ihn zu.

Colombau, der seine Stirne in seinen Händen hielt, sah ihn nicht.

Beim Geräusche der Tritte schaute er indessen empor und erblickte Camille vor sich.

Er gab einen Schrei von sich und war in weniger als einer Secunde in seinen Armen.

Carmelite beobachtete Alles dies durch ihren Vorhang.

Nichts störte bei Colombau die Freude, die es ihm bereitete, seinen Freund wiederzusehen; er glaubte Camille im Bas-Meudon, Carmelite in Paris.

Die zwei jungen Leute kamen Arm in Arm nach dem Hause zurück.

Carmelite, als sie dieselben sich nähern sah, ging ganz zitternd in ihr Zimmer, dessen Riegel sie zum zweiten Male vorschob.

Camille zeigte seinem Freunde das ganze Haus, das Zimmer ausgenommen, wo sich Carmelite befand.

Der Bretagner war nicht erstaunt über den ein wenig weibischen Luxus der Ausschmückung der Wohnung; er kannte den Geschmack von Camille.

Nachdem das ganze Haus, mit Ausnahme des Zimmers von Carmelite, besichtigt war, führte der Creole seinen Freund vor die geheimnißvolle Thüre, an der Beide zwei- bis dreimal, ohne daß sie sich öffnete, vorübergegangen waren.

Hier hielt er Colombau an.

„Den Hut in die Hand!" sprach Camille.

„Warum?" fragte der Bretagner.

„Hier ist das Allerheiligste!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Höre,“ erwiederte Camille mit dem ihm eigenthümlichen halb spöttischen, halb ernsten Tone; „ich hatte nur sehr unbestimmte oder, wenn Du lieber willst, sehr entschiedene Ideen über die Religion: Jeder betet den Gott seiner Wahl an; ich weiß nicht, warum ich es anders machen sollte, als die übrige Welt.“

„Worauf zielst Du ab, und was für ein Zimmer ist dies?“ fragte Colomban. „Vollende!“

„Das ist der Tempel der Göttin des Schönen, des Guten, des Großen, eine Art von Pan Hermaphrodit, zugleich an der Frau durch ihre Schwäche und ihre Schönheit, am Manne durch den Muth und die Stärke Theil habend. Dieses Zimmer, Colomban, enthält das Wesen, das ich über Alles in der Welt anbete; das menschliche Geschöpf, das ich der Gottheit gleich verehre! Neige Dich also und, wie ich Dir gesagt habe, entblöße Dein Haupt, indem Du über diese Schwelle trittst; denn es ist gewiß nie einem Sterblichen vergönnt gewesen, das Gesicht eines verehrteren Idols zu betrachten.“

Carmelite hörte von ihrem Zimmer aus Alles, was Camille sagte; sie stand auf, bleich, aber entschlossen, wie sie es bei den großen Veranlassungen war, ging gerade auf die Thüre zu, und in dem Augenblicke, wo Camille die Hand an den Knopf legen wollte, um zu öffnen, öffnete sie selbst.

Colomban, als er das Mädchen erblickte, wäre beinahe rückwärts gefallen.

„Treten Sie ein, mein Freund!“ sagte Carmelite einfach.

„Nun, was hast Du denn?“ fragte Camille, die Bangigkeit seines Herzens unter dieser Heiterkeit verbergend, welche bald seine Maske, bald sein Gesicht war; „erkennst Du Carmelite nicht mehr? Dann will ich Euch einander vorstellen . . . Mademoiselle Carmelite Gervais, der Herr Vicomte von Penhoël . . . der

Herr Vicomte von Penhoël, Mademoiselle Carmelite Gervais."

Die zwei jungen Leute schauten sich an, Colombau betäubt vor Erstaunen, Carmelite unbeweglich vor Scham!

„Ei! so umarmt Euch doch!" rief Camille; „wer Teufels hält Euch denn zurück? . . Wollt Ihr, daß ich einen Gang im Walde von Meudon mache?"

Diese, im Grunde freundschaftliche, in der Form aber beleidigende Aufforderung brachte eine ganz verschiedene Wirkung auf Carmelite und Colombau hervor: das Mädchen erröthete bis aus Weiße der Augen; das Gesicht des Bretagners überzog sich mit einer Todesblässe.

Beide wichen einen Schritt zurück.

Was Carmelite erröthen und zurückweichen machte, das war die verletzte Achtung vor der Frau, die beleidigte Scham: ein verächtliches Lächeln schwebte über ihre Lippen.

Was Colombau erbleichen und zurückweichen machte, das war die verrathene Treue, es waren die mit Füßen getretenen heiligen Versprechungen der Freundschaft: eine Wolke des Schmerzes bedeckte seine Stirne.

Die Verlegenheit war grausam für Beide.

Carmelite machte ihr dadurch ein Ende, daß sie dem Bretagner offenherzig und liebreich ihre Hand reichte.

Dieser, — in Erinnerung an die bleiche, zarte Hand, die er eines Tags aus dem Bette von Carmelite, welche am Fieber darnieder lag, hatte hervorkommen sehen, — gab sogleich die seinige, und die zwei redlichen Hände verketteten sich ganz schauernd auf das Engste.

„Ah! was für seltsame Manieren habt Ihr denn da?" sagte Camille; „seit wann umarmt denn der Freund die Frau seines Freundes nicht?"

Colombau erhob das Haupt und schaute Camille mit einem strahlenden Blicke an.

„Deine Frau?" rief er voll Freude, — denn vor dem erfüllten Versprechen vergaß er Alles; — „Deine Frau?" wiederholte er mit Thränen in den Augen, ohne die Unruhe zu bemerken, in die seine Worte Carmelite versetzten.

„Oder beinahe," sagte Camille; „denn ich erwartete nur Deine Rückkehr, um unsere Heirath in Ordnung zu bringen."

„Ah!" machte Colombau kalt.

Dann sprach er mit einer Miene, welche nicht ganz von einer Drohung frei war.

„Nun wohl, hier bin ich!"

„Auf, auf!" rief Camille, den Faden zerreißend, den Colombau angeknüpft hatte; „wenn Du sie nicht aus Liebe für sie umarmst, so umarme sie mir zu Liebe."

Colombau näherte sich Carmelite, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sagte:

„Wollen Sie mir erlauben, Mademoiselle?"

„Madame, Madame," rief Camille.

„Wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen, Madame?" wiederholte Colombau.

„Oh! von ganzem Herzen!" rief Carmelite, die Augen zum Himmel aufschlagend, als wollte sie ihn zum Zeugen der Wahrheit ihrer Worte nehmen; „und Gott, der mich hört, weiß, daß ich Ihnen aus der tiefsten Tiefe meines Herzens dieses Zeichen der Zuneigung gebe."

Hienach umarmten sich die zwei jungen Leute erröthend.

„Nun, wie todt seid Ihr!" sagte Camille lachend. „Mein Gott! wie einfältig seid Ihr Beide! Ist es nicht ausgemacht, daß wir drei fortan nur eins, höchstens zwei sein werden?"

„Es ist gut," erwiederte Colombau; „doch ehe ich

diese reizende Einladung annehme, wünschte ich mit Ihnen zu reden."

„Mit Ihnen!" wiederholte der Creole; „Teufel! das ist ernst!"

„Sehr ernst!" versetzte Colombau.

„Bist Du dabei?" fragte Camille Carmelite.

„Nein," erwiederte Colombau, „Mademoiselle wird in ihrem Zimmer bleiben, während wir zu Dir gehen."

„Gehen wir zu mir," sagte Camille.

Und er öffnete die Thüre der von Carmelite gegenüber.

Der Bretagner folgte ihm, nachdem er Carmelite einen Blick zugeworfen, der besagen wollte: „Seien Sie unbesorgt, mit Ihnen will ich mich beschäftigen."

Sie lächelte traurig, seufzte und kehrte in das Innere ihres Zimmers zurück.

„Nun," fragte Camille, indem er sich in einen Lehnstuhl warf und zu wechseln suchte, wie man in der Jägersprache sagt, „wie hast Du Deinen Pavillon gefunden?".

„Reizend!" erwiederte Colombau, „und ich danke Ihnen für diese liebevolle Erinnerung; doch ich werde nie einwilligen, in diesem Pavillon zu wohnen."

„Und warum nicht?"

„Weil ich weder der Mitschuldige Ihrer Fehler, noch der Schild Ihrer schlimmen Leidenschaften sein will."

„Colombau!" rief Camille, die Stirne faltend.

„Oh! wir werden uns sogleich erzürnen, Camille, wenn Sie wollen; vorher lassen Sie mich Ihnen aber sagen, was ich Ihnen vorzuwerfen habe ... Sie hatten mir geschworen, — und das war eine der Bedingungen meiner Abreise, — Carmelite zu achten wie Ihre Frau, und Sie haben Ihr Versprechen schändlich verletzt! Von diesem Tage an, Camille, besteht eine Kluft

zwischen uns: die, welche ein redliches Herz von einem meineidigen Herzen trennt, und ich werde keinen Augenblick länger hier bleiben."

Diese Worte sprechend, machte Colombau einen Schritt gegen die Thüre.

Camille versperrte ihm aber den Weg und hielt ihn zurück.

„Höre," sagte er zu ihm, „so wahr als Du mein einziger Freund bist, — und ich wäre sehr unglücklich, wenn es sich anders verhielte! — so wahr als ich gern für Dich die Hälfte von dem gethan haben möchte, was Du für mich gethan hast, ich liebe, ich verehre Carmelite, ich bete sie an, und es hat nicht von mir allein abgehängt, meinen Schwur zu halten."

Colombau lächelte mit Verachtung.

„Nun wohl, ich berufe mich auf sie selbst," fuhr Camille fort. „Höre sie, befrage sie; Du wirst es hoffentlich auf sie ankommen lassen? Frage sie, ob ich es je durch irgend ein Mittel versucht habe, nicht allein sie zu verführen, sondern sie nur auf die Probe zu stellen; frage sie, ob wir nicht Beide unwillkürlich, verhängnißvoller Weise durch die geheimnißvollen Kräfte einer glühenden Sommernacht hingerissen worden seien; frage sie, ob wir nicht, wie zwei gerade durch ihre Unschuld verrathene Kinder, Beide die Gelegenheit angenommen haben, ohne sie zu suchen? . . . Du, der Du Deiner Leidenschaft zu gebieten weißt, Du, der Du eine Willensmacht besitzest, welche die menschlichen Kräfte übersteigt, wärest vielleicht nicht unterlegen; ich aber, schwach, wie Du mich kennst, mein Freund, fühlte um mich her, ohne sie zu rufen, tausend Begierden fliegen, denen ähnlich, welche ich in meinem Herzen verschloß, und die aus dem Herzen von Carmelite entflogen; ich that meine Augen zu, — die ganze Welt verschwand für mich! Kannst Du darum sagen, Colombau, ich sei ein treuloses Herz, ein unredlicher Mensch? Nein, denn so wahr ich

Camille von Rozan heiße, wird Carmelite zu der Zeit, die Du selbst bestimmen sollst, meine Frau sein. Du begreifst, ich wollte Dir Alles dies nicht schreiben: das wäre eine endlose briefliche Discussion gewesen; nun Du aber hier bist, ist es, wie gesagt, Deine Sache, den Hochzeittag festzusetzen."

Colombau blieb einen Augenblick nachdenkend.

„Ist es die Wahrheit, was Du mir da sagst?" fragte er Camille starr anschauend.

„Bei meiner Ehre!" antwortete der junge Mann, indem er seine Hand auf seine Brust legte.

„Wenn es sich so verhält, so bleibe ich," sprach Colombau; „denn ich werde immerhin einen redlichen Menschen zum Freunde haben. Was die Zeit der Heirath betrifft, so ist es an Dir, sie zu bestimmen, und natürlich: je eher, desto besser."

„Heute schon, hörst Du, Colombau, heute schon schreibe ich meinem Vater; ich bitte ihn, mir die für meine Heirath nöthigen Papiere zu schicken, und in sechs Wochen können wir das Aufgebot verkündigen."

„Setzen wir zwei Monate, um nichts zu übereilen... Bist Du aber auch der Einwilligung Deines Vaters sicher?"

„Warum sollte sie mir mein Vater verweigern?"

„Dein Vater ist reich, Camille, und Carmelite ist arm!"

„Die Tugend von Carmelite wird ihre Mitgift in den Augen meines Vaters sein."

„Unglücklicher Verschwender!" hatte Colombau große Lust auszurufen, „Du hast diese Mitgift zum Voraus verzehrt!"

„Sollte sich aber Dein Vater dennoch, gegen alle Deine Wünsche, Deiner Heirath widersetzen?" sagte er.

„Das ist unmöglich, lieber Freund!"

„Nimm es einen Augenblick an, so unmöglich es zu sein scheint. Was würdest Du thun?"

„Ich bin vierundzwanzig Jahre alt: ich würde meine Volljährigkeit abwarten und Carmelite trotz meines Vaters heirathen."

„Es ist ein trauriges Ding um die Empörung eines Sohnes gegen seine Eltern; doch es ist etwas noch viel Traurigeres, ein Mädchen entehrt zu haben und ihm seine Ehre nicht wiedergeben . . . . Schreibe also diesen Brief, schreibe ihn als ehrfurchtsvoller Sohn, zugleich aber als entschlossener Mann; die Packetbote gehen am 5., 15. und 25. jedes Monats ab; übermorgen ist der 15., Du hast daher keine Minute zu verlieren."

„Und Du bleibst?" fragte Camille.

„Ich bleibe," antwortete Colombau.

Und er legte auf dem Tische von Camille eine Feder und Papier bereit und fügte bei:

„Ich erwarte Deinen Brief im Pavillon."

Dann ging er fast freudig über die Redlichkeit seines Freundes hinab.

LI.

Derjenige, welcher geht.

Eine Viertelstunde nach Colombau trat Camille in den Pavillon, ein halb beschriebenes Blatt in der Hand haltend, ein.

„Ist es schon gemacht?" fragte Colombau erstaunt.

„Nein," erwiederte Camille; „im Gegentheil, ich habe kaum angefangen."

Colombau schaute ihn wie ein Richter an, der verhört.

„Oh! eile nicht, mich zu verurtheilen!" sagte Camille. „Bei den ersten Worten sind mir Deine Bemerkungen in Betreff der Einwilligung meines Vaters wieder eingefallen, und sie dünkten mir wahrscheinlicher, als ich sie Anfangs gefunden hatte."

„Was liegt Dir daran, da Dein Entschluß fest gefaßt ist?" versetzte der Bretagner.

„Das ist wahr; doch ich denke an die Briefe, die wir werden wechseln müssen, ehe wir zum Ziele kommen. Nie habe ich gehofft, die Einwilligung meines Vaters auf meine erste Bitte zu erlangen; wir müssen also streiten, parlamentiren; die Tage werden vergehen, unsere Ungeduld wird zunehmen."

„Wie soll man es anders machen?"

„Ich glaube das Mittel gefunden zu haben."

„Nenne es."

„Ich muß selbst gehen und meinen Vater um Erlaubniß, zu heirathen, bitten."

Der Bretagner heftete seinen starren Blick auf Camille.

Dieser hielt den Blick seines Freundes aus, ohne die Augen niederzuschlagen.

„Du hast Recht, Camille," sprach Colombau, „und was Du vorschlägst, ist die Sache eines ehrlichen Mannes — oder eines treulosen Schurken!"

„Ich hoffe, Du zweifelst nicht an mir?"

„Nein."

„Du begreifst, in drei Tagen inständigen mündlichen Bittens erlange ich mehr von meinem Vater, als in drei Monaten brieflichen Drängens und Bestürmens."

„Ich denke das wie Du."

„Drei Wochen hin, drei Wochen her, vierzehn Tage, um meinen Vater zu bestimmen: das ist eine Sache von zwei Monaten."

„Du bist die eingefleischte Logik und Vernunft geworden, Camille.“

„Die Vernunft kommt mit dem Alter, mein guter Colombau . . . Leider . . .“

„Was?“

„Oh! das ist ein fast unausführbarer Plan.“

„Wie so?“

„Ich kann Carmelite nicht mitnehmen.“

„Natürlich.“

„Andererseits kann ich sie nicht hier lassen.“

„Was hindert Dich daran?“

„Ein Mädchen allein, den Beleidigungen der Nachbarn und der Vorübergehenden ausgesetzt!“

Colombau faltete die Stirne und entgegnete:

„Glaubst Du denn, ich werde Carmelite beleidigen lassen?“

„Du willst also über sie wachen?“

Colombau lächelte.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „ich glaubte, Du kennest mich besser.“

„Du wirst unter demselben Dache mit ihr bleiben?“

„Allerdings.“

„Colombau,“ rief Camille, „wenn Du dies thust, so wird mein ganzes Leben nicht hinreichen, um diesen Beweis von Freundschaft anzuerkennen.“

„Undankbarer!“ murmelte der Bretagner.

„Nein, Colombau, nein, ich bin kein Undankbarer; doch ich kenne Deine Empfindlichkeit bei solchen Materien: ich befürchtete, Dich zu verletzen, wenn ich Dir anbiete, Du mögest allein bei einem jungen Mädchen in einem vereinzelten Hause wohnen.“

„Habe ich nicht drei Monate allein mit Carmelite gewohnt, ehe sie Dich kannte?“

„Ja, doch ehe sie mich kannte, wie Du sagst . . .“

„Und warum sollte mich der Gedanke, die Frau meines Bruders, meine geheiligte Schwester zu bewa-

chen, verletzen? wolltest Du auf meine frühere Liebe für Carmelite anspielen?"

„Colombau!"

„Hältst Du mich für fähig, zum Verräther an einem Schwure zu werden?"

„Ich halte Dich für fähig, eher zu sterben! und Deine Größe macht mich sehr klein... Oh! ja, ja, ich bin schlecht, und Du bist gut, und Du hast besonders die Treue des Molosses, wie Du seine Stärke und Ergebenheit besitzst ... Ich weiß, daß Du das Leben von Carmelite besser vertheidigen wirst, als Du das meinige vertheidigen würdest, und das meinige besser, als ich das Deinige vertheidigen würde; ich habe also keine Furcht; Dich hier wissend, würde ich die Reise um die Welt machen, wäre ich gezwungen, sie zu machen."

„Dann setze Carmelite von Deinem Vorhaben in Kenntniß," sprach Colombau; „Du begreifst, daß ich nicht ohne ihre Beistimmung annehmen werde ... Würde sie mich zurückweisen, so könntest Du immer noch in voller Sicherheit abreisen; ich würde ein Zimmer ihrem Hause gegenüber miethen ... neben ihrem Hause, wenn nicht gegenüber, und sie wäre ebenso sehr vor Beleidigungen geschützt, als wenn ich gegenwärtig ... Unterrichte sie also rasch, denn Du hast nicht mehr Zeit zu verlieren, als da es ein Brief war, der abgehen sollte, und nicht Du."

Camille gehorchte, ohne ein Wort zu sagen.

Schauernd empfing Carmelite die Kunde, die er ihr brachte.

Sie machte indessen keine Einwendung, setzte keinen Widerstand entgegen.

Sie hörte den Vorschlag an, betrachtete Camille mit einer Miene unbeschreiblichen Erstaunens, und ohne sich genau die seltsame Gemüthsbewegung, die ihr diese Kunde verursachte, zu analysiren, fühlte sie instinctartig

die ganze Niedrigkeit von Camille, die ganze Größe von Colombau.

Der Bretagner schien ihr so erhaben, daß er in ihren Augen, wie ein Riese, so zu sagen, die Ferse auf der Stirne des Zwerges hatte, den er seinen Freund nannte.

Die einzige Veränderung, welche bei diesem Projecte eintrat, war, daß man die Abreise auf den 23. des Monats October verschob.

Das Packetboot der Colonien ging, wie gesagt, am 25. ab; man hatte also zehn Tage bis dahin zuzubringen.

Colombau erzählte das strenge, fast klösterliche Leben, das er im Thurme von Penhoël, am Ufer des brausenden Meeres umherschweifend, oder am Bette seines Vaters sitzend, dem er die Odyssee vorgelesen, geführt hatte.

Carmelite entdeckte Colombau die Schätze musikalischen Wissens, die sie während der langen Abwesenheit des Bretagners und der häufigen Abwesenheiten von Camille aufgehäuft hatte.

Camille suchte die Heiterkeit der früheren Abende zurückzurufen; doch abgesehen davon, daß die der Abreise nahen Stunden nur voll der Besorgnisse und des Leides sein konnten, war zwischen diesen drei Personen ein Gespenst mit drei Gesichtern.

Für Camille war es das Gewissen.

Für Colombau war es der Zweifel.

Für Carmelite war es die Entmuthigung.

Dieses Gespenst schwebte unablässig über ihren Häuptern, oder schritt ernst und düster an ihnen vorüber während der traurigen, melancholischen Abende, welche bis zur Abreise von Camille verliefen.

Es gab zuweilen Augenblicke dumpfer Ungeduld, worüber sie selbst erschraken; man hätte glauben sollen, Leuten ähnlich, welche parlamentiren in dem Momente, wo sie eine Gefahr laufen, haben sie Eile, sich zu verlassen, da sie sich früher oder später verlassen mußten.

Man kam zum 23. October in dieser traurigen Gemüthsverfassung.

Es war verabredet, Colombau werde Camille bis zur Diligence führen, welche von Paris um zehn Morgens abgehen und folglich auf der Straße von Versailles um elf Uhr passiren sollte.

Der Bretagner that in dieser Nacht kein Auge zu; um sechs Uhr war er, das Erwachen von Camille erwartend, auf.

Um acht Uhr trat er in sein Zimmer ein.

„Wie viel Uhr ist es?" fragte Camille.

„Acht Uhr," antwortete Colombau.

„Oh! dann haben wir Zeit," sagte Camille; „laß mich noch eine Stunde schlafen."

Die Thüre von Carmelite war offen; sie hörte die Antwort des trägen Creolen.

„Er hat Recht," sagte sie, „lassen Sie ihn schlafen, mein Freund."

Colombau machte die Thüre von Camille wieder zu und trat bei Carmelite ein.

Es war, als hätte sie sich nicht niedergelegt: ihr Bett war kaum berührt.

„Sie sind müde, Carmelite," sprach Colombau, seinen besorgten Blick auf das Mädchen heftend.

„Ja," erwiederte Carmelite, „ich habe einen Theil der Nacht gelesen."

„Und den andern Theil haben Sie geweint?"

„Ich? nein!" sagte Carmelite, den Bretagner mit einem trockenen, fieberglühenden Auge anschauend.

Colombau neigte das Haupt und stieß einen Seufzer aus.

Sodann, obgleich er wußte, daß Alles bereit war, stand er auf und ging hinaus, unter dem Vorwande, das Gepäcke zu überwachen.

Die Wahrheit ist, daß ihm dieses Alleinsein mit

Carmelite das Herz brach, und daß er der Luft und der Einsamkeit bedurfte.

Um neun Uhr kam er wieder herauf, trat in das Zimmer von Camille ein und nöthigte ihn, aufzustehen.

Eine Viertelstunde nachher war der Creole im Speisezimmer, wo ihn Carmelite und Colombau erwarteten.

Diese letzten Minuten, welche der Trennung vorhergingen, waren nicht viel trauriger als die Abende der abgelaufenen Tage.

Es ist mit der Gewißheit einer Abreise wie mit der Gewißheit des Todes: man gewöhnt sich dergestalt stufenweise an das Unglück, das droht, daß man, da man nicht mehr überrascht ist, wenn es ausbricht, unempfindlich dabei scheint; die Quelle der Thränen ist nach und nach fließend versiegt!

Der Wagen, der Camille nach der Straße führen sollte, wartete vor der Thüre. Im Augenblick des Einsteigens schaute man sich zum letzten Male an; die drei Gesichter vermengten sich, indem sie sich küßten.

Colombau und Camille weinten aber allein.

„Ich vertraue Dir mein Leben," sagte Camille; „mehr als mein Leben, meine Seele."

Und Camille sprach ohne Zweifel in diesem Augenblicke die Wahrheit.

„Geh! ich hafte Dir dafür vor Gott, bei meiner Seele und bei meinem Leben!" antwortete feierlich der Bretagner, indem er seine großen Augen so klar wie der Himmel, den sie anschauten, aufschlug.

Die zwei jungen Leute gingen nach der Thüre.

Colombau wandte sich um, und als er Carmelite, die Arme hängend, den Kopf auf die Brust gesenkt, einer Bildsäule der Verlassenheit ähnlich, dastehen sah, schlug er Camille vor, sie mitzunehmen, damit sie wenigstens erst im letzten Momente von ihm scheide.

Carmelite schaute Colombau mit Augen an, in denen die Dankbarkeit glänzte.

Doch sie sagte mit einem Tone, der eine tiefe Entmuthigung verrieth:

„Wozu soll es nützen?"

Camille kam zum letzten Male zurück; zum letzten Male drückte er sie an sein Herz, dann wich er fast erschrocken von ihr.

Er hatte eine Marmorstatue zu umfangen geglaubt.

Es war noch zehn Minuten bis elf Uhr: man durfte keine Zeit verlieren; Colombau zog Camille fort; Beide stiegen in den Wagen, und dieser ging im Galopp ab.

Die Thüre war offen geblieben.

„Schließen Sie die Thüre!" sagte Carmelite düster zur Gärtnerin.

Die Gärtnerin gehorchte und machte die Thüre zu, die sich geräuschvoll schloß.

Carmelite schauerte.

„Das ist die Thüre meines Grabes," sprach sie.

Und sie stieg langsam, Stufe um Stufe, die Treppe hinauf, kehrte in ihr Zimmer zurück und fiel mehr, als sie sich setzte, auf ihr Canapé.

Woher kamen diese Entmuthigung, diese Traurigkeit, diese Kälte von Carmelite?

Von der Vergleichung, welche unwillkürlich eine ausgezeichnete Frau zwischen einem Manne wie Camille und einem Manne wie Colombau macht.

Und in der That, Colombau, — der vom Tage seiner Ankunft in den Augen von Carmelite gewachsen war, — Colombau hatte in den abgelaufenen zehn Tagen riesige Verhältnisse erreicht.

Zwischen seiner Abreise und seiner Rückkehr hatte Carmelite einen bösen Traum gemacht.

Einen Traum ... oh! ja! die Wirklichkeit wäre zu trostlos gewesen!

Drei Monate lang hatte sie die Geliebte eines Gecken zu sein geglaubt, der allerdings hübsch und belustigend,

doch ohne Adel, ohne Herz, ohne Gemüth, ohne Stärke; einer Art von geputzter, geölter, gepuderter, frisirter Puppe, welche im Ganzen genommen in Augenblicken unterhaltend, aber unwürdig der geringsten ernsten Zuneigung. Oh! das war ein entsetzlicher Traum, und dieser Americaner mit den gestreiften Halsbinden, mit den bunten Westen, mit den hellfarbigen Beinkleidern, mit den goldenen Ketten und den Rubinringen, war irgend eine Incernation des Dämons der Nacht, der sich auf die Brust der Eingeschlafenen kauert. — Alle diese Heirathspläne, diese Abreise, um sich mit einer Familie in der Tiefe Americas zu berathen, diese Drohung der Rückkehr, welche über ihr schwebte, nicht wie die Flamme der Hoffnung, sondern wie der Blitz des Schwertes, — Alles dies konnte nur der fieberhafte Traum einer Sommernacht in einem glühenden Gehirne sein!

Ja, ja, Alles dies war ein Traum!

Die Wirklichkeit war das große, redliche Herz, das man Colombau nannte.

Dieser, oh! ja wohl! das war ein einfacher, ein großer, ein starker Mann, kurz ein Mann! Dieser konnte zu einer Frau sagen: „Schließe die Augen und gehe!“ und die Frau konnte geführt von ihm blindlings gehen; dieser konnte sagen: „Ich will nicht!“ und man hätte ihm gehorcht: „Ich will!“ und man hätte auf ihn gehört: „Du mußt sterben!“ und man wäre gestorben.

Dieser hatte die Größe, den Adel und die Treue, die Güte und die Stärke.

Es war also dieser, welcher, seit drei Monaten abwesend, von seinem Freunde den Schatz, den er ihm anvertraut, zurückforderte.

Als aber die arme Carmelite emporschaute und um sich her alle die Gegenstände sah, welche Camille gehörten, ach! die Unglückliche! da erkannte sie wohl, daß sie eine Frühlingsnacht hindurch dem Bretagner wie einem

schönen Traume zur Seite gegangen, daß aber der Americaner die erschreckliche Wirklichkeit war.

Alle Thränen, die das weite Herz der Frau enthalten kann, entstürzten sodann in Strömen ihren Augen; sie beweinte ihren Irrthum, die entblätterte und in den Wind geworfene Blume ihrer Illusionen, ihr Glück, das verdunstet war wie ein Wohlgeruch, den man unvorsichtig in die Flamme geschleudert; sie beweinte ihr für immer gebrochenes Leben, wie man seine Mutter oder sein Kind beweint; sie rang die Hände vor Verzweiflung, sie, die keine Geberde gemacht hatte; sie beklagte sich ganz laut, sie, die keinen Seufzer von sich gegeben; sie schluchzte, sie, die keine Thräne vergossen; sie warf auf die Gegenstände um sie her Blicke einer von einer giftigen Schlange gebissenen Löwin; sie stand auf und ging mit großen Schritten, keuchend, das Auge fieberglühend, in ihrem Zimmer auf und ab.

Wäre der Fluß unter ihrem Fenster vorbeigelaufen, sie hätte sich unfehlbar in den Fluß gestürzt.

In der That, als hätte sie einen verzweifelten Entschluß gefaßt, ging sie auf das Fenster zu und öffnete es.

Es war ein erster Stock, kaum so hoch wie ein Entresol: sie hätte sich halb getödtet, doch sie würde fortgelebt haben.

Sie machte einen Schritt rückwärts mit einem Seufzer der Wuth und des Schmerzes.

Plötzlich aber funkelten ihre Augen, ihre traurigen, von Thränen der Verzweiflung überflutheten, schönen Augen, — sie funkelten, indem sie sich auf einen Gegenstand hefteten, der sie zu entzücken schien; in denselben Blicken, wo sich eine Minute vorher der tiefste Gram malte, glänzte etwas, was einer unaussprechlichen Freude glich; eine Flamme durchzuckte ihre Thränen, wie ein Sonnenstrahl die Wolken durchzuckt, und wie im Sonnenstrahle ein auf einer Blume zitternder Thautropfen

flimmert, so schoß ein Blitz der Glückseligkeit mittest durch ihre Thränen.

Sie hatte ihren weißen Rosenstock gesehen, — ihren weißen Rosenstock, das Symbol der Unschuld, die Erinnerung an ihre erste Liebe!

„O mein Rosenstock!“ sagte sie, indem sie ihn auf die Gefahr, sich an den Dornen zu verwunden, an ihr Herz drückte, „in der Nacht, da ich dich aushob, kamst du kaum aus der Erde, unserer gemeinschaftlichen Mutter, hervor; du stelltest noch nicht in der Sonne die Glorie deiner weißen Knospen, umhüllt von deinem Moosmantel, aus; das Feuer des Tages konnte dich nicht erreichen, die Kälte der Nacht konnte dich nicht ergreifen. . . O mein Rosenstock! wie ich, hast du während der Hitze einer glühenden Sommernacht die Schätze deiner glänzenden Blüthen gezeigt; du warst stolz auf deine weißen Blumenblätter; du strahltest in der Sonne, die du für deinen Freund hieltst; du glaubtest an die Ewigkeit des Lebens, wie ich an die Ewigkeit der Liebe glaubte! O mein Rosenstock, warum hast du deine Blüthen gegeben, wie ich meine Liebe gegeben habe, da wir Beide sterben sollten!“

Und sie brach die paar verspäteten Blüthen ab, welche noch das Haupt ihres Rosenstocks bekränzten, und statt sie in ihren Mädchenschleier zu legen, wie sie es mit den andern gethan hatte, entblätterte sie dieselben und gab sie dem Winde preis, der sie auf das kothige Pflaster des Weges forttrug.

LII.

Die verwundete Löwin.

Von dieser Stunde an betrachtete Carmelite dieses Haus, wie sie es gesagt hatte, als ihr Grab, und den Garten am Hause als ihren Friedhof; sie begriff Lavallière, welche ihre drei Jahre des Lichtes und der Sonne durch dreißig Jahre des Schattens in der Tiefe eines Klosters gebüßt hatte; sie begriff Magdalena, welche, da sie es nicht wagte, ihre Augen bis zur Stirne von Christus zu erheben, seine Füße mit ihren Haaren trocknete.

Ihre Zukunft schien ihr zusammengefaßt in den zwei mit schwarzen Buchstaben auf ein weißes Blatt geschriebenen Worten: Weinen und Sterben.

Und in der That, nichts konnte sie fortan an die Güter dieser Welt fesseln, und sie sah sich im Leben gehen, wie das Gespenst von sich selbst.

Sie blieb drei Viertelstunden in ihre düsteren Betrachtungen versunken, das heißt so lange, als der Bretagner brauchte, um Camille zu begleiten, das Vorüberfahren der Diligence zu erwarten und zurückzukommen.

Diese drei Viertelstunden waren Jahrhunderte für Carmelite.

Als Colombau wiederkam, fand er, statt des jungen Mädchens, das er verlassen, gebeugt unter der trostlosesten Niedergeschlagenheit eine Art von Gespenst mit finsterer Haltung, mit erloschenen Farben, mit stieren Augen.

Doch er begriff nichts, der unschuldige Colombau: er glaubte, diese Verzweiflung habe keine andere Ur-

sache, als die Abreise von Camille, er und versuchte es, die arme Verlassene dadurch zu trösten, daß er ihr von der Rückkehr sprach. Nun erst verstand er, nach der Art, wie Carmelite den Kopf schüttelte, daß das Uebel aus einer andern Quelle kam, und er begann seine Rolle des ergebenen Freundes, indem er sie brüderlich befragte.

Carmelite antwortete nicht; stumm für seine Blicke, taub für seine Worte, trug sie in sich einen so ungeheuren Schmerz, daß es schien, sie befürchte ihren Freund damit niederzubeugen.

Der erste Tag verging so. Colombau, als er das Mädchen seine Tröstungen zurückweisen sah, wie ein krankes Kind, das mit dem Finger einen wohlthätigen Trank zurückweist, Colombau schrieb der nervösen Aufregung, in der er Carmelite wiedergefunden, diese Traurigkeit zu, die er für vorübergehend hielt, und verschob eine ernstere Befragung auf den andern Tag und auf die folgenden Tage.

Doch am andern Tag und an den folgenden Tagen war die Schwermuth von Carmelite dieselbe, und das Mädchen entzog sich fortwährend jedem Geständniß.

Die Zeit verging also, ohne dem Bretagner die geheimnißvollen Ursachen dieser tiefen Verzweiflung zu enthüllen.

Die Stunden des Tages waren mit einer unabänderlichen Regelmäßigkeit eingetheilt; alle Morgen vom Monat November an brach Colombau, trotz des Regens, des Kothes, des Windes, des Schnees, der Kälte, zwischen sieben und acht Uhr vom Bas-Meudon auf, um zu Fuße nach Paris in die Rechtsschule zu gehen und dem Cursus beizuwohnen, der um halb zehn Uhr begann.

Dieser Cursus endigte um halb elf Uhr: Colombau war also pünktlich um Mittag zurück.

Man frühstückte; dann, eine Stunde nachher, nahm jedes seinerseits seine Arbeit, und man sah sich erst um

sechs Uhr, das heißt im Augenblicke des Mittagessens, wieder.

Man brachte die übrige Zeit des Abends entweder lesend, oder indem man Musik machte, selten plaudernd mit einander zu.

Der Bretagner fühlte wohl, daß es seine Pflicht war, Carmelite zu befragen; doch er sah den Widerstand des Mädchens, und ohne daß er die Gelegenheiten, das Gespräch auf diesen Boden zu bringen, floh, suchte er sie nicht mehr, wobei er handelte wie ein verständiger Arzt bei einer organischen Krankheit, das heißt, mehr von der Zeit, als von der Wissenschaft, mehr von Gott, als vom Arzte erwartend.

Was aber Colombau in Erstaunen setzte, das waren die ungeheuren Fortschritte, welche Carmelite in der Musik seit der Abreise von Camille gemacht hatte.

Es war, als hätte sich ein neuer, unbekannter, fast erschrecklicher musikalischer Sinn in ihr entwickelt. Spielte sie nur, so hatte ihr Klavier eine Stimme, eine Seele: es weinte, es seufzte, es schluchzte; sang sie, so hatte ihre Stimme, besonders in den hohen Noten, einen Umfang, ein Gefühl, eine schmerzliche Bitterkeit, wodurch aus dieser Stimme die Stimme eines trostlosen Engels wurde, der den Verlust des Himmels mit menschlichen Accenten beklagt.

Die Sonntage wurden besonders der Musik und dem Spaziergange gewidmet; man brachte sie gemeinschaftlich zu, ohne sich eine Viertelstunde von einander zu entfernen. War das Wetter so schlecht, daß man nicht ausgehen konnte, so kam man im Pavillon von Colombau zusammen. Der Bretagner war Anfangs erstaunt über diese Wahl von Carmelite, über diese Bevorzugung seines Zimmers, während man einen gemeinschaftlichen Salon hatte; doch als ein ächter französischer Jurist, der die provisorischen Gesetze als definitiv an=

nimmt, hatte er diese Laune von Camille angenommen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben.

Es hatte übrigens Carmelite nicht an Vorwänden gefehlt, um Colombau zu beweisen, sein Zimmer sei günstiger für ihre Plauderei, als irgend ein anderes. An einem Tage war das Klavier von Carmelite um einen Ton gesunken, und das Klavier von Colombau ging besser für ihre Stimme; an einem andern Tage rauchte der Kamin des Salon, und der Kamin von Colombau war vortrefflich; wieder an einem andern Tage war es ein ernstes Buch, dessen man bedurfte, um eine Thatsache, ein Datum zu bewahrheiten, und die ernsten Bücher fanden sich nur in der Bibliothek von Colombau. Kurz, es gab hundert Gründe, im Zimmer von Colombau zusammenzukommen, und nicht anderswo, und zum Beweise dient, daß man hier zusammenkam.

So vergingen mehrere Wochen; man empfing keine Briefe von Camille, und Colombau bemerkte mit Erstaunen, daß sich Carmelite nie bei Nanette erkundigte, ob Briefe angekommen seien.

Gegen das Ende des Decembers traf indessen der erste Brief ein.

Colombau brachte ihn ganz freudig Carmelite.

Sie saß an ihrem Klavier.

„Ein Brief von Camille!“ rief Colombau, als er in ihr Zimmer eintrat.

Doch ohne ihre Hände von den Tasten aufzuheben, sprach Carmelite:

„Lesen Sie, mein Freund.“

Colombau pflegte den Wünschen des Mädchens ohne Widerstreben zu gehorchen.

Er entsiegelte den Brief und las.

Der Brief erzählte alle Erörterungen, welche Camille nicht mit seinem Vater, sondern mit seinen Tanten, seinen Großtanten, so wie mit der übrigen Familie gehabt, die sich beständig seinem Plane entgegengesetzt ge-

zeigt hatte, und sich zur Stunde, wo er diese Zeilen schrieb, mehr als je widersetzte.

Außerdem war der Brief voll der lebhaftesten Zärtlichkeit für Carmelite, der tiefsten Dankbarkeit für Colombau; es fand sich sogar im allgemeinen Tone des Briefes eine Art von Melancholie, welche nicht gewöhnlich beim Americaner, und die der Bretagner auf Rechnung seiner durch die Uneinigkeit der Familie gefesselten Liebe und des Kampfes, den er aushielt, setzte.

Worüber sich aber Colombau wunderte, das war die mehr als kalte Art, wie Carmelite diesen Brief ihres zukünftigen Gatten aufnahm; er wagte es nicht, ihr eine Bemerkung in dieser Hinsicht zu machen; als er jedoch Abends allein war, fragte er sich in seinem Innern nach der Ursache dieser augenscheinlichen Kälte, und je mehr er in den geheimnißvollen Tiefen des Herzens der Frau suchte, desto mehr entfernte er sich von der Wirklichkeit.

Gegen das Ende des Januars kam ein zweiter Brief von Camille voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Die Kämpfe währten im Schooße der Familie Rozan immer noch fort; Camille hatte indessen einige Verwandte für seinen Plan eingenommen; einige andere hatte er gerührt; kurz, er hatte ein wenig Terrain gewonnen: man war also im Fortschritte.

Diesen zweiten Brief empfing Carmelite mit derselben Gleichgültigkeit wie den ersten: sie las alle die glühenden Zeilen, ohne im Geringsten davon bewegt zu werden; als sie die letzte erreicht hatte, machte sie den Brief zu und legte ihn auf den Kamin ohne Affectation, aber mit einer eisigen Verachtung.

Colombau war wohl versucht, diesen Umstand zu benützen, um sie zu befragen; aber er fand sie, jenseits ihrer scheinbaren Kälte, so aufgeregt, so fieberisch, daß er befürchtete, sie wie die Sinnpflanze, wenn er sie nur berühren würde, niederzubeugen.

Er verzichtete also für den Augenblick, irgend eine Frage an sie zu machen, und beschränkte sich darauf, daß er, jedoch vergebens, wie er es seit drei Monaten that, die Ursachen dieses krankhaften Zustandes suchte.

So verging ein Jahr.

Colombau, um das Mädchen nicht allein zu lassen, schrieb an seinen Vater, eine Pflicht halte ihn in Paris zurück, und er werde nicht das Glück haben, ihn während der Ferien dieses Jahres zu besuchen.

Statt sich langsam wie ein Jahr der Abwesenheit hinzuschleppen, war dieses Jahr übrigens mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, in einer unaussprechlichen Heiterkeit auf der Seite von Colombau, in einer leidenschaftlichen Bewunderung und in einem beständigen Gewissensbisse auf der Seite von Carmelite verlaufen.

Als sie eines Abends wie gewöhnlich beisammen saßen, — es war dies am 23. des Monats October, gerade am Jahrestage der Abreise von Camille, — äußerte Colombau die Ansicht, einfach gestützt auf die Redlichkeit, die er beim Creolen voraussetzte, dieser, der seit einem Monat sein fünfundzwanzigstes Jahr vollendet hatte, würde unstreitig zurückkommen, um mit oder ohne Einwilligung seines Vaters zu heirathen.

Carmelite schüttelte den Kopf auf die bezeichnende Weise, welche schon mehrere Male den Bretagner beunruhigt hatte, ohne daß er indessen den bestimmten Sinn davon begriff, was ihn noch viel mehr beunruhigt hätte.

Diesmal beschloß er, eine Erklärung von dem Mädchen zu verlangen.

„Carmelite," sagte er, „es ist heute ein Jahr, daß unser Freund abgereist ist; es ist heute ein Jahr, daß Sie bei den Versicherungen, die ich Ihnen über die baldige Rückkehr von Camille gab, traurig den Kopf schüttelten, wie Sie es in diesem Augenblicke thun. Ich habe vergebens die Ursache dieser stillschweigenden Mißbilli-

gung gesucht, und da ich sie nicht einsehen konnte, so bitte ich Sie, mir dieselben redlich zu sagen, wie ich sie von Ihnen verlange."

„Alles ist ernst bei Ihnen, Colombau," erwiederte Carmelite; „und da Sie die höchste Vernunft sind, so wollen Sie, daß der Grund von jeder Sache gleichsam zu Ihnen komme. Nun wohl! diese Kopfbewegung, mein Freund, ist eine Formel meiner Ungläubigkeit . . . Ich habe nicht Ihr anbetungswürdiges Vertrauen, da ich nicht Ihre fast göttliche Vollkommenheit besitze: von dem Augenblicke an, wo Camille abgereist ist, habe ich an seiner Rückkehr gezweifelt; ein Jahr ist abgelaufen, und ich zweifle mehr als je daran!"

„Oh! Sie täuschen sich!" rief Colombau. . . „Sie kennen also die Vorurtheile nicht, mit denen die americanischen Familien behaftet sind? Das einzige Hinderniß gegen die Rückkehr von Camille liegt hierin, dessen seien Sie sicher; Camille bekämpft diese Vorurtheile: unter einem leichtfertigen Anscheine hat er ein redliches Herz, und ich bedaure, Carmelite, daß Ihnen, da Sie Gelegenheit gehabt haben, ihn zu schätzen, nicht über seine Treue eine unerschütterliche Gewißheit geblieben ist."

Carmelite seufzte.

„Sie, Colombau," sagte sie, „Sie sind ein Goldherz; Sie sehen überall das Gute, weil Sie es in sich tragen. Sie sagen mir, ich habe Gelegenheit gehabt, Camille zu schätzen. . . Ja, mein Freund, ich habe ihn geschätzt, und deshalb wiederhole ich Ihnen: „„Camille wird nicht wiederkommen.""

„Ei! was kann Ihnen denn diesen beleidigenden Glauben gegeben haben?"

„Unser Leben von drei Monaten, in welchem ich ihn begriffen habe, ohne ihn zu befragen, in welchem ich ihn kennen gelernt habe, ohne ihn zu studiren. . . Man lebt zwanzig Jahre mit einem Freunde, ohne daß dieser Freund einen kennen lernt, während es mit einer Frau

gewisse Augenblicke gibt, wo man sich offenbart, gewisse Stunden, wo man sich verräth; das Sichgehenlassen, das eine nothwendige Folge des vertrauten Verkehrs ist, zwingt uns, die Maske abzulegen: so habe ich den wahren Charakter von Camille ergründet . . . Ich will ihn nicht in seiner Abwesenheit und in Ihrer Gegenwart schmähen; doch für mich geht aus dieser Kenntniß, die ich erlangt habe, eine Kälte hervor, die sich zuerst in Widerwillen und dann allmälig in Verachtung verwandelt hat. Camille mag mich auf eine gewisse Art lieben, ich bestreite es nicht; doch er hat für mich ein wenig von jener furchtsamen Liebe des schlimmen Schülers für seinen Lehrer; ich beherrsche ihn mehr, als ich ihn rühre, und seine Eitelkeit ist mehr befriedigt, mich zu besitzen, als seine Liebe darüber glücklich ist. Ich leugne nicht, daß er in dem Augenblicke, wo er mich verließ, bei der Erschütterung der Abreise die Absicht gehabt hat, wiederzukommen: gewöhnt an die leichte Liebe gewisser Frauen, war er erstaunt, sogar insgeheim darüber aufgebracht, in mir ein Hinderniß aller Tage, einen Widerstand aller Augenblicke zu treffen; er hat mich überrumpelt, aber nicht besessen, und dieser Kampf, den er zweitausend Meilen von uns besteht, erhält ihn im Grunde immer im Athem; glauben Sie aber mir, mein Freund, ich bin für Camille nur der Preis eines Sieges und nicht das Ziel einer ernstlichen Zuneigung.

Colombau schaute das Mädchen mit einer tiefen Traurigkeit an.

„Carmelite," sagte er, „Sie lieben Camille nicht mehr?"

„Ich habe ihn nie geliebt!" antwortete sie stolz, als ob diese paar Worte sie hätten rechtfertigen müssen.

„Oh! sagen Sie das nicht!" sprach mit Sanftmuth Colombau.

„Vor Gott," erwiederte Carmelite feierlich, „vor

Gott sage ich die Wahrheit, Colombau: ich habe Camille nie geliebt."

„Und dennoch ...." versetzte der junge Mann zögernd.

„Und dennoch sei ich besiegt worden ... das ist es, was Sie sagen wollen, nicht wahr, mein Freund? Nun wohl, ja, ich bin besiegt worden, doch nicht durch meine Schwäche; doch nicht durch die Stärke von Camille: ich bin besiegt worden durch eine unbekannte Macht, welche größer als die meine; durch eine geheimnißvolle Macht, welche größer als die seine; er hat keine Anstrengung gewagt, um meinen Fall herbeizuführen, wie er Ihnen sagte, um sich zu entschuldigen, daß er zum Verräther an seinem Schwure geworden; doch er hat kalt auf die Gelegenheit gewartet, und das ist es, was ich ihm vorwerfe, das ist es, was mir, nicht die Röthe der Scham, sondern die Flamme des Zornes und der Verachtung zur Stirne steigen macht."

„Oh! schweigen Sie, Carmelite!" sagte Colombau, indem er die Hand auf seine Augen legte, als ob seine geschlossenen Augen, weil sie ihn verhinderten, Carmelite zu sehen, auch seine Ohren verhindert hätten, sie zu hören.

„Und," sprach Carmelite, auf dem schlüpferigen Wege fortgerissen, „soll ich Ihnen die volle Wahrheit sagen, Colombau?"

„Oh! nein, nein, ich will nichts mehr hören," rief der Bretagner.

„Warum haben sie mich dann gefragt?" versetzte sie fast drohend.

„Reden Sie also."

„Wohl, Sie werden meinen Schmerz in seinem ganzen Umfange, meinen Fehler in seiner ganzen Tiefe kennen, wenn Sie erfahren, daß ich in jener Nacht des Sieges von Camille nicht Camille nachgab."

„Wem denn?“ fragte Colombau.

„Einem Gespenste meiner Einbildungskraft, einem Traume meines Herzens; Camille war nur der Abgeordnete meines Unglücks, nur der Namenleiher des Verhängnisses.“

Colombau schlug zu Carmelite seinen Blick so klar und durchsichtig wie das Licht auf und sagte:

„Carmelite, ich verstehe Sie nicht.“

„Oh! Colombau,“ erwiederte sie, „es war eine schöne Nacht, eine glückliche Nacht, wo wir den Rosenstock am Fuße des Grabes der armen Lavallière ausgehoben haben!“

Und sie stand langsam auf, verließ den Pavillon und ging wieder in ihr Zimmer hinauf, während Colombau, fast geblendet durch den ersten Lichtstrahl, der in sein Herz fiel, ihr mit den Augen folgte und murmelte:

„Oh! mein Gott! mein Gott! sie hätte mich also lieben können, da sie Camille nicht liebte? . .“

LIII.

Wo Jeder, nicht nur in seinem eigenen Herzen, sondern auch in dem des Andern klar zu sehen anfängt.

Von diesem Tage an wurde der Verkehr der zwei jungen Leute von einfach und vertraulich, wie er war, kalt und abgemessen.

Carmelite sah ein, daß sie Colombau zu viel gesagt hatte.

Colombau hatte bange, schlecht gehört zu haben.

Er glaubte immer an die Rückkehr von Camille; er benahm sich behutsam gegen Carmelite und floh alle Gelegenheiten, das Gespräch auf das schlüpferige Terrain zu bringen, wo das Mädchen beinahe ein Geständniß hatte entfallen lassen.

Der Gedanke, er liebe Carmelite immer mehr, seine Leidenschaft nehme von Tag zu Tag zu, erschreckte ihn.

Was wäre es denn gewesen, wenn er die Gewißheit gehabt hätte, er liebe Carmelite?

Er hätte auf der Stelle Paris verlassen und wäre nach der Bretagne zurückgekehrt.

Mittlerweile verliefen die Tage, die Monate, die Wochen, und die Einwilligung des Vaters von Camille kam nicht an; man empfing immer Briefe vom Creolen, Briefe, in denen sich die lebhafteste Zärtlichkeit, zuweilen die glühendste Leidenschaft malte, doch das war Alles.

Eines Morgens erhielt man einen Brief von seinem Bruder.

Camille war gefährlich krank geworden.

Carmelite empfing diese Nachricht mit einer fast eben so großen Gleichgültigkeit wie die anderen.

Die Krankheit dauerte drei Monate.

Wir wissen Alle, was die Gemüthsbewegungen bei der Wiedergenesung sind, nachdem die Krankheit mit ihrer fieberischen, entfleischten Hand uns die Thore des Grabes halb offen gezeigt hat.

Die ersten Worte, oder vielmehr die ersten Freudenschreie sind Hymnen der Dankbarkeit an den rettenden Gott, an die Familie, an die Freunde, an diejenigen, welche man liebt, und sogar an diejenigen, welche man geliebt hat; die schlimmen Gefühle sind erloschen, die guten sind gewachsen; man sollte glauben, das Fieber habe, alle faule Miasmen des Leibes fortnehmend, zu gleicher Zeit die Schmarotzerpflanzen der Seele entwurzelt; das Herz wird ein fruchtbarer Neubruch, der sich mit frischen Blumen bedeckt und nur Wohlgerüche aus-

dünstet. Eine große Krankheit ist eine Art von Station zwischen dem Leben und dem Tode, eine Ruhegelegenheit, wo die Seele, ganz von der Materie losgebunden, frei über den menschlichen Leidenschaften schwebt, wie jene Rosenkreuzer, welche auf den Gipfeln der Berge wohnten, um sich mehr unmittelbar mit dem Geiste Gottes zu unterhalten.

Das Zimmer des Genesenden ist ein Kloster, in welchem die Metamorphose des alten Aeson sich bewerkstelligt hat: der alte Mensch ist verschwunden, der neue sammelt sich darin und meditirt; die Bösen werden darin gut und die Guten besser.

Der Genesende, der zum Leben zurückkehrt, gleicht dem Kinde, das zur Welt kommt; Alles um ihn her ist Heiterkeit, Licht, Frische, Zauber; er reicht beide Hände jedem Menschen, den er sieht, wie einem alten Freunde; seine, lange Zeit in Banden gehaltene, Zärtlichkeit hat das Ungestüm und die Klarheit des Stromes, der seinen Damm durchbricht, und kein Hemmniß vermöchte sich ihr zu widersetzen.

So daß vor diesem raschen, herrlichen Ergusse die Verwandten, die Freunde, selbst die einfachen Zuschauer sich zurückhalten, aus Furcht, ihn zu hemmen, und geneigt sind, Alles zu versprechen, mit dem Hintergedanken jedoch, später nichts zu erfüllen.

Welches ist denn das väterliche Herz, das dem Kinde die Klapper verweigern kann, die es begehrt, und nach der es weinend die Arme ausstreckt?

So erhielt Camille von seinem Vater und der übrigen Familie in dem Augenblicke, wo die Genesung bei ihm eintrat, das Versprechen, nichts widersetze sich fortan seiner Heirath mit Carmelite, und das war das Thema, welches er in dem Briefe, den er an seine Freunde unter der Herrschaft dieser noch fieberhaften Wiedergenesung schrieb, paraphrasirte. Von der Exaltation des Augenblicks eine neue Gluth entlehnend, war sein Brief ein

Meisterstück der Liebesleidenschaft, und der gute Colombau reichte ihn Carmelite und sprach, die Augen voll Thränen, zu ihr:

„Sie sehen, Carmelite, daß ich mich nicht getäuscht hatte.“

Doch für Carmelite war es nicht dasselbe; sie befreite alle leidenschaftliche Ausdrücke des Briefes von den durch das Fieber erregten Hinreißungen, und sie weigerte sich, in diesem Schreiben etwas Anderes zu sehen, als jenes Sonnengespenst mit den lebhaften Farben, den ephemeren Sohn des Sturmes, der mit ihm verschwindet. Ueberdies handelte es sich nicht mehr darum, den Grad der Liebe, welche Camille für sie haben konnte, kennen zu lernen; sollte er in das lange Fieber zurückfallen, aus dem er hervortrat, Carmelite hätte keinen Schritt gethan, um ihn zu retten; sie hätte vielleicht nicht die Kaltblütigkeit des Henkers gehabt, doch sie hatte den Muth des Richters, und sie sprach in ihrem Innern unwiderruflich das Urtheil.

Die größte Freude für Carmelite wäre es gewesen, keine Briefe vom Creolen mehr zu empfangen, nichts mehr von ihm zu hören, ihn bis auf den Namen zu vergessen.

Sie liebte Colombau mit der ganzen Macht ihres Herzens, mit der ganzen Stärke ihres Kummers, mit der ganzen Größe ihrer Gewissensbisse. Wenn sie ihn zugleich so traurig und so stolz auf die Redlichkeit seines Freundes sah, so fühlte sie ein fast unwiderstehliches Verlangen, Colombau um den Hals zu fallen und ihm ihre Liebe zu gestehen; doch die strenge Stirne des jungen Mannes hielt sie ab und nöthigte sie, in sich selbst zurückzukehren.

Diese Liebe, die sich ihrer jeden Tag mehr bemächtigte, war nicht Liebe; es war etwas Besseres: es war die Anbetung, die ein höheres, fast göttliches Wesen einflößt.

Hätte, wenn sie ihn verstohlen anschaute und mit den Augen verschlang, Colombau einen von ihren Blicken wahrgenommen, dieser Blick, so einfach und bescheiden der Bretagner war, würde ihn von Allem unterrichtet haben.

Und dennoch hatte der Zwang, den sie einander gegenüber empfanden, für Beide Augenblicke von unaussprechlicher Süßigkeit.

Wenn Colombau las, — meistens eine Ode von Hugo, ein Gedicht von Lamartine, — da neigte sich Carmelite, die ihn anschaute und ihm zuhörte, sie streckte sich, sie legte sich beinahe auf ihr Canapé, den jungen Mann mit den Augen bedeckend und einer jungen Löwin ähnlich, bereit, sich mit einem Sprunge auf den falben Löwen, den Gegenstand ihrer mächtigen Liebesgluth, zu stürzen.

Sang Carmelite entweder das Pria che spunti l'aurora des neapolitanischen Maestro, oder das hitzige Fieber von Grétry, so hörte Colombau auf zu athmen; er lauschte wie in Extase und schaute, so zu sagen, zu, wie jede der funkelnden Noten aufstieg, jenen Raketen ähnlich, welche, auf der Erde erschlossen, am Himmel aufblühen, glänzen und erlöschen. Er, mit seiner schüchternen, ehrfurchtsvollen Liebe, schien die Frau zu sein, und er hätte sein Leben gegeben, nicht einmal um die Lippen von Carmelite zu küssen, sondern um nur den göttlichen Hauch, die himmlische Harmonie, welche daraus hervorkam, einzuathmen.

Sie nahmen Abschied von einander um Mitternacht oder um ein Uhr Morgens; Colombau kehrte dann in seinen Pavillon zurück; hinter ihm schloß Carmelite ihre Thüre, oder sie gab sich den Anschein, als schlöße sie dieselbe; dann, wenn sich kaum das Geräusch der Tritte auf den letzten Stufen der Treppe verloren hatte, öffnete sie die Thüre wieder, lief ans Fenster des Flurgangs, schaute dem jungen Manne nach, wie er den Garten

durchschritt, und die Augen auf das Licht geheftet, das durch die Scheiben des Pavillon schien, wachte sie manchmal bis zum Tage wie dieses Licht, erschöpfte sich wie dasselbe in ihrer verzehrenden Liebe, und zog sich erst zurück, wenn das Licht erloschen war.

Zuweilen riß sie diese fieberhafte Gluth sogar weiter fort. In den schönen Sommernächten, wo die Sterne allein die Erde beleuchten oder vielmehr die Finsterniß zu unterscheiden erlauben, ging sie auf den Fußspitzen hinab, trat furchtsam in den Garten ein und erreichte ein Gebüsche, wo sie einen Augenblick Halt machte; dann, wie die Feen, wie die Undinen, deren Schatten dem Grabe entschlüpft, um bei der Wohnung des Mannes, den sie in ihrem Leben geliebt, weiß und klagend umherzuirren, drehte sich Carmelite um den Pavillon von Colombau.

Manchmal auch, bewegt durch ein ähnliches Gefühl, öffnete der junge Mann seine Thüre, kam, die Luft mit voller Brust einathmend, heraus und setzte sich auf die Rasenbank, auf der er, Camille erwartend, am Tage, wo er von der Bretagne zurückkehrte, gesessen hatte. Hier blieb er unbeweglich, die Augen auf das Fenster des Flurgangs geheftet, durch das ihm ohne Zweifel sein Blick bis ins Zimmer von Carmelite zu tauchen schien.

Da näherte sich Carmelite sachte, langsam, von Baum zu Baum, ihren Athem zurückhaltend; sie schaute ihn mit Flammenaugen durch die Finsterniß an, und zog sich erst zurück, wenn er selbst wieder in seine Wohnung ging, ohne zu wissen, daß die Seele von derjenigen, welche er liebte, einem Irrlichte ähnlich, ihn eine Stunde lang umschwebt hatte.

In einer Nacht, als die Erde mit einem Schneeteppich bedeckt war, und, da sie es nicht wagte, hinauszugehen, aus Furcht, die Spur ihrer Tritte auf der weißen, wattirten Fläche zu hinterlassen, Carmelite am Fenster ihres Flurganges stand, die Augen auf das Licht

der Lampe von Colombau geheftet, ohne sich um Kälte oder Wärme zu bekümmern, — denn das Feuer hätte ihre Hände nicht erwärmt, denn der Schnee hätte ihre Stirne nicht gekühlt, — in einer Winternacht also sah sie die Thüre des Bretagners sich öffnen und diesen, welcher auf den Fußspitzen herauskam, wie sie es oft selbst that, sich nach dem Hause wenden, wo er verschwand.

Die erste Bewegung von Carmelite war, in ihr Zimmer zu fliehen.

Doch die Neugierde gewann die Oberhand; überdies hätte sie, die Thüre öffnend und wieder schließend, ihre Gegenwart verrathen.

Sie hüllte sich in den Fenstervorhang und wartete.

Das Krachen der Stufen deutete an, daß Colombau die Treppe heraufstieg, und nach einigen Secunden erschien sein Schatten wirklich oben auf den Stufen und rückte langsam im Flurgange vor.

Als er die Thüre des Mädchens erreicht hatte, blieb er stehen, lehnte sich an die Wand an und verweilte hier, den Athem an sich haltend und in der Stellung eines Betrachtenden, als ob er durch diese geschlossene Thüre hätte schauen können.

Von Zeit zu Zeit machte sich seine auf sein Herz gelegte Hand von seiner Brust los, drückte auf seine Augen und schien Thränen abzuwischen.

Das war eine Offenbarung für Carmelite. Was suchte er vor ihrer Thüre, wenn nicht, was sie oft selbst vor der seinigen suchte? Was für Thränen konnte er vergießen, wenn nicht die brennenden Thränen der Liebe, die bitteren Thränen der Wehmuth?

Und in der That, bald verwandelten sich die stillen Zähren von Colombau in Schluchzen.

Carmelite legte ihre beiden Hände auf ihren Mund, um sogar ihren Athem am Ausströmen zu verhindern; denn sie fühlte, der Schrei: „Ich liebe Dich! ich liebe Dich!“ war nahe daran, ihren Lippen zu entschlüpfen.